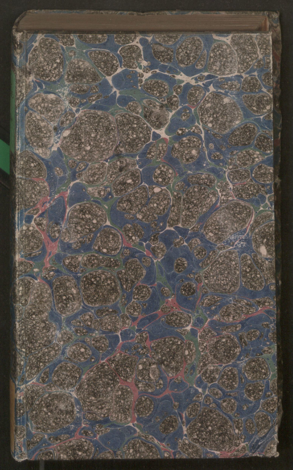
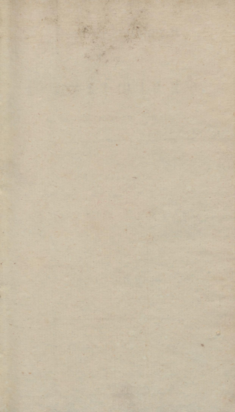
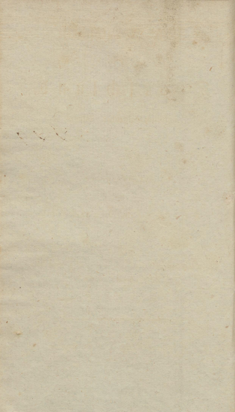










# Neue Monatsschrift
für
# Deutschland,
historisch-politischen Inhalts.



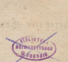
Herausgegeben
von
Friedrich Buchholz.





Achtzehnter Band.

Berlin,
bei Theodor Joh. Chr. Fr. Enslin.
1825.



# Inhalt des achtzehnten Bandes.

Seite

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter. (Fortsetzung.) . . . . . . . . . . . . 1
Ueber Ludwig den Vierzehnten und den Charakter seiner Regierung.
Betrachtungen über die Finanz-Wissenschaft. . . . 51
Aus dem Französischen.
Wodurch wird die Wiederherstellung der gesellschaftlichen Ordnung in Spanien verzögert? . . . 82
Kann das sogenannte System der Gegenkräfte jemals für Europa zurückkehren? . . . . . . . . 101
Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter. (Fortsetzung.) . . . . . . . . . . . . 113
Fortsetzung des Vorigen bis zum Frieden von Ryswick.
Ueber den gegenwärtigen Zustand Hayti's. . . . . 155
(Aus Edingburgh Review No. LXXXII.) — Vorwort des Herausgebers.
Eigenthümliche Beschaffenheit der brittischen Opposition im sechszehnten Jahrhundert. . . . . . 178
Ueber Montesquieu's Geist der Gesetze. . . . . 182
(An den Herrn Geheimen Staatsrath v. Stägemann.)
Georg Waddington's Urtheil über die Wendung, welche die Angelegenheiten der Griechen nehmen müssen, wenn diese gerettet werden sollen. . . . . . 218

Seite
Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter. (Fortsetzung.) . . . . . . . . . . 225
Der spanische Erbfolge-Krieg.
Ueber den Einfluß des Klima auf die Gesetzgebung. . 279
War Leibnitz ein Katholik, und ist es wahr, daß der Protestantismus sich in großen Staaten nicht halten kann, weil diese nicht mit ihm bestehen können? . . . . . . . . . . . 294
Ueber gewisse, angeblich zuverlässige Mittel, der herrschenden Noth des landwirthschaftlichen Standes abzuhelfen. . . . . . . . . . . . . . 311
Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter. (Fortsetzung.) . . . . . . . . . . . 341
Der spanische Erbfolgekrieg bis zum Frieden von Utrecht.
Ist die Klage über Geldmangel gegründet und worauf stützt sich überhaupt diese Klage? . . . . . 395
(An den Herrn Chef-Präsidenten der Seehandlungs-Societät, Rother.)
Schreiben über des Grafen v. Segür Geschichte des Feldzugs von 1812 und des Generals Gourgaud Kritik dieses Werks. . . . . . . . 436

# Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

## Zwanzigstes Kapitel.

### Ueber Ludwig den Vierzehnten und den Charakter seiner Regierung.

War die Handlung, wodurch Wilhelm der Dritte seinen Oheim und Schwiegervater vom Throne stieß, um sich auf denselben niederzulassen, etwas Anders, als — Usurpation? Man hat keine Ursachen, ein Verfahren, das allen Gesetzen der Thronfolge so schnurstracks entgegenlief, glimpflicher zu bezeichnen.

Woher kam es aber, daß dies Verfahren von allen europäischen Mächten, Frankreich allein ausgenommen, gebilligt wurde?

Rührte dies etwa daher, daß am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts das Gefühl für Rechtmäßigkeit minder scharf und entscheidend war?

Eine solche Voraussetzung ist deshalb unzuläßig, weil die Grundlage der europäischen Throne im siebzehnten Jahr-

hundert vollkommen dieselbe war, die sie noch gegenwärtig ist, und man folglich annehmen muß, das Gefühl für die Rechtmäßigkeit eines Fürsten sei ein allgemein verbreitetes Gefühl gewesen. Unstreitig aber fühlte man zugleich, daß eine Rechtmäßigkeit, welche nicht bloß vereinzelt bleiben, sondern sich sogar zur Quelle von Unrechtmäßigkeiten machen will, mit sich selbst in Widerspruch getreten ist; unstreitig fühlte man zugleich, daß ein rechtmäßiger Monarch, um als ein solcher zu bestehen, sich alle Arten von Rechtmäßigkeiten zur Bedeckung geben muß; mit einem Wort: daß Rechtmäßigkeit und Tyrannei so wenig mit einander gemein haben, daß die eine die andere aufhebt. Wie hätte man außerdem Erbarmen mit Jakob dem Zweiten fühlen, wie sich dieses Königs annehmen können, da er, in den Gängelbanden der Jesuiten und Mönche einhergehend, sich von den europäischen Angelegenheiten gänzlich zurückzog, und keinen andern Beruf fühlte, als Ludwig den Vierzehnten in allen den Unternehmungen zu begünstigen, wodurch dieser furchtbare Monarch sich auf Kosten seiner Nachbarn vergrößerte? Es vereinigten sich demnach zwei Gefühle, wodurch Wilhelms Verfahren von Seiten der europäischen Welt begünstigt wurde: nämlich der Abscheu vor dem tyrannischen Verfahren Jakobs des Zweiten, und der Haß gegen Ludwig den Vierzehnten. Vielleicht darf man behaupten, daß der letztere noch stärker gewesen sei, als der erstere. Wie es sich aber auch damit verhalten mochte: im Großen zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit, daß man billigt, was man für nützlich hält, und daß man kein Bedenken trägt, Grundsätze aufzuopfern, wenn man da-

durch großen Verlegenheiten entgehen kann. In der That, die politische Nützlichkeit der Usurpation Wilhelms des Dritten ließ sich nicht verkennen; und gerade sie war es, was mit dem Gedanken versöhnte, daß ein Neffe und Schwiegersohn seinen Oheim und Schwiegervater vom Thron gestoßen hatte. England und Holland, unter demselben Scepter vereinigt, leisteten eine Gewähr, die man sich mit Freuden gefallen ließ, weil in der damaligen Lage der Welt keine bessere zu finden war.

Ehe wir aber eingehen auf die großen Veränderungen, welche durch Wilhelms des Dritten Usurpation in den bisherigen Verhältnissen der europäischen Welt bewirkt wurden, wird es nothwendig seyn, den Gegenstand, um welchen es sich, vom Jahre 1689 an, handelte, schärfer ins Auge zu fassen; und da dies nicht wohl möglich ist, ohne die Eigenthümlichkeit Ludwigs des Vierzehnten, so wie die besondere Beschaffenheit des französischen Reichs in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, genauer zu bezeichnen: so wird das, was wir hierüber mitzutheilen gedenken, die Aufmerksamkeit des Lesers hoffentlich um so leichter fesseln, da alles, was seit dem Jahre 1715, d. h. seit dem Hintritt jenes französischen Monarchen, in der europäischen Welt erlebt worden ist, eigentlich nur als weitere Entwickelung des Verhältnisses betrachtet werden kann, worin er zu seinem Volke stand. Zur Sache!

Am bewunderswürdigsten dürften die Mittel seyn, welche das Schicksal anwendete, um Frankreich einen König zu geben, der, vermöge seines eigenthümlichen Charakters, mehr als alle seine Vorgänger, geeignet wäre

die Bewohner dieses schönen Landes der Starrheit zu entziehen, worin sie so viele Jahrhunderte gelebt hatten.

Ludwig der Vierzehnte war sechs Jahre alt, als er, nach dem Hintritt Ludwigs des Dreizehnten, unter der Vormundschaft seiner Mutter, den Königstitel erhielt: ein Umstand, der für die Bildung seines Charakters von den erheblichsten Folgen seyn mußte, sofern mit demselben alle die Abhängigkeits-Verhältnisse wegfielen, welche ihm in einem so zarten Alter die Pflicht auflegen konnten, irgend Etwas außer sich selbst zu achten. Als König von den Vielen, die zu seiner Umgebung gehörten, verehrt, sah er sich von seiner Mutter angebetet, deren Stolz und Trost er in einem Lande war, wo sie selbst wenig geachtet wurde. Ihn zum Gegenstand eines allgemeineren Wohlwollens zu machen, bedurfte es kaum einer so ausgezeichneten Schönheit, als ihm zu Theil geworden war; doch wirkte auch diese nicht wenig auf die Bildung seines Innern zurück, vorzüglich durch die weitgetriebenen Huldigungen des weiblichen Geschlechts. Er war noch ein Knabe, als man ihn zur Ausübung von Autoritäts-Handlungen gebrauchte; denn schon in einem Alter von 12 Jahren führte man ihn in das Parlement, damit das, was der Kanzler von Frankreich diesem Gerichtshofe mitzutheilen hatte, durch seine Gegenwart Nachdruck gewinnen möchte. Ohne sein Zuthun legten sich die Stürme der Fronde, weil es ihnen an einem Gegenstande fehlte, der sie nachhaltig hätte beschäftigen können; doch, wie leicht war für den angehenden König die Täuschung, daß die Furcht vor seiner Rache das Beste dazu gethan habe! Im Fortschritt des Alters verführten ihn die Nachgiebigkeiten des weibli-

chen Geschlechts mehr, als alles Uebrige, zu dem Wahn, daß er, hoch erhaben über andere Sterbliche, ein — Halbgott sei, der keine andere Bestimmung habe, als — da zu befehlen, wo Andere kaum zu wünschen wagen. Wer hätte bei der allgemeinen Verzärtelung, deren Gegenstand er war, auf den Gedanken gerathen mögen, daß es für den künftigen Beherrscher Frankreichs des Unterrichts, der Wissenschaft, der geordneten Erkenntniß bedürfe? Ludwig der Vierzehnte wuchs also auf wie der Sohn eines Tartaren-Fürsten; und wahrlich er zeigte sich als einen solchen, als er, in einem Alter von 17 Jahren, in Stiefeln und Sporen, die Reitgerte in der Hand, im Parlement erschien, um diesem seine Befehle kund zu thun! Wenn er gleichwohl nicht ohne alle Bildung blieb, so geschah es, weil diese sich auf mehreren Wegen erwerben läßt; am sichersten im Umgange mit dem weiblichen Geschlecht, das, wenn es nicht ganz entartet ist, wenigstens den Sinn für den Anstand schärft, indem es den Stolz erhöhet. In Frankreich, dessen Könige nur Gott und ihrem Degen alles verdanken wollten, kam es für den Throninhaber nicht auf positive Kenntnisse an, um sich zu etwas Großem auszubringen; von welcher Art seine Einsichten auch seyn mochten, es war genug, wenn sie nur einen Willen in sich schlossen. Es war daher vielleicht mehr eine Treuherzigkeit, als eine Aeußerung des Selbstgefühls, als Ludwig der Vierzehnte, nach Mazarins Tode, auf die Frage der Unterminister, an Wen sie sich künftig wenden sollten, die scheinbar stolze Antwort gab: „An mich!" Noch wahrscheinlicher ist jedoch, daß dieser Antwort die Ueberzeugung zum Grunde lag, Prinzen würden mit besseren Anlagen

geboren, als andere Sterbliche; denn nie wich diese Ueberzeugung von Ludwig den Vierzehnten, der sie sogar seinem Enkel einzuimpfen suchte. Nur Eine schätzbare Eigenschaft diente als Ersatz für alle, die ihm fehlten: dies war sein angeborner Ernst, verbunden mit einer Beharrlichkeit und Ausdauer, die ihm erlaubte, acht Stunden hinter einander mit seinen Ministern zu arbeiten. Ein solcher König mußte nach und nach an Einsicht gewinnen. Gleichwohl war diese nie so beschaffen, daß Ludwig aus der ursprünglichen Bezauberung von sich selbst, worin ihn vorzüglich das weibliche Geschlecht versetzt hatte, ganz heraus getreten wäre. Weit entfernt davon, eine Pflicht in Beziehung auf sich anzuerkennen, lebte er nur im Gefühl seines Vorrechts. Was er also that, daß that er nur sich selbst. „Ich, ich bin der Staat,“ pflegte er zu sagen, ohne einmal zwischen Körper und Seele im Staate zu unterscheiden. Er war also in seiner eigenen Anschauung der Territorial-Herr von Frankreich mit gänzlicher Verkennung dessen, was der Gesellschaft, an deren Spitze ein König steht, als solcher gebührt, so wie aller der Vortheile, welche, bei einem vorgeschrittenen Civilisations-Grade, die freie Achtung vor Menschenrechten gewährt.

Doch gerade eines solchen Königs bedurfte Frankreich, um sich von der niedrigen Stufe, worauf es im siebzehnten Jahrhunderte noch stand, zu einer höheren zu erheben; und gerade dies ist es, was man in den Urtheilen über Ludwig den Vierzehnten am häufigsten übersehen hat, um mit größerer Freiheit entweder bewundern oder verdammen zu dürfen. Ein großer Fürst, welcher drei Jahre vor Ludwigs Hintritt geboren wurde, sagte in einer Herzens-

ergießung an einen Vertrauten und Freund: „Politiker und Feldherren sind Drathpuppen in den Händen des Schicksals, das ihre Entwürfe nach Belieben gestaltet" *). Diese philosophische Anschauung reicht hin, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß Frankreich nur durch die ungeheuren Anstrengungen, in welche es durch Ludwigs des Vierzehnten Herrscherstolz geworfen wurde, das werden konnte, was es gegenwärtig darstellt. Wir haben also in dieser Untersuchung keine andere Aufgabe zu lösen, als die, zu zeigen, wie Frankreich auf seiner Entwickelungsbahn durch Ludwigs des Vierzehnten Eigenthümlichkeit weiter geführt wurde; denn bei jeder andern Auffassung des Gegenstandes würden wir in dieselben Fehler verfallen, welche frühere Beurtheiler dieses Monarchen begangen haben.

Die Hauptfrage hierbei ist: von welcher Art war der gesellschaftliche Zustand Frankreichs um die Zeit, wo Ludwig in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren zur Regierung gelangte?

Frankreichs Bevölkerung kannte um diese Zeit kaum eine andere Beschäftigung, als — Ackerbau und Viehzucht, in Verein mit den gröbsten Handwerken. Geschieden von Kunst und Wissenschaft, ordnete die Volksmasse sich zwei Klassen unter, welche, so viele Jahrhunderte hindurch, das Vorrecht genossen hatten, fremde Arbeit in ihren Nutzen zu verwandeln. Die eine dieser Klassen war die Geistlichkeit; die andere der Adel. Es war im Laufe der Zeit dahin gekommen, daß keine von diesen Klassen mehr auf den

*) Siehe Oeuvres posthumes de Fréderic II. T. X. p. 256.

Thron drückte: die großen Vasallen waren seit den Kreuzzügen allmählig verschwunden, und ihre Domänen in das große Königs-Domän übergegangen; die hohe Geistlichkeit hatte, nach einem 20 Jahre lang in Italien geführten Kriege, durch das zwischen Franz dem Ersten und Leo dem Zehnten abgeschlossene Concordat allmählig eine solche Stellung erhalten, daß sie wenigstens zur Hälfte von dem König abhing, der zu allen Pfründen ernannte. Allein beide Klassen drückten noch auf das Volk, dessen Kraft und Zeit sie gebieterisch in Anspruch nahmen, und dessen freie Bewegung sie hemmten. Verschwunden war freilich jene alte Leibeigenschaft, welche in früheren Jahrhunderten das unverlierbare Erbtheil des Unterthans gewesen war; aber nichts desto weniger beraubte die Erbunterthänigkeit, die sich aus jener entwickelt hatte, das gemeinschaftliche Vaterland des Beistandes von Kraft, den die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit verschlurften. Fragt man nun, was in dieser Ordnung der Dinge ein König von Frankreich war: so läßt sich diese Frage auf eine negative und auf eine positive Weise zugleich beantworten, indem man sagt, daß er, weit entfernt, die einzige Quelle der öffentlichen Autorität zu seyn, der halbe Gebieter der Geistlichkeit und das nominelle Oberhaupt eines Adels war, der sich ihm gleich setzte, wenn er gleich zugab, daß der Vorzug des Reichthums auf Seiten des Königs sei. Den vollständigsten Beweis von der Schwäche der Monarchie gaben die öffentlichen Einkünfte. Frankreich hatte um die Mitte des 17ten Jahrhunderts eine Bevölkerung von 19 bis 20,000,000; aber wie heftig auch der Finanzdruck seyn mochte: das öffentliche Einkommen konnte nicht über

100,000,000 Liv. hinaus gesteigert werden; so groß war die Beschränkung, der sich die bürgerliche Freiheit unterwerfen mußte, wenn die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit gerettet bleiben sollten.

Man hat dies Frankreichs alte Verfassung genannt, und Ludwig dem Vierzehnten sehr häufig einen Vorwurf daraus gemacht, daß er dieselbe untergraben und die unumschränkte Monarchie an ihre Stelle gebracht habe. Allein, soll dieser Vorwurf gegründet seyn, so muß vorher bewiesen werden, daß jene sogenannte alte Verfassung, wo nicht einen absoluten, doch einen so hohen bezüglichen Werth in sich geschlossen habe, daß ihre Fortdauer wünschenswerth gewesen sei. Da nun dies aus sehr vielen Gründen unmöglich ist: so fällt der dem französischen Monarchen gemachte Vorwurf in sich selbst zusammen. Selbst wenn es ihm, um hier den Ausdruck eines geistreichen französischen Schriftstellers zu wiederholen *), gelungen seyn sollte, aus der Geistlichkeit ein Schattenbild, aus dem Adel eine Bedeckung, aus der Magistratur ein Werkzeug und aus dem dritten Stande eine Manufactur zu machen: so würde daraus nichts weiter folgen, als — die Schwäche einer Verfassung, die dergleichen gestattete; und diese Schwäche würde den vollständigsten Beweis enthalten, daß Frankreich darin nicht länger habe ausruhen können. Wir werden weiter unten genauer angeben, was Ludwig dem Vierzehnten gelang, und was nicht; jetzt bemerken wir bloß, daß dieselbe Ver-

*) Lemontey dans l'Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV. etc.

fassung, die man erheben zu wollen die Miene annimmt, kein Hinderniß weder für die Entstehung der Bürgerkriege des sechszehnten, noch für die Fronde-Unruhen des siebzehnten Jahrhunderts gewesen war. An und für sich nichts weiter, als der Uebergang zu einem besseren Zustande der Dinge, mußte sie, vermöge der menschlichen Entwickelungsfähigkeit, über kurz oder lang untergehen; und wenn Ludwig der Vierzehnte, wie er es wirklich that, diesen Untergang beschleunigte und eine haltbarere Ordnung herbeiführte: so war dies bei weitem mehr ein Verdienst, das er sich um Frankreich erwarb, als eine Handlung, die von irgend einer Seite her getadelt werden könnte.

Die simple Frage ist also: wie kam Ludwig der Vierzehnte dazu, die Bahn zu verlassen, worin seine Vorgänger sich bewegt hatten? Und wir wollen versuchen, diese Frage aus den Umständen zu beantworten, worin er sich während des ersten Abschnitts seines Lebens befand.

Die Fronde-Unruhen hatten auf sein stolzes Gemüth einen so starken Eindruck gemacht, daß er, nach seinem Regierungs-Antritt, nur darauf bedacht war, wie er die Wiederkehr derselben in irgend einer Gestalt verhindern wollte. Das wirksamste Mittel für diesen Endzweck aber war die Schöpfung eines stehenden Heeres, um unabhängig zu werden von allen den Lehnträgern, welche, als Führer der Feudal-Miliz, die Suveränetät in einem so hohen Grade theilten, daß dem Könige kaum noch mehr übrig blieb, als der Schatten der Benennung. Vorbereitet war diese Schöpfung durch die Entwickelung, welche

der dreißigjährige Krieg dem europäischen Militär-Wesen gegeben hatte. Im Großen kam es auf nichts weiter an, als sich die bewaffnete Macht auf eine bleibende Weise unterzuordnen; und dies war ganz unfehlbar, wenn man sich zum Condottiere derselben mit der Verbindlichkeit aufwarf, für ihren Bestand in jeder Hinsicht Sorge zu tragen. Ludwig begann damit, daß er die alten Soldaten, welche die Frechheit der bürgerlichen Zwietracht verderbt hatte, nach Candia, Afrika und Ungarn entfernte, um daselbst im Elende zu verschmachten. An ihre Stelle trat ein junges Geschlecht, das sich leicht zu den harten Uebungen und zu allen den Anstrengungen bequemte, welche die, von Gustav Adolph geschaffenene Kriegskunst erforderte. Als Mittel der Mannszucht hatte die, bei allen Corps eingeführte einförmige Bekleidung den tiefen Einfluß, den Zeichen auf die Menge ausüben; dabei vollendete sie die Sonderung der Soldaten von dem Bürgerstande. Alle Ernennungen und Beförderungen gingen in die Hand des Monarchen zurück, der, indem er die großen Militär-Aemter (z. B. die Connetable-Würde) unterdrückte, gewissenhaft dafür sorgte, daß jeder, der in der Militär-Hierarchie eine Stelle einnahm, wie untergeordnet diese auch seyn mochte, im Wesentlichen nur ihm diente, nur ihm gehorchte. Für Veteranen und Verwundete wurde ein prächtiges Asyl eröffnet, und die Ausdauer, wie die ausgezeichnete Tapferkeit, erhielt eine Decoration, die selbst durch das Vorrecht der Geburt nicht verdunkelt werden konnte. Alle Theile des Dienstes, vorzüglich das Genie-Wesen, die Artillerie, die Verpfle-

gung und die Bewaffnung des Fußvolks und der Reiterei wurden einer strengen Controle unterworfen, welche ihre Wirksamkeit sicherte und sogar vervollkommnete.

So verhielt es sich mit dem Mittel, das Ludwig der Vierzehnte anwendete, um seinen Thron so hoch zu stellen, daß jede Vergleichung wegfiel, und daß alle Bewohner Frankreichs, sie mochten angehören welcher Klasse sie wollten, in die Kategorie von Unterthanen zurücktraten. Auf allen schicklichen Punkten des Königreichs aufgestellt, und zu jedem Dienste, der gefordert werden konnte, gleichmäßig bereit, gaben die Truppen der königlichen Autorität eine Ausdehnung, welche früher nie empfunden worden war: in den Provinzen unterstützten sie das Ansehn der Intendanten; in Citadellen erzwangen sie den Gehorsam unruhiger Städte; in schwierigen Zeiten beschleunigten sie durch den Schrecken, den ihre Annäherung einflößte, die Einsammlung der Steuern. Gab es überhaupt einen Zweig der Verwaltung, auf welchen ein so einfaches und so gelehriges Werkzeug nicht hätte angewendet werden können? Vertraute ihm Ludwig der Vierzehnte nicht sogar das außerordentliche Geschäft, das Gewissen der Dissidenten zur Einheit des Glaubens zurückzuführen?

Im Grunde war das stehende Heer dieses Königs einzige Schöpfung; denn was seine Regierung sonst noch auszeichnete, kann immer nur als Etwas in Betrachtung kommen, das sich auf die Aufrechthaltung des Militärs, als durchgreifendsten Autoritäts-Mittels, bezieht.

Hätte der französische Monarch mit irgend einigem Wohlwollen im Herzen rechnen wollen oder können: so würde er vielfaches Bedenken getragen haben, die Erwerb-

fähigkeit seiner Unterthanen auf eine so harte Probe zu bringen, als die war, worauf er sie durch seine Schöpfung brachte. Ein stehendes Heer von 80 bis 100,000 Mann war eine Last, welche Frankreich nicht ertragen konnte, so lange Ackerbau und Viehzucht die einzigen Quellen des öffentlichen Einkommens waren, und die vornehmsten Klassen der Gesellschaft — die Geistlichkeit und der Adel — steuerfrei blieben. Auch wurde dies nur allzu schmerzhaft empfunden. Dem Volke Erleichterung zu verschaffen, gab es ein Hauptmittel: die Aufhebung der zahlreichen Ordensgeistlichkeit, womit Frankreichs Boden bedeckt war; und diese hätte schon deshalb erfolgen sollen, weil, wenn die Ordensgeistlichkeit jemals einen gesellschaftlichen Werth gehabt hatte, dieser durch das stehende Heer für immer verdunkelt war. Doch Ludwig, wie revolutionär er auch seyn mochte, dachte noch viel zu sehr im Style der Territorial-Herrschaft, als daß er es nicht hätte darauf anlegen sollen, unvereinbare Dinge zu vereinigen. Und so war es denn seinen Ministern aufbehalten, das auf Umwegen zu suchen, was vor der Hand lag und nur von dem Eigensinn des Monarchen zurückgestoßen wurde.

Unter diesen Ministern hat Colbert den meisten Ruhm erworben; und wer sich in seine Lage zu versetzen versteht, begreift ohne Mühe, daß dieser Ruhm nur von den Schwierigkeiten herrühren kann, die er in seinem ausgedehnten Wirkungskreise zu überwinden hatte: einem Wirkungskreise, worin er, nach dem Sprachgebrauch des Tages zu reden, die Funktionen eines Ministers des Innern mit denen eines Finanzministers vereinigen mußte. Er führte den Titel eines General-Controleurs; und die vor-

nehmste Aufgabe seines öffentlichen Lebens war, so zu verwalten, daß die Hauptstütze des neuen Königthums, das stehende Heer, gesichert blieb. Sollten nun, dem Verlangen des Königs gemäß, die Vorrechte der Geistlichkeit und des Adels ungeschmälert fortbestehen: so mußte, vor allen Dingen, Sully's Grundsatz: „daß neben Ackerbau und Viehzucht die übrigen Verrichtungen der Gesellschaft kaum in Betrachtung zu kommen verdienen," einmal für allemal aufgegeben werden. Es kam darauf an, mehr Geld zu schaffen; und da das Geld sich nur nach Maßgabe der Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Verrichtungen vermehrt, so war die Aufgabe für den Finanz-Minister keine andre, als Frankreich die Manufakturen und Fabriken zu geben, welche Sully's Eigensinn und Kurzsichtigkeit zurückgestoßen hatte. Was nun Colbert für diesen Endzweck leistete, ist nur bewundernswürdig, wenn man weiß, daß, in dem kurzen Zeitraum von etwa 20 Jahren, von den gemeinsten Stoffen bis zu den künstlichsten Geweben und Teppichen Asiens, Fabriken aller Art nach Frankreich verpflanzt wurden. Dieser plebejische Minister — er war der Sohn eines Wein- und Tuchhändlers in Rheims — that für Frankreichs höhere Wohlfahrt mehr, als alle hochgebornen Gehülfen französischer Könige zusammen genommen. Nichts von allem, was Frankreich bereichern und verherrlichen konnte, entging seinem Scharfblick, seiner Aufmerksamkeit. Er war es, der die Tapeten-Fabrik der Gobelins in's Leben rief; er stiftete aber zugleich die Akademieen der Malerei und Baukunst; und nicht diese allein, sondern auch die Akademie der Wissenschaften, durch welche er die Literatur aus den Klöstern und Klo-

sterschulen mitten in die Gesellschaft versetzte und einen neuen Adel begründete, der, zufrieden mit freiwilligen Huldigungen, jedem Vorrechte der Geburt entsagt und keine andere Herrschaft übt, als die des Geistes. Unter einem solchen Minister mußte Frankreich aufhören, ein Pachtgut zu seyn, welches in Ordnung gehalten zu haben das größte Verdienst des Verwalters ist. Er setzte die nördlichen Provinzen des französischen Reichs mit dem südlichen in einen leichteren Zusammenhang. Das Mittelmeer mit dem Ozean zu verbinden, ließ er den Kanal von Languedoc graben. In Nieder-Languedoc baute er den Hafen Cette; am Ausfluß der Charante den Hafen Rochefort. Unter seiner Leitung ging die französische Marine wie aus dem Nichts hervor. Er stiftete die indische Compagnie, der er mehrere Millionen vorschoß. Durch ähnliche Unterstützungen munterte er den nordischen und den levantischen Handel auf. Er kaufte einen Theil der amerikanischen Colonien, welche Privat-Eigenthum geworden waren, zurück, und vertraute den Verkehr mit denselben einer Compagnie, deren Vorrechte er auf die afrikanische Küste ausdehnte; und als die Erfahrung ihn gelehrt hatte, daß diese Compagnie ihrer Bestimmung nicht entsprach, löste er sie wieder auf, und machte den Handel, zu welchem sie ein Privilegium gehabt hatte, zu Gemeingut. Von allen Finanz-Ministern, welche Europa bis auf seine Zeit kennen gelernt hatte, über allen Widerspruch hinaus der größte, endigte er so, daß er bei seinem Tode die Staatsschuld um 27,487,483 Liv. vermindert und das öffentliche Einkommen um 28,654,299 Liv. vermehrt hatte: der sicherste Beweis, daß es mit dem sogenannten Colbertismus,

sofern darunter das sogenannte Merkantil-System verstanden wird, nicht die Bewandniß hatte, die man ihm unterlegt, wenn man auch zugeben kann, daß Colberts Begriffe von einem freien Verkehr nicht so gereinigt und erweitert waren, als eine vollständigere Theorie sie in unseren Zeiten entfaltet hat.

Die Bedürfnisse des stehenden Heeres hatten Colberts Schöpferkraft geweckt. Sobald aber Frankreich Manufakturen und Fabriken hatte, handelte es sich um Absatz. Wo nun diesen finden? Früher durch seinen starren Feudalgeist, später durch seine Bürgerkriege, war dies Reich an aller unmittelbaren Theilnahme an dem Welthandel verhindert worden; die größten Loose waren Spanien und Portugal, nicht unbedeutende England und Holland zugefallen. Alle diese Staaten im Besitz des ihrigen lassen, hieß sich zu einer ewigen Mittelmäßigkeit verdammen. Dazu kam noch, daß das stehende Heer Beschäftigung heischte, und solche finden mußte, wenn es nicht in einem anhaltenden Frieden verkümmern sollte. Ludwig der Vierzehnte hatte zwar nicht die Eigenschaften eines Kriegers; allein, so wie er nichts verschmähte, was zur Erhöhung seines Ansehns beitragen konnte, so lag auch in dem Waffenruhm nichts Abschreckendes für ihn. Des Erfolges gewiß, wendete er seine Waffen dahin, wo das Meiste zu gewinnen war, ohne zu erwägen, daß jede ungerechte Handlung Verwickelungen nach sich zieht, die man hinterher nicht zu beherrschen vermag.

Doch wir sind nicht Willens, in diesem Zusammenhange zu wiederholen, was wir bereits in den Abschnitten, die das brittische Reich betreffen, entwickelt haben. Wenn

Lud-

Ludwig der Vierzehnte gegen Karl den Zweiten, König von Spanien, das sogenannte Devolutions-Recht geltend machte, so bewies er dadurch nur, daß es ihm an einem besseren Vorwand zu einem Kriege fehlte, dessen wahrer Zweck kein anderer war, als einen Theil der gewerbreichen Niederlande zu dem französischen Reiche zu schlagen. Ganz dieselbe Bewandniß hatte es mit dem Kriege, welchen er in Verein mit Karl dem Zweiten, König von England, den Holländern erklärte: die Absicht desselben war bei weitem weniger, Holland zu erobern, als die Bewohner dieses Landes zu Abtretungen in Asien und in Amerika zu zwingen. Man denkt sich die beiden französischen Minister, Colbert und Louvois, in der Regel als entgegengesetzte Genien, von welchen der eine das Werk des andern zu zerstören strebt. Diese Ansicht ist indeß die fehlerhafteste, die man fassen kann. Wenn Colbert noch gegenwärtig Rechenschaft über sein Verfahren ablegen könnte, so würde er, vor allen Dingen, gegen den Pedantismus protestiren, den man ihm als Finanz-Minister aufgebürdet hat. Er war nicht so beschränkt, daß er mit seinem Fabriken-System nicht Handel, Schifffahrt und Colonien hätte in Verbindung bringen sollen. Um nun zu den letzteren zu gelangen, durfte er den Krieg nicht verschmähen; dieser war ein so nothwendiges Mittel für seine Zwecke, daß man den Minister Louvois sogar als sein Werkzeug betrachten darf. Es hat nur wenig Finanz-Minister gegeben, deren Stellung so glücklich war, daß sie den Krieg als ein Mittel zur Beförderung der Staatswohlfahrt benutzen konnten; aber Colbert gehörte zu diesen wenigen, und wie sehr er in seinem eigenen Gefühl der belebende Geist des ganzen





französischen Reichs war, ahnet man, wenn man in den Denkschriften des Herzogs von St. Simon lieset, daß Colberts Muth und Le Telliers Feigherzigkeit am Hofe Ludwigs des Vierzehnten zum Sprichwort geworden waren. In Wahrheit, was hätte man dem Manne versagen können, der das schwierige Geschäft übernommen hatte, eine Neuerung durchzusetzen, die Frankreich über alle europäische Staaten des siebzehnten Jahrhunderts erheben sollte?

Wir treten jetzt in das Jahr 1674 zurück, wo England dem Bündnisse mit Frankreich entsagte, und dieses genöthigt war, sich gegen die zahlreichen Bundesgenossen des Prinzen von Oranien zu vertheidigen.

Furchtbar durch den Umfang seines Machtgebiets, wurde Ludwig der Vierzehnte noch weit furchtbarer durch das von ihm geschaffene stehende Heer, das, als Werkzeug des Angriffs, keine andere Bestimmung haben konnte, als die Gränzen des französischen Reichs nach dem Belieben seines Gebieters zu setzen. Je mehr die Continental-Mächte in dieser Hinsicht hinter ihm zurückstanden, desto nothwendiger war eine Verbündung, welche den Ehrgeiz und die Eroberungssucht des jungen Monarchen bändigte. Spanien und der Kaiser schlossen sich an Holland an; und zu dieser Coalition gesellten sich die beiden Herzoge von Braunschweig, der Bischof von Osnabrück, und Christian der Fünfte, König von Dänemark. Bald nahm auch das deutsche Reich seinen Antheil an dieser großen Fehde; und unter den Fürsten desselben betrat der Kurfürst von Brandenburg, jetzt seiner, in dem Friedens-Tractat von Vossem übernommenen Verbindlichkeiten entledigt, den Kriegsschauplatz mit 16,000 Mann, welchen sein großes Talent Ge-

wicht und Nachdruck gab. Die größere Streitmasse war auf Seiten der Verbündeten. Doch war für Frankreich davon nur wenig zu befürchten; denn dieser Streitmasse fehlte die Einheit.

Ludwig der Vierzehnte, anstatt sich schrecken zu lassen, veränderte bloß den Kriegsschauplatz. Von ihren Eroberungen in den vereinigten Provinzen nun Grave und Mastricht behaltend, bemächtigten sich die Franzosen zum zweiten Male der Franche-Comté. Sechs Wochen reichten hin, um diese wichtige Eroberung zu machen. Nachdem Gray und Vesoul sich dem Herzog von Navailles ergeben hatten, zwang Vauban die Hauptstadt Besanzon durch eine Belagerung von acht Tagen zur Eröffnung ihrer Thore; und als dies vollbracht war, folgten Dole und Salins dem Beispiel der Hauptstadt.

Die Franzosen wieder aus Franche-Comté zu vertreiben, rückten die Verbündeten gegen den Prinzen Condé an, welcher diesen Theil der spanischen Niederlande mit 40,000 Mann vertheidigte. Die Verbündeten waren ihm um 20,000 Mann überlegen; und hätte die Kriegskunst in diesen Zeiten die Fortschritte gemacht gehabt, welche im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert ihren Erfolgen Sicherheit gaben: so würde es nicht unmöglich gewesen seyn, durch eine große Niederlage den Krieg auf Einen Streich zu beendigen. Doch es fehlte der Kunst noch an allem, was die Wissenschaft gewährt, und eben deswegen mußten stärkere Ströme Menschenbluts die mangelnde Geschicklichkeit der Generale ersetzen. Die Schlacht bei dem Dorfe Senef in der Nähe von Bergen (11. Aug. 1674) war im Grunde nur ein Gemetzel, dessen Ausgang vom

Zufall bestimmt wurde. Condé, welcher aus seinen Verschanzungen hervorbrach, griff die Verbündeten auf ihrem Marsche nach Charleroi an. Schon hatte er die Spanier gänzlich geschlagen, als es dem Prinzen von Oranien gelang, die Holländer zum Widerstande zu bewegen. Dieser war nachhaltig. Das Treffen währte, nach dem Untergang der Sonne, noch zwei Stunden im Mondenschein. Als es endlich mit einer allgemeinen Ermattung endigte, bedeckten nicht weniger als 27,000 Leichname das Schlachtfeld. Beide Heere eigneten sich den Sieg zu; doch blieb nur das verbündete auf dem Schlachtfelde, und der Prinz von Oranien tröstete sich selbst mit dem unstreitig nicht ungegründeten Gedanken, daß er einen vollständigen Sieg errungen haben würde, wenn der Graf von Souches, Befehlshaber der kaiserlichen Truppen, seine Pflicht gethan hätte. Die Aufhebung der Belagerung von Oudenarde und die Einnahme von Grave, welches der Marquis von Chamilles nach einer tapferen Vertheidigung übergab, endigten den Feldzug in den Niederlanden.

In Deutschland wurde um das Elsaß gestritten. Der Herzog von Lothringen, seiner Staaten beraubt und auf die Wiedereroberung derselben bedacht, vereinigte, als kaiserlicher General, seine Truppen mit denen des Grafen von Caprara, um dem Herzog von Bournonville entgegen zu ziehen, welcher an der Spitze eines beträchtlichen Corps von Eger abgegangen war; gemeinschaftlich wollte man in das Elsaß eindringen. Hiervon unterrichtet, ging Türenne mit etwa 10,000 Mann über den Rhein, um Lothringen und Caprara vor ihrer Vereinigung mit Bournonville zu schlagen; und nachdem ihm dies (16. Juni 1674)

bei Sinzheim gelungen war, warf er sich, nach einigen Hin- und Hermärschen, auf welchen er seine Gegner über den Rhein und den Neckar zurückdrängte, verheerend auf die Pfalz, deren Kurfürst gemeinschaftliche Sache mit dem Kaiser gemacht hatte, und dafür durch die Einäscherung von sieben Städten und neunzehn Dörfern bestraft werden sollte. Man sieht, wie wenig der Geist muthwilliger Zerstörung von den Heeren dieser Zeit gewichen war. Inzwischen waren die Herzöge von Lothringen und Bournonville nach dem Elsaß vorgedrungen. Hier schlug Türenne sie zwar von neuem (2. Oct.); doch die Ankunft des Kurfürsten von Brandenburg an der Spitze von 16,000 M. zwang den französischen General zu einem schleunigen Rückzug nach Lothringen. Mittelst einer klugen Benutzung des Gebirges, wodurch das Elsaß von Lothringen getrennt ist, würde es den Verbündeten gelungen seyn, ihren Gegner auch aus Lothringen zu vertreiben; und wahrlich der Kurfürst von Brandenburg ließ es weder an seinem guten Rath, noch an seinen Warnungen auf den Fall, daß jener nicht angenommen würde, fehlen. Vergeblich! Der Geist der meisten Heerführer dieser Zeit entsprach der Trägheit, womit sich noch alles bewegte; auch im Kriege wollte man der Bequemlichkeit nicht entsagen. Die Folge von dem allen war, daß, während die Verbündeten in ihren Winquartieren der Ruhe pflegten, Türenne, mitten unter Schnee und Eis, von den Vogesen herabstieg und Bournonville's Truppen aus dem Elsaß verjagte. Das Treffen bei Mühlhausen (29. Dec.) endigte sich mit einer Flucht der Verbündeten nach Colmar, wo sie sich an den Kurfürsten von Brandenburg anschlossen. Auch hier fanden sie keine Si-

cherheit. Seinen Vortheil verfolgend, griff Türenne die vereinigten Corps bei Türkheim an, und errang so bedeutende Vortheile, daß jene über den Rhein zurückgehen mußten (25. Jan. 1675). Das Elsaß war demnach vollständig wiedererobert.

Vorgerückt im Alter, würde der französische Feldherr gern den Rest seiner Tage in der Zurückgezogenheit verlebt haben, wenn Ludwig der Vierzehnte seiner hätte entbehren können. Ihm wurde für das Jahr 1675 der Auftrag, Frankreich von der Seite des Rheins zu beschützen. Neue Heere waren im Anzuge, eine Uebermacht zu bekämpfen, deren Verderblichkeit immer deutlicher einleuchtete; und Oesterreich hatte diesmal den gewandtesten seiner Generale an die Spitze gestellt. Dies war Montecuculi: vorsichtig und besonnen in seinen Entwürfen, kühn und thätig, wenn es die Ausführung derselben galt. Die europäische Welt sollte erfahren, ob Türenne seines Gleichen habe, oder nicht. Er selbst fühlte sich dadurch angeregt, das Aeußerste für die Behauptung seines Ruhms zu thun. Zwei Monate hindurch hatte er, nach der Versicherung des Ritters Folard, alle Hülfsmittel der Kriegskunst angewendet, um seinen Gegner in diejenige Stellung zu bringen, worin er ihn mit Erfolg angreifen konnte. Endlich glaubte er eine Schlacht liefern zu können: er wollte von der Anhöhe bei Sasbach nur noch einmal Montecuculi's Lager genau beobachten. Hier hielt er, umgeben von mehreren Generalen, als eine Kanonenkugel ihn erreichte, ihn auf der Stelle tödtete und dem General-Lieutenant St. Hilaire den linken Arm wegriß. Selten wurde eine große Erwartung ärger durchschnitten, wie die, welche Europa

bis zu diesem Augenblick gehegt hatte. Wir verweilen hier nicht bei dem tiefen Bedauern, welches Türenne's plötzlicher Hintritt bei dem französischen Heere zurückließ. Eine müßige Kanonade trat an die Stelle der Schlacht, die ihrem Anfange so nahe war; und da Niemand die Verantwortlichkeit des Oberfeldherrn unberechtigt übernehmen konnte, so führte der General-Lieutenant de Lorges das Heer zurück (17. Juli 1675). In Paris zitterte man für das Elsaß. Die bedroheten Provinzen zu beschützen, eilte Condé aus den Niederlanden herbei. Sein Name gab den französischen Truppen frischen Muth. Doch beschloß auch er in diesem Jahre seine kriegerische Laufbahn. Die Qual des Podagra's trieb ihn nach seinem geliebten Chantilli, wo er im Umgange mit den vorzüglichsten Geistern Frankreichs des Waffengetümmels vergaß, bis, im Fortschritt des Alters, jeder Funken seines eigenen Geistes in ihm erlosch. Seltsam war es, daß auch Montecuculi in demselben Jahre den Dienst des Kaisers verließ, gerade als ob, nach Türenne's Tod und Condé's Rücktritt, die kriegerische Laufbahn für ihn geschlossen gewesen sei.

Das Jahr 1675 würde ohne irgend eine merkwürdige Waffenthat verflossen seyn, hätte nicht Ludwig der Vierzehnte dem Kurfürsten von Brandenburg Gelegenheit verschafft, der Welt zu zeigen, daß, seit dem westphälischen Frieden, alles verändert war. Friedrich Wilhelm vertheidigte im Jahre 1674 in Verbindung mit dem Herzogen von Lothringen und Bournonville das Elsaß, als die Schweden, gemäß den geheimen Artikeln ihres Bündnisses mit Frankreich, in die Kurmark einrückten, um den Be-

herrscher Frankreichs in allen seinen Eroberungsplanen zu unterstützen; der Vorwand war, daß der Kurfürst von Brandenburg den Frieden von Osnabrück und Münster gebrochen habe. Ludwig der Vierzehnte wurde zwar auf diese Weise von einem lästigen Feinde befreit; desto härter aber war das Loos der Schweden. In Eilmärschen kehrte der Kurfürst nach seinem Hauptlande zurück, überfiel die Schweden bei Rathenow und schlug ihr Heer gänzlich bei Fehrbellin (18. Juni 1675). Hierbei blieb es nicht. Das Reich erklärte den Schweden den Krieg, und der Kurfurst nahm ihnen, in Uebereinstimmung mit den Fürsten des Hauses Braunschweig, dem Bischofe von Münster und dem Könige von Dänemark, fast alles, was sie im deutschen Reiche besaßen. Durch die Einnahme von Stettin und Stralsund und durch die Verjagung der Schweden aus Pommern und Preußen wurde zuerst die hohe Meinung zerstört, die Europa bisher von diesem Volke gehabt hatte.

Doch nicht im Norden allein, auch im Süden erweiterte sich der Kriegsstrudel, und der Aetna ward Zeuge von den Fortschritten, welche die französische Marine seit etwa sechzehn Jahren in ihrer Ausbildung gemacht hatte.

Unter dem Drucke spanischer Vice-Könige seufzend, riefen die Sicilianer Frankreichs Beistand an, um ein Joch abzuschütteln, das sie unerträglich nannten. Ludwig der Vierzehnte, in einem Kampf um die Niederlande befangen, ließ sich nicht lange bitten: Messina und Agosta erhielten französische Besatzung. Vergeblich schwächte sich Spanien in Catalonien, um die schöne Insel wieder zu gewinnen; seine Anstrengungen waren ohne Erfolg, wie

alles, was es in diesen Zeiten unternahm. Allmählig bereueten indeß die Sicilianer den gethanen Schritt; und dies flößte den Holländern die Hoffnung ein, daß es ihnen gelingen könnte, Frankreich die neu erworbene Insel zu entreißen, welche so leicht zu einer Grundlage der Alleinherrschaft im Mittelmeere werden konnte. Die Republik der vereinigten Staaten gab also ihrem erfahrensten Admiral, dem berühmten Ruyter, den Auftrag, die Franzosen aus Sicilien zu vertreiben. Die Voraussetzung hierbei war, daß die holländische Marine dasselbe leisten werde, was sie unter den de Witts geleistet hatte; in jedem Falle rechnete die Republik auf Ruyters Geist und Entschlossenheit. Den 8. Jan. 1676 stieß der holländische Admiral zwischen den Inseln Stromboli und Saliei auf die französische Flotte, welche, unter dem Oberbefehl des Admirals du Quesne, aus den Häfen der Provence ausgelaufen war. In ihm fand Ruyter einen würdigen Gegner; der Kampf zwischen beiden blieb unentschieden, wiewohl er bis in die Nacht fortgesetzt war. Schon wollte der holländische Admiral das Mittelmeer verlassen, als er den Befehl erhielt, sich mit der spanischen Flotte zu vereinigen. Als diese Vereinigung erfolgt war, waren Ruyters Plane gegen Messina gerichtet; allein sie scheiterten an der Wachsamkeit der Franzosen. Im Angesicht des Aetna kam es zu einer zweiten Seeschlacht. Auch diese brachte keine Entscheidung, wie hartnäckig sie auch war. Der holländische Admiral, stark verwundet, starb wenig Tage nach derselben; und sein Tod war wohl die vorzüglichste Ursache des Sieges, den du Quesne, nicht lange darauf, in einer dritten Schlacht auf der Höhe von Palermo erfocht. Messina

blieb von dieser Zeit an den Franzosen bis zum Frieden von Nymwegen; doch machten sie keine weiteren Fortschritte in der Eroberung von Sicilien.

So ungemeine Anstrengungen zu Wasser und zu Lande mußten um so schneller Erschlaffung herbeiführen, als es dem französischen Reiche in diesen Zeiten noch an der Kraft fehlte, welche es in der Folge durch seine Geld-Institute erworben hat. Ludwig der Vierzehnte war vom Jahre 1676 zum Frieden geneigt; nur wollte er von keinen anderen Bedingungen hören, als welche er vorzuschreiben für gut befinden würde. An Türenne's und Condé's Stelle waren Luxemburg und Catinat getreten: jener keck und übermüthig; dieser besonnen und menschlich. Vier französische Heere eröffneten den neuen Feldzug. Ludwig selbst versuchte in Flandern zu befehligen, und unter seiner Leitung, wie viel oder wie wenig es auch damit auf sich haben mochte, wurden Condé und Bouchain genommen. Wilhelm von Oranien traf Anstalten zum Entsatz von Bouchain; aber die Schlacht, die man erwartete, wurde nicht geliefert, sei es, weil Ludwig den Ausgang derselben fürchtete, oder aus Gründen, die dem Kriegsminister Louvois angehörten. Vergeblich belagerte Wilhelm von Oranien die Festung Maßtricht: ein katalonischer Offizier, dem die Vertheidigung anvertraut war, ermüdete den Statthalter durch den Eigensinn, womit er sich jeder Aufforderung versagte.

Allmählig erlahmten die Fortschritte des Krieges; und als die Vermählung Wilhelms von Oranien mit der ältesten Tochter des Herzogs von York im Gange war, geizte Karl der Zweite, König von England, nach der Ehre,

die kriegführenden Mächte zu versöhnen. Nymwegen wurde zum Congreß-Orte bestimmt; doch eilten die Partheien nicht, den Congreß zu eröffnen. Alle wünschten zwar den Frieden; vorzüglich wünschten ihn die Holländer, weil es ihnen schwer fiel, Subsidien zu zahlen, für welche wenig oder gar nichts geleistet wurde. Allein indem jede Parthei den Frieden nur unter solchen Bedingungen wollte, wobei sie gewinnen möchte, zog sich das Friedenswerk in die Länge. Seit Jahr und Tag hatten die englischen Abgeordneten (Lord Berkley, William Temple und Lyonel Jerkins) auf die Ankunft der übrigen gewartet, als endlich die französischen erschienen. Diese waren der Marschall d'Estrades, Colbert von Croissy und der Graf von Avaux: lauter gewiegte Männer, welche bei den Unterhandlungen dieselbe Gewandtheit zeigten, die Türenne und Condé auf dem Schlachtfelde bewiesen hatten. Die Holländer für sich zu gewinnen, erboten sie sich zur Zurückgabe von Mastricht, zu einem vortheilhaften Handelsvertrag und zu Entschädigungen für den Prinzen von Oranien. Solche Bedingungen leuchteten den General-Staaten als vortheilhaft ein; nur daß der Prinz damit nicht einverstanden war, und daß sie es nicht wagen durften, die Forderungen ihrer Bundesgenossen aufzuopfern. Der Fortgang des Krieges war also unvermeidlich, durch ihn mußte die Geneigtheit zum Frieden erzwungen werden.

Der Sieg schien an die Waffen der Franzosen gebunden. Unter Ludwigs Augen wurde Valenciennes durch Sturm erobert. Cambrai und St. Omer ergaben sich auf die erste Aufforderung; und Wilhelm von Oranien wurde bei Mont-Cassel geschlagen, als er dem letzteren Ort zu

Hülfe eilte. Um dieselbe Zeit siegte der Marschall von Crequi über den jungen Herzog von Lothringen bei Cockersberg; und die Einnahme von Freiburg war eine Folge der Niederlage, welche die Kaiserlichen gelitten hatten. Je mehr das Glück die Franzosen begünstigte, desto höher stieg die Verlegenheit der Verbündeten. Den Ausschlag gab die Einnahme von Gent und Ypern. Unfähig, noch länger zu widerstehn, schloß die Republik der vereinigten Staaten den 10. Aug. 1678 den Friedensvertrag so, wie Frankreich ihn entworfen hatte; und obgleich Wilhelm von Oranien, um die Gestalt der Dinge noch einmal zu verändern, vier Tage darauf dem Marschall von Luxemburg in der Nähe von Mons eine Schlacht lieferte, so entschied doch der unglückliche Ausgang derselben für die Annahme des Friedensvertrages.

Nach dieser Einleitung war Frankreich berechtigt, den Verbündeten der Republik den Frieden zu dictiren. Spanien büßte die ganze Grafschaft Burgund und sechzehn herrliche Plätze in den Niederlanden ein. Der deutsche Kaiser, gleich sehr bedroht von den Fortschritten des Marschalls Crequi und den Unruhen in Ungarn, erhielt zwar Philippsburg zurück, gab aber dafür Freiburg: eine Festung, welche Frankreich als den Schlüssel zu Deutschland betrachten konnte. Karl der Fünfte, Herzog von Lothringen, wollte lieber auf sein Herzogthum Verzicht leisten, als sich durch den Tausch Nancy's gegen Toul und durch die Annahme anderer ähnlichen Bedingungen in eine bleibende Abhängigkeit von Frankreich bringen lassen. Der Cardinal von Fürstenberg, der sich als Urheber des Krieges — denn dafür galt er bei den Verbündeten — in österreichi-

scher Gefangenschaft befand, erhielt seine Freiheit wieder, und der Bischof von Straßburg wurde in seine Besitzungen wieder hergestellt. Verlassen von der Republik, von Spanien und vom Kaiser, befand sich der Kurfürst von Brandenburg in dem Wechselfall, es entweder allein mit Frankreich aufzunehmen, oder sich den Bedingungen zu unterwerfen, welche Schwedens Vortheil erheischte. Er that das Letztere, zufrieden mit der Erwerbung von Camin, Garz, Greifenberg und Wildenbrück, wozu noch eine Geldentschädigung von 800,000 Thalern kam, welche Frankreich zahlte. Dänemark mußte alles herausgeben, was Schweden an dasselbe verloren hatte; und dieser Friedensschluß, welcher den 2. Sept. 1679 zu Fontainebleau zu Stande gebracht wurde, war der letzte in Bezug auf den bisher beschriebenen Krieg.

Wie Frankreich die ganze europäische Welt in Aufruhr gebracht hatte, eben so hatte es dieselbe auch wieder besänftigt. Sein Uebergewicht war, von jetzt an, Etwas, wogegen man sich nicht verblenden konnte. Wie wenig bedeuteten Pabst und Kaiser gegen einen Ludwig den Vierzehnten! Wie bestimmt trat die ganze Vergangenheit mit allen ihren Helden in den Schatten zurück! Am auffallendsten bewies sich dies durch die Veränderung, welche die französischen Gesandten auf dem Congreß zu Nymwegen in den politischen Verhandlungen zu Stande brachten. Die Sprache der alten Römer war bisher die der Friedensschlüsse gewesen; und wenn sie in dieser Beziehung als das Symbol der National-Gleichheit betrachtet werden mußte, so erheischte eine gesunde Politik, sie als solche beizubehalten. Doch bei der Ueberlegenheit der fran-

zösischen Waffen kam es gar nicht darauf an, durch welche Mundart der Sieger sich mit den Besiegten verständigte; und so geschah es, daß die Bevollmächtigten sich auf dem Congresse zu Nymwegen gefallen ließen, in französischer Sprache zu unterhandeln, bloß weil diese dem Marschall von Estrades und dem Grafen d'Avaux am geläufigsten war. Nie ist man seitdem zur römischen Sprache zurückgekehrt; und was Frankreich dadurch, daß seine Sprache zur allgemeinen diplomatischen Sprache Europa's geworden, gewonnen hat, geht vielleicht über alle Berechnung hinaus, wiewohl auf der anderen Seite nicht geleugnet werden kann, daß, bei der großen Umwälzung, welche seit den beiden letzten Jahrhunderten in allen Verhältnissen und Begriffen zu Stande gebracht war, eine todte Sprache, so fern sie zur Bezeichnung der letzteren gebraucht werden sollte, ihren Werth verloren hatte.

Fragt man nach der allgemeinsten Ursache von Ludwigs des Vierzehnten Siegen, so kann diese nur in der Beschaffenheit seines Heeres aufgefunden werden; und sobald von diesem die Rede ist, verdient der französische Adel, als Haupt-Element desselben, besondere Berücksichtigung.

Hierbei aber muß man zum Voraus allen Standesvorurtheilen entsagen.

Seit der Entdeckung von Amerika reichten die beschränkten Erzeugnisse des Ackerbaues nicht aus zur Bestreitung von Ausgaben, welche unablässig zunahmen, wenn man nicht hinter den Forderungen der höheren Stände zurückbleiben wollte; es war unmöglich geworden, reich zu bleiben, ohne sein Einkommen zu vermehren.

Nun aber hielten unüberwindliche Vorurtheile den französischen Adel von jeder Theilnahme an dem Gewerbe zurück, sobald dieses über den Ackerbau hinaus ging. Verschwunden waren die großen Vasallen, in deren Dienst ehemals der ärmere Adel getreten war; verschwunden waren selbst jene Patronate, welche ein Sully und Epernon, ein Richelieu und Mazarin gebildet hatten, indem sie sich nur von Adelichen bedienen ließen. Zwar blieben noch die Klöster und Stifter übrig, in welche man sich aufnehmen lassen konnte; allein wie hätten diese hinreichen mögen für die 30,000 Familien von Landjunkern, womit der französische Boden bedeckt war! Die Sache selbst wurde dadurch noch weit schlimmer, daß, vermöge der barbarischen Gewohnheit, die Nachgebornen zu enterben, der Adel in zwei Klassen zerfiel, von welchen die eine wohlhabend, die andere ganz dürftig war, ohne deshalb weniger adelich zu seyn. Frankreich hatte also seine Barnabotten, wie Venedig; und man erräth leicht, daß, indem diese Barnabotten ihre Ansprüche und ihren Abscheu vor jeder nützlichen Beschäftigung festhielten, der Staat durch sie in eine nicht geringe Verlegenheit gerieth. Um mit seinen Barnabotten zurecht zu kommen, unterwarf Venedig sie einer Gesetzgebung, ähnlich derjenigen, wodurch Sparta und Genua die Messenier und die Corsen in Zaum gehalten hatten. Ludwig der Vierzehnte zog es vor, die französischen im Dienste seines Ehrgeizes zu verbrauchen, d. h. sie für den Krieg zu erziehen. Den Adel in möglichst größter Zahl anzubringen, bildete man das Heer aus lauter kleinen Haufen, zerschnitt diese in kleine Abtheilungen, verdoppelte dann die Zahl der Offiziere, aggregirte hierauf,

und endigte damit, daß man ganze Corps von Adelichen schuf, die, wie sich leicht denken läßt, im Vergleich mit dem, was sie kosteten, keine Dienste leisteten. Abgesehen von dieser Uebertreibung, war das, mit Offizieren bis zum Uebermaß gesättigte französische Heer — freilich das kostbarste in Europa; allein es war zugleich das empfindlichste und nervigste. Da der, im Heere angestellte Adel in der Regel nichts weiter hatte, als seinen Sold, und da er seine Beförderung zu höheren Militär-Aemtern nur dadurch bewirken konnte, daß er kein Bedenken trug, sein Leben einzusetzen, so oft er dazu aufgefordert wurde: so begreift man, wie, unter geschickten Anführern, eine solche Organisation des Heeres Außerordentliches leisten mußte, vorzüglich so lange sie Frankreich ausschließend eigen blieb. Dies also war die Hauptursache von Ludwigs des Vierzehnten Siegen. Auf der anderen Seite begreift man freilich auch die Ungeduld und Unruhe, welche dem französischen Heere eigen war, und wie die Regierung es kaum in ihrer Gewalt hatte, ob sie den Frieden bewahren wollte, oder nicht. Kurz: das französische Heer war eine von den furchtbaren Maschinen, die man nicht unbeschäftigt lassen kann, wenn sie nicht selbst verderben oder Unheil im Innern des Reichs anrichten soll.

In Beziehung auf das Innere des französischen Reichs war das stehende Heer in sofern eine Wohlthat, als es die Gewerbtreibenden von der Pflicht der Vaterlandsvertheidigung entband und zu einer Betriebsamkeit einlud, welche, so lange das Bürgerthum nicht auf der einfachen Grundlage des Gewerbes ruhete, in sich selbst unmöglich war. Diese Wohlthat war nicht wenig vermehrt worden

durch

den Zuwachs, den das französische Gewerbe durch so vortheilhafte Eroberungen, wie die, welche im nymweger Frieden bestätigt waren, erhalten hatte. Es fehlte demnach für Frankreich nicht an derjenigen Grundlage, worauf ein Staat in höchster Freiheit seine innere Entwickelung — erwarten kann. Doch nichts war der Denkweise Ludwigs des Vierzehnten mehr entgegen, als die Geduld, womit man die natürlichen Wirkungen der Zeit eintreten läßt. Ohne im eigentlichen Sinne des Worts kriegerisch zu seyn, suchte der französische Monarch jene stärkeren Anregungen, welche das Gefühl der Ueberlegenheit lebendig erhalten; und dies Bedürfniß führte nothwendig zum Krieg zurück. Bald entstand also die Ueberzeugung, daß man im nymwegen Frieden nicht alles gewonnen habe, wozu man durch die Schwäche der Gegner berechtigt gewesen; und um auf der einen Seite das Verscherzte wieder einzubringen, auf der andern dem französischen Reiche für seine Bestrebungen größere Sicherheit zu gewähren, wurde der Plan zu neuen Vergrößerungen entworfen. Annehmen darf man, daß der Geist der Willkühr, welcher den Hofadel dieser Zeit eigen war, nicht wenig Einfluß auf die Beschlüsse des Monarchen hatte. Streng genommen, war die Feudalität nur eine Hierarchie von Knechten; zum wenigsten waren die Benennungen von Knecht und Hörigen im Wörterbuche der Lehne eben so ehrenvoll, als die Verrichtungen, welche dadurch bezeichnet wurden. Als nun die Edelleute aus ihren Schlössern nach Hofe gingen, um im Dienste des Fürsten Vortheile zu erwerben, die ihnen auf keinem anderen Wege zu Theile werden konnten — da brachten sie alle die Gewohnheiten von Unterthänigkeit

mit, welche ihren Dienst sanft und angenehm machten; und die natürliche Folge davon war, daß sie sich der Vertraulichkeit und der Schwachheiten des Fürsten ausschließend bemächtigten. Ihre einzige Religion aber war — Schmeichelei. Ohne Weltverhältnisse zu kennen und zu würdigen, ohne die Forderungen der Gerechtigkeit und der wahren Klugheit im mindesten zu ehren, fühlten sie keinen andren Beruf, als ihren Abgott über den Umfang seiner Macht zu täuschen, d. h. zu Schritten zu verleiten, die hinterher ein Gegenstand der Reue oder der Verlegenheit werden konnten. Unter Ludwig dem Vierzehnten war es hergebracht, den König von Frankreich durch „den größten Monarchen der Welt" (le plus grand monarque de l'univers) zu bezeichnen; und wer ermißt, wie viel Verführerisches hierin lag?

Die drei letzten Friedensschlüsse hatten dem französischen Reiche eine beträchtliche Anzahl von Städten und Districten mit ihren Zubehören überlassen, ohne weder die letzteren genau zu bestimmen, noch ihr Schicksal festzustellen. Hierin nun lag die Verführung für Ludwig den Vierzehnten, sich eine richterliche Oberhoheit in Europa anzumaßen. Wohl fühlte er, daß ein Recht, welches nicht aus freien Zugeständnissen hervorgeht, einen sehr geringen Werth hat; da er aber alle Ursache hatte, zu glauben, daß das, was er beabsichtigte, nie den Beifall der europäischen Mächte erhalten würde: so verfiel er, um zum wenigsten den S c h e i n des Rechts zu retten, auf das sinnreiche Mittel, seine Angelegenheit den Rechtsgelehrten anzuvertrauen. Er errichtete demnach jene berüchtigten Vereinigungs-Kammern, welche ihre Wohnsitze zu

Metz, Breisach, Besançon und Tournai aufschlugen, um mit größerer Gemächlichkeit und Ruhe auszumitteln, welche Städte und benachbarte Länder ehemals zu Frankreich gehört hätten, und folglich auf's Neue zu diesem Reiche geschlagen werden müßten. Einem Könige, der alles auf sich, sich selbst hingegen auf nichts beziehen wollte, konnte es nicht als ein Unrecht einleuchten, daß er in seiner eigenen Sache Parthei und Richter zugleich war; den, von ihm niedergesetzten Kammern aber konnte es nicht schwer werden, das Gebiet des französischen Reichs zu erweitern, wenn sie die, in früheren Jahrhunderten durch Umwälzungen aller Art herbeigeführten Zustände für Unrechtszustände nahmen, und dabei immer nur die Größe Frankreichs im Auge behielten. Diese, im Dienste des Monarchen stehenden Richter entledigten sich also ihres Auftrages nur allzu gut. Dem Kurfürsten von der Pfalz wurden Germersheim und mehrere andere Städte, dem Bischof von Speier Lauterburg, dem Könige von Schweden Zweibrücken abgesprochen, und mit demselben Rechte schlugen diese Sentenzen-Schmiede die Grafschaften Waldenz, Homburg, Bitsch und das Fürstenthum Mümpelgard zu Frankreich. Vergebens protestirte der deutsche Kaiser gegen ein so ungerechtes Verfahren, das allen Besitzstand zweifelhaft und unsicher machte: durch Unruhen in Ungarn nur allzu sehr beschäftigt, hatte er es nicht in seiner Gewalt, seiner Protestation Nachdruck zu geben. Den 30. Sept. 1680 öffnete selbst Strasburg dem französischen Kriegsminister seine Thore, und an demselben Tage rückte der Marschall Boufflers in Casal ein, das Karl der Vierte, Herzog von Mantua, für 1,200,000 Livres an Frankreich verkauft

hatte, damit es in Italien einen festen Punkt für seine Angriffe auf Spanien haben möchte. Auch das Herzogthum Luxemburg sollte, auf den Ausspruch der Vereinigungs-Kammer, dem französischen Königreiche einverleibt werden, als die Nachricht von den furchtbaren Rüstungen der Türken gegen Ungarn diese Maßregel hintertrieb, indem Ludwig XIV. sich das Ansehn gab, als wollte er den Kaiser nicht an einer tapferen Bekämpfung der Ungläubigen verhindern.

Nie war die politische Heuchelei verdammlicher, als in diesem Falle. Denn daß die Türken in Ungarn einfielen, und, nicht lange darauf, Wien belagerten, war nur Ludwigs des Vierzehnten Werk, der seine Vergrößerungs-Entwürfe unter dem Schutze der hohen Pforte am sicherſten durchzusetzen glaubte, und eben deswegen den Divan durch starke Bestechungen auf seine Seite gebracht hatte: ein Verfahren, welches die unbedingten Vertheidiger des sogenannten Gleichgewicht-Systems ein Mal für alle von dem Wahne hätte zurückbringen sollen, daß diesem Systeme jemals eine sittliche oder erhaltende Idee zum Grunde gelegen habe. Auch hatte Ludwig, als er sein Heer von Luxemburg zurückzog, gewiß noch andere Beweggründe, als den Kaiser nicht in Verlegenheit zu setzen, wiewohl man, um darüber entscheidend zu urtheilen, die ganze innere Lage Frankreichs und vorzüglich den Finanz-Zustand der französischen Regierung genau kennen müßte. Nicht unwahrscheinlich ist, daß der französische König, im Vertrauen auf die Fortschritte der Türken, darauf gerechnet hatte, daß Deutschland seinen Beistand anflehen würde, in welchem Falle dies Reich sich alle die

Bedingungen gefallen lassen mußte, die er zu stellen für gut befand. Dahin kam es nun freilich nicht, indem Sobiesky's Erscheinung an der Spitze eines zahlreichen Aufgebots von Polen hinreichend war, die Türken von Wien zu verjagen; allein unmittelbar nach der Befreiung Wiens trat auch das französische Cabinet in die alte Bahn zurück.

Da Spanien einige Artikel des nymweger Friedensvertrages unerfüllt gelassen hatte: so ließ Ludwig einen Theil seines großen Heeres in die spanischen Niederlande einrücken, wo der Marschall Humieres, nachdem er sich Courtrai's und Dixmuides bemächtigt hatte, seinen Soldaten jeden Uebermuth gestattete. Mehrere Dörfer und Städte — so weit reichte die Barbarei in diesem Zeitalter angeblicher Verfeinerung — wurden in Brand gesteckt, bloß damit der Krieg um so unvermeidlicher werden möchte. Ludwig kannte die Lage der Dinge in Europa allzu gut, um nicht zu wissen, wie wenig er zu fürchten hatte. Ohne den Beistand der europäischen Mächte vermochte Spanien nichts wider ihn; wie hätte es aber irgend einen Beistand finden mögen, da der Kaiser Leopold mit der Vertreibung der Türken aus Ungarn und mit der Unterwerfung der Rebellen in diesem Lande beschäftigt war, Karl der Zweite, König von England, in der größten Mishelligkeit mit dem Parliamente und der ganzen Nation lebte, und unter den Fürsten Deutschlands, wenn man den Prinzen von Oranien und den großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg ausnimmt, kein einziger anzutreffen war, der auch nur die Möglichkeit eines erfolgreichen Widerstandes begriffen hätte? Um nicht gänzlich aus der Zahl

der größeren Mächte zu verschwinden, mußte Spanien sich zu einer Kriegserklärung entschließen; doch ließ sich vorher sehen, daß der Krieg, den es führen konnte, nur zur Verherrlichung Ludwigs des Vierzehnten gereichen würde.

Während sich Luxemburg an den Marschall von Crequi ergab, drang der Marschall von Bellefond in Catalonien vor und schlug die Spanier bei Ponte-Mayor. Schon durfte Ludwig der Vierzehnte die glänzendsten Erfolge erwarten, als nach Colberts Tode, welcher im Laufe des Jahres 1683 erfolgte, plötzlicher Geldmangel einen unvermeidlichen Stillstand in seine Angelegenheiten brachte. Unter diesen Umständen traten England und Holland als Friedensvermittler auf. Ihrem Vorschlage gemäß sollte Frankreich in den Niederlanden und in Deutschland alles behalten, was es vor der ersten Einschließung Luxemburgs besessen hatte, und einen zwanzigjährigen Stillstand mit Spanien und dem Reiche abschließen. Ludwig ließ sich dazu bereit finden, weil ein zwanzigjähriger Stillstand ein treffliches Mittel war, seinen neuen Erwerbungen das Siegel der Rechtmäßigkeit aufzudrücken; und Spanien und Deutschland willigten nicht minder ein, weil sie ihre Schwäche fühlten und größeren Verlusten entgehen wollten, vielleicht auch in der Hoffnung, daß der Zeitpunkt, wo die ihnen widerfahrne Schmach von dem ganzen Europa werde gerächt werden, nicht fern sei. Dieser Waffenstillstand wurde zu Regensburg geschlossen (15. Aug. 1684).

Ein Fürst, der nur im Gefühl seiner Vorrechte lebte; ein Fürst, der die Pflicht in der Gnade fand; ein Fürst, der nichts dagegen einzuwenden hatte, daß schmeichelnde

Hofschranzen ihn als einen Heiligen behandelten und vor seinem Bilde bei Tage und bei Nacht eine Lampe brennen ließen *); ein Fürst, der von seiner Göttlichkeit so überzeugt war, daß er von enttäuschten Hofleuten, welche den Zwang eines Klosters dem Joche des Hofes vorgezogen hatten, nicht anders, als mit Erbitterung und Aerger sprach: — ein solcher Fürst würde mit sich selbst im Widerspruch gestanden haben, wenn er, in seinen Beziehungen, der Gerechtigkeit, der Gegenseitigkeit, der Menschlichkeit das Mindeste eingeräumt hätte. Er mußte vielmehr alles, was seinem Vortheil entgegen war, als eine, seiner Person widerfahrne unmittelbare Schmach betrachten, und immerdar darauf bedacht seyn, wie er dergleichen auf's Strengste rächen wollte, um es für die Zukunft von sich abzuwenden.

Eine schreckliche Erfahrung von dieser tyrannischen Denkart Ludwigs des Vierzehnten machten die Genueser nach dem Waffenstillstand, den Spanien und das Reich zu Regensburg geschlossen hatten. Allzu klein, um den Beistand auswärtiger Mächte entbehren zu können, hatte sich die Republik Genua, während des letzten Krieges, an Spanien angeschlossen, dessen Erhaltung ihr um so wichtiger war, weil sie große Summen in diesem Königreiche niedergelegt hatte. Nun hätte Ludwig der Vierzehnte bis zum Abschluß des Waffenstillstandes allerdings das Recht gehabt, die ihn befriegenden Genueser wieder zu befriegen; allein es war weder gerecht, noch billig, noch menschlich, daß er seine Rache bis nach der Wieder-

*) Es war die Familie Feuillade, welche die Kriecherei so weit trieb.

herstellung des Friedens verschob, um sie desto vollständiger zu nehmen und den monarchischen Stolz an Demüthigungen zu weiden, die nur ein unbegränzter Hochmuth auferlegen konnte. Die Forderung des französischen Königs war, daß der Doge und vier Senatoren der Republik an seinem Hof erscheinen, ihn wegen des Geschehenen um Verzeihung bitten und im Namen des Staats die Versicherung geben sollten, daß man künftig den königlichen Willen auf's Strengste befolgen wolle. Diese Forderung war nicht zu erfüllen, ohne daß die Republik für immer jeder Freiheit, jeder Unabhängigkeit und Selbstständigkeit entsagte. Was that nun Ludwig? Er ließ Genua durch du Quesne eben so bombardiren, wie er, vor wenigen Jahren (1680) die afrikanischen Raubstaaten hatte bombardiren lassen; und da die Genueser widerstanden, so landeten die Franzosen unter dem, zum Seeminister ernannten Seignelai (einem Sohn Colberts) und zerstörten die Vorstadt St. Peter von Arena. Nur aus Mangel an Mund- und Schießbedarf ging hierauf die Flotte nach den Häfen der Provence zurück. Zu Genua erwog man, daß sie zurückkehren könnte, und um noch größeres Unglück abzuwenden, beschloß man, jeder Verbindung mit Spanien zu entsagen und jenes Grundgesetz der Verfassung, nach welchem der Doge Genua nicht verlassen durfte, für einige Zeit aufzuheben, damit Lascara, begleitet von vier Senatoren, zu Versailles Abbitte thun möchte. Diese erfolgte den 5. May 1685. Es war ein Labsal für den Hofadel, die Souveräne Genua's zu den Dimensionen der Erbunterthänigkeit herabgedrückt zu sehen, und Ludwig der Vierzehnte selbst schwelgte vielleicht nie stärker in dem Ge-

fühl seiner Oberherrlichkeit, als in dem Augenblicke, wo der Wahlfürst der Republik seine Gnade anflehete. Doch, wer irgend einer Erhebung fähig war, tadelte diesen Mangel an Großmuth und Seelenadel, womit der König von Frankreich sich den vorübergehenden Kitzel erzwungener Demüthigung verschafft hatte. Man sah darin eine Grausamkeit, sogar einen bis zum Wahnsinn getriebenen Hochmuth; allein man war im siebzehnten Jahrhundert noch nicht aufgeklärt genug, um zu begreifen, wie diese Grausamkeit und dieser Hochmuth zusammenhingen mit einem gesellschaftlichen Zustande, der allzu neu war, als daß er Den, in dessen Hand sich alle Rechte zusammenengten, nicht hätte berauschen sollen. Ludwig der Vierzehnte wird noch viele Jahrhunderte hindurch merkwürdig bleiben, nicht etwa wegen der achtungswerthen Eigenschaften, die seine Person vereinigte, wohl aber als Prototyp der Rechtlosigkeit, die seiner Zeit eigen war: eine Rechtlosigkeit, welche es mit sich brachte, daß ein Fürst, indem er die Affectionen des Menschen dem öffentlichen Vortheil aufopferte, gleichsam in constitutioneller Weise zum Egoisten werden durfte *).

Was an dem Doge und den vier Senatoren Genua's geübt worden war, das wiederholte sich im nächsten Jahre an der Person — wird man es glauben? — des Pabstes selbst. In der Natur der gallikanischen Kirche lag, daß zwei solche Autoritäten, wie die des Pabstes Innocenz des

*) Ludwigs Grundsatz war, nur sich selbst zu lieben, und der 5te Artikel seiner Unterweisung für seinen Enkel lautete von Wort zu Wort: N'ayez jamais d'attachement pour personne.

Elften und die des Königs Ludwigs des Vierzehnten, leicht in Zusammenstoß gerathen konnten. Wir haben bereits bemerkt, was es mit den Freiheiten der gallikanischen Kirche auf sich hatte, d. h. wie diese im Grunde nichts weiter waren, als — Freiheiten des französischen Throns, der, nachdem im sechszehnten Jahrhundert ein Concordat zwischen Leo dem Zehnten und Franz dem Ersten abgeschlossen war, über die Kirchenämter eben so frei verfügen wollte, wie über die Staatsämter. Die Freiheiten der gallikanischen Kirche waren seit ihrer ersten Entstehung für die Päbste immer ein Stein des Anstoßes gewesen; aus keinem anderen Grunde, als weil ihnen, bei Bestätigung der von den Königen geschehenen Ernennungen, keine andre Wahl geblieben war, als diese Ernennungen entweder gut zu heißen, oder zu bestreiten. Ihrem geheimen Wunsche nach sollte also das Concordat, das unter sehr ungünstigen Umständen abgeschlossen war, nicht fortdauern. Allein wie dasselbe wieder aufheben? Frankreichs Könige stützten ihre Autorität auf eine doppelte Grundlage; nämlich auf Gott und ihren Degen. Was jener band, das lösete dieser; und eben deswegen war ihr Verhältniß zu den Päbsten ein rein persönliches, d. h. ein Verhältniß, das jeder einzelne französische König nach dem Maße seiner Einsicht oder auch seiner Willkühr behandelte. Ludwig der Vierzehnte, mehr stolz als fromm, dachte bei weitem mehr darauf, wie er den Thron zu einer Stütze des Kirchenthums machen, als wie er die Sache umkehren wollte. Nach Mazarins Tode wurde kein Geistlicher in den Staatsrath berufen; und d'Etrees, Polignac und Janson blieben die Einzigen, welche auswärts

Sendungen von einiger Wichtigkeit vorstanden. Zu Erzbischöfen und Bischöfen ernannte der König nur Solche, die sich seines Beifalls würdig gemacht hatten; und da die Eigenschaften, wodurch man sich diesen Beifall erwarb, sehr wesentlich verschieden waren von denen, welche das Oberhaupt der allgemeinen Kirche für die angemessensten hielt: so entstand zwischen Innocenz dem Elften und Ludwig dem Vierzehnten sehr bald ein Streit über die Besetzung der ersten Kirchenämter. Dieser Streit nun konnte, so lange der eben genannte Pabst lebte, nicht wohl beigelegt werden, wenn dies überhaupt ohne Aufopferung der Grundsätze möglich war: denn, wenn Ludwig der Vierzehnte, als König, den Staat über die Kirche setzte, so setzte Innocenz der Elfte die Kirche über den Staat, weil dies das einzige Mittel war, sein Ansehn zu befestigen. Mitten in diesem Streite begegnete es dem Pabste, etwas durchsetzen zu wollen, was auf keine Weise mit den Pflichten eines Oberhaupts der allgemeinen Kirche, desto mehr aber mit denen eines weltlichen Fürsten zusammenhing. Dies war die Abschaffung der Asyle, in welche sich Verbrecher aller Art retteten, so oft sie von der Obrigkeit des Kirchenstaats verfolgt wurden. Da die Kirchen längst aufgehört hatten, solche Asyle zu seyn, und nur die Wohnsitze der Gesandten als solche fortdauerten: so kam es darauf an, die Zustimmung der auswärtigen Mächte für eine polizeiliche Maßregel zu gewinnen, welche in sich selbst von allen Seiten gerechtfertigt war. Alle katholischen Staaten willigten in die Abschaffung eines Rechts, das einen unverkennbaren Angriff auf die öffentliche Ordnung in sich schloß. Nur Ludwig der Vierzehnte war nicht zu einer

Verzichtleistung zu bewegen, worin er eine Entwürdigung seiner Krone sah, ohne im Mindesten zu fragen, ob die Bestimmung einer Krone jemals die Beschützung des Verbrechens in sich schließen könne. Unstreitig wollte der französische König dem Pabste nur Gleiches mit Gleichem erwiedern, d. h. diesen in seinem Wirkungskreise eben so beschränken, wie er selbst beschränkt werden sollte. Als daher Innocenz der Elfte, nach dem Tode d'Etrees, die Aufhebung der Asyle bekannt gemacht hatte, verlor Ludwig keinen Augenblick, einen neuen Gesandten (den Marquis Lavardin) an der Spitze von 700 Reitern nach Rom zu senden, welche keine andere Bestimmung hatten, als dem Pabste in seiner eigenen Hauptstadt das Gesetz zu machen und eine Einrichtung zu beschützen, die den höchsten Misbrauch der Gewalt in sich schloß. Und Ludwig fuhr bis zum Jahre 1687 fort, dem Pabste zum Trotz, weltlichen Edelleuten einfache Pfründen, so wie auch Pensionen auf Bisthümer und Abteien zu gewähren: eins von den Mitteln, wodurch er die Geistlichkeit seines Königreichs unter seinen Willen beugte. Obgleich, vermöge einer geheimen Neigung, nach der römischen Herrschaft getrieben, fühlte diese Geistlichkeit, mit der ihr gewöhnlichen Feinheit, die Ungleichheit der Kräfte, und bewies dem Monarchen noch mehr, als bloße Unterwerfung. Das Einzige, wodurch sie sich in diesen Zeiten auszeichnen konnte, waren Talente und Gelehrsamkeit; und so geschah es, daß Frankreich unter seinen Geistlichen, zu gleicher Zeit, einen Bossuet, einen Fenelon, einen Flechier aufweisen konnte: Köpfe, wie man sie vergeblich um dieselbe Zeit bei irgend einer anderen Nation aufsuchen würde.

Ludwigs Religion war — Selbstanbetung. Dies hatte die merkwürdigsten Folgen für sein eigenes Königreich. Man könnte sich darüber wundern, daß derselbe Monarch, der, während der ersten Hälfte seiner Regierung, den Frieden von Nymwegen dictirte, den Kanal von Languedoc graben ließ, die Akademie der Wissenschaften stiftete, dem kirchlichen Schauspiel ein geistreiches Theater entgegen stellte, auf welchem der Tartüffe aufgeführt werden durfte, und (um alles mit einem Worte zu sagen) nur in dem Geiste eines weltlichen Suveräns handelte, zum Verfolger des Protestantismus wurde: allein auch dies hing mit seiner Selbstanbetung zusammen, die, wie sich ganz von selbst versteht, immer nur einen geringen Grad von wahrer Aufklärung in sich schließen konnte. Dieselbe Eitelkeit, womit er, unter Colberts Verwaltung, sich alles gefallen ließ, was der Gesellschaft eine höhere Entwickelung zu geben versprach, verleitete ihn zur Unduldsamkeit von dem Augenblick an, wo es verschmitzten Köpfen gelungen war, ihn zu überreden, daß der katholische Glaube die sicherste Grundlage monarchischer Gewalt sei; die Gottheit selbst sollte ihm dienen, wiewohl er sich hierüber nicht auszusprechen wagte.

Wie viel dem Pater la Chaise, und, in ihm, dem ganzen Jesuiter-Orden gelungen seyn würde, wenn Colbert ein höheres Alter erreicht hätte, mag dahin gestellt bleiben; gewiß aber ist, daß jenen weniger gelungen seyn würde, wenn Ludwigs Gesundheit nicht vom Jahre 1682 an durch einen Fistel-Schaden am Mastdarm erschüttert worden wäre, der ihn vier Jahre hindurch danieder hielt, seine physischen Kräfte verzehrte, seine Neigungen ver-

änderte und von seinem früheren Seyn nichts weiter bestehen ließ, als die tiefgewurzelte Ueberzeugung von — seiner Göttlichkeit. Da ihm alle ächte Wissenschaft abging, da er unendlich mehr den plötzlichen Eingebungen seiner Fantasie, als den Aussprüchen des Verstandes, zu folgen gewohnt war: so konnte es nicht schwer seyn, ihn, im Zustande physischer Abschwächung, solche Richtungen zu geben, wodurch er geneigt wurde, das für **seinen Vortheil** zu halten, was nur der Vortheil seiner **Rathgeber** war: es bedurfte dazu nur einer geschickten Benutzung seiner Hauptschwäche, der Ueberzeugung, die er von seiner Untrieglichkeit hatte. Es ist von Ludwig dem Vierzehnten oft gesagt worden, daß er durch die Furcht, regiert zu werden, wirklich regiert worden sei; und wer möchte dies auffallend finden bei einem Monarchen, der über die Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens so wenig belehrt war? Bedurfte es für die Jesuiten, nachdem sie bis zu seiner Person vorgedrungen waren, noch eines anderen Mittels, als einer hofmännischen Unterwerfung, um ihn zu Maßregeln zu bewegen, die seinem wahren Vortheile ganz entgegen waren? Die Einheit des Gottesdienstes paßte nur allzu gut zu der Selbstbezauberung, worin er lebte; und da alles Kirchenthum nur in Beziehung auf den Thron, oder vielmehr auf die **Person des Monarchen**, einen Werth für ihn hatte: so bedurfte es nur einer Verkennung der wahren Triebfedern seiner Macht, um ihn zu Verfolgungen zu bestimmen, deren Gegenstände gerade Diejenigen waren, die seinen Großvater (Heinrich den Vierten) auf den französischen Thron erhoben und nie ein anderes Verbrechen begangen hatten, als eine Auto-

ritåt zu verwerfen, die, wenn sein Verfahren gegen den Pabst darüber entscheiden durfte, auch von ihm nicht anerkannt wurde. Es gehörte unstreitig nur wenig dazu, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Protestanten schon dadurch zu besseren Unterthanen und Staatsbürgern werden, daß es nur einen Landesherrn oder einen Staatschef — nicht zugleich ein entferntes Oberhaupt der Kirche — für sie giebt; allein so weit ging die Verblendung Ludwigs, daß er nur diejenigen für gute Unterthanen — von Staatsbürgern war im siebzehnten Jahrhundert noch nicht die Rede — erkennen wollte, welche sein Glaubensbekenntniß theilten; was, genauer untersucht, zuletzt nichts weiter sagte, als — keine Ueberzeugung, keine Religion gestatten wollen.

Die Zurücknahme des Edicts von Nantes, welche im Jahre 1685 erfolgte, wird für alle Zeiten den Maßstab für die Einsicht und Regenten-Weisheit des französischen Monarchen abgeben, und zugleich darthun, wie sehr er den wahren Geist seines Jahrhunderts verkannte. Es kann hier nicht die Rede seyn von den Bedrückungen und der langen Reihe von Proscriptionen, welche die Zurücknahme jenes Edicts nach sich zog: genug, daß Ludwig der Vierzehnte nicht bloß Frankreich um eine halbe Million nützlicher Unterthanen entvölkerte, welche das Geheimniß und die Anwendung der ersten Gewerbs-Maschinen in's Ausland versetzten, sondern sich selbst, in einem großen Theile dieser Unglücklichen, unversöhnliche Feinde erzog: Feinde, die, sobald es eine ernstliche Bekämpfung seines Despotismus galt, ihre Liebe für Frankreich in dem Hasse gegen dessen König an den Tag legten. Dinge dieser Art

gleichen sich freilich im Verlauf der Zeit wieder aus; die Welt gewinnt sogar in mehr als einer Hinsicht dabei. Allein, wenn es für einen Monarchen keinen stärkeren Vorwurf giebt, als den, daß er den Geist seiner Zeit verkannt habe: so trifft unter allen Regenten der neueren Zeit keinen dieser Vorwurf so stark, wie Ludwig den Vierzehnten. Viel Barbarisches war in früheren Zeiträumen geschehen, wo die Welt nicht anders als theokratisch regiert werden konnte; und eben deswegen hatte man einen Schleier über die Grausamkeit der Priesterschaft geworfen. Im siebzehnten Jahrhundert hingegen war die Civilisation so weit vorgerückt, daß jede Verfolgung, welche kirchliche oder theologische Meinungen zum Gegenstande hatte, durchaus verhaßt und lächerlich zugleich geworden war. Indem nun Ludwig gleichwohl diesem Verfolgungsgeiste Raum gab, zerstörte er zuerst die Meinung, die man bis dahin von seinem Verstande und von seinem Herzen gehabt hatte.

Will man sich noch jetzt einen Begriff machen von der Wuth, womit Ludwig in Europa von den Entwichenen zerrissen wurde, so muß man die Predigt von dem jüngsten Gericht lesen, welche in Holland von dem ernsten und sanften Saurin gehalten wurde: einem Mann, der zu den Zierden der protestantischen Kirche gehörte. Es läßt sich also nicht bezweifeln, daß dem Umsturze der Pacification Heinrichs des Vierten ein wesentlicher Theil des Nachdrucks zugeschrieben werden müsse, den das Rache-Bündniß zu Augsburg erhielt. Wer aber waren die eigentlichen Urheber jener eben so falschen als grausamen Maßregel? Die Jesuiten in ihrem Verein mit der veralteten Wittwe des Dichters Scarron, welche das Mittel gefunden hatte, sich

sich dem Könige während seiner Krankheit und seines Verfalls nothwendig zu machen. So gefährlich ist es, einer großen Gesellschaft mit dem Charakter eines Einzelwesens alle Gebrechen desselben zu geben! Was die Widerstands-kraft im Allgemeinen schwächt oder vernichtet, das untergräbt auch das Leben eines Staats, und macht diesen zu einem Coloß mit thönernen Füßen, der nur allzu leicht in sich selbst zusammenstürzt.

Was war aus dem angestaunten Zöglinge Mazarins geworden, als er ein Alter von 50 Jahren erreicht hatte? Ein stolzer Frömmling, der sich schämte, seine eheliche Verbindung mit der Wittwe Scarron öffentlich bekannt zu machen; der sich durch Reliquien, wo nicht gegen Zauberei, doch gegen unerbittlich wiederkehrende Krankheitsanfälle zu beschützen suchte; der sich durch Laien-Gelübde mit dem Jesuiten-Orden in eine engere Verbindung gesetzt hatte; mit Einem Worte: ein Monarch, der sich selbst so wenig ähnlich sah, daß er sein eigener Nachfolger geworden zu seyn schien. Gleichwohl hielt dieser Monarch noch alle die Ansprüche fest, zu welchen Jugend und frische Thatkraft ihn berechtigt hatten. Seine Hauptstützen waren: die dreifachen Festungen, wodurch Vauban die östlichen Gränzen des Königreichs gesichert hatte; das schlagfertige Heer, das in seinem Offizier-Stande nach Schlachten dürstete; vor allem aber die Bezauberung, worin er Englands Könige erhielt. Der Kitt der ganzen französischen Monarchie aber waren die Jesuiten, welche in scheinbarer Demuth und Unterwerfung alle Fäden leiteten, und sich, bis zum Eintritt der englischen Revolution, allerdings das Verdienst erwarben, Frankreich durch England zu beschützen. Diesen

Kitt zerstören, hieß alles verändern. Das, zu Augsburg geschlossene Schutzbündniß hatte zwar keinen anderen Zweck, als dem Eroberungsgeiste Ludwigs Widerstand zu leisten; allein, so wie dies Bündniß nur dann recht wirksam werden konnte, wenn ein König von England die Seele desselben wurde, so war durch Wilhelms des Dritten kühnes Unternehmen zugleich der theokratische Zusammenhang wo nicht aufgehoben, doch gestört, der seit mehr als siebzig Jahren so viel Elend über den europäischen Boden verbreitet hatte. In Wahrheit, von allen geheimen Verbindungen, die es je gegeben hat, ist der Jesuiten-Orden bei weitem der gefährlichste gewesen; hauptsächlich weil seine ganze Thätigkeit nur darauf gerichtet war, die Sittlichkeit zu untergraben. Wir werden nun sehen, wie der zweite Stoß, den er seit dem Abschluß des westphälischen Friedens erhielt, von England ausging.

(Fortsetzung folgt.)

# Betrachtungen über die Finanz-Wissenschaft.

(Aus dem Französischen *).)

Die Finanz-Wissenschaft ist wenig gekannt und noch weniger begriffen. Nicht, als ob man über ihren Gegenstand getheilt oder im Irrthum wäre; man weiß ziemlich allgemein, daß sie die Mittel lehrt, die Bedürfnisse des Staats mit den Hülfsquellen der Gesellschaft zu bestreiten. Allein, wie soll sie diese Aufgabe lösen?

Ist es genug, daß sie die Hülfsquellen den Bedürfnissen Preis giebt? Dies ist das Verfahren beinah' aller Finanz-Minister in allen Regierungen. Dabei giebt es aber weder Wissenschaft, noch Vernunft, noch Gerechtigkeit; denn dies ist nichts anders, als eine Handlung der Gewalt, die, dem schönen Bilde eines großen Publicisten zu Folge, den Baum fället, dessen Früchte sie pflücken will **).

Die Wissenschaft besteht auch nicht darin, daß man die Bedürfnisse nach den Hülfsquellen regelt: eine Operation, welche den Staatsdienst in Gefahr bringen kann und nur örtliche und spezielle Kenntnisse fordert, welche

*) Dieser Aufsatz ist aus Herrn Ganilh's neuestem Werke de la science des Finances et du Ministère de M. le comte de Villèle entlehnt, wo er die Einleitung bildet. Es hat dem Herausgeber dieser Monatsschrift geschienen, als dürften weder die Gedanken des Herrn Ganilh, noch die in diesem Aufsatze mitgetheilten Thatsachen für seine Leser verloren gehen.

**) Montesquieu, Esprit des lois, liv. 5. chap. B.

niemals ausreichen, um den Namen einer Wissenschaft zu verdienen, der nur da seine Anwendung findet, wo allgemeine und Allen nützliche Wahrheiten mitgetheilt werden.

Die Finanz-Wissenschaft muß sich über örtliche Kenntnisse erheben, ausgedehntere Combinationen umfassen und größere Dienste leisten. Sie muß über den Bedürfnissen und Hülfsquellen schweben, und beide auf eine Weise leiten, daß sie sich nicht nur nicht schaden und hinderlich werden, sondern sich auch dergestalt verbinden, daß sie sich gegenseitig unterstützen und eben so sehr die Wohlfahrt der Völker, als die Macht der Regierungen fördern. Diese Aufgabe scheint unauflöslich. Gleichwohl schmeichle ich mir, selbst die Ungläubigsten davon zu überzeugen, daß in ihrer Auflösung die Verdienste und der Ruhm der Finanz-Wissenschaft enthalten sind.

In den früheren Zeitaltern reichte das Einkommen des Souveräns mit einigen Tributen, welche die Unterthanen von einer Zeit zur andern bewilligten, für alle Bedürfnisse des Staats hin. Damals bestand die Finanz-Wissenschaft in der Verwaltung der Einkünfte des Souveräns, und war von der Verwaltung des Privat-Einkommens sehr wenig verschieden. Es verschlug in der That nur wenig, daß der Umfang der erstern mit der Mäßigkeit des andern contrastirte; daß jene die Anstellung einer Menge Vorgesetzten über die ganze Oberfläche des Reichs nothwendig machten, und daß dieses nur die Sorgen des Hausvaters in Anspruch nahm: dies veränderte nichts weder an ihrer Beschaffenheit, noch an ihren Ergebnissen. Aus der Gleichartigkeit beider Einkommen in diesem Zeitabschnitt der Civilisation ist die Meinung ent-

standen, die man noch immer festhält, daß die Verwaltung der Finanzen eines Staats sich nicht von der Führung häuslicher Angelegenheiten unterscheide, und daß jeder, der einem größern Hauswesen vorzustehen weiß, ein guter Finanz-Minister seyn werde: eine Meinung, der, wie man bekennen muß, weder Wahrheit noch Zuverlässigkeit fehlt in Zeiten, wo der Suverän seine Einkünfte mit den jeweiligen Tributen des Volks vermengt, beide von seinen überall verbreiteten Beamten in Empfang nehmen und seine Ausgaben durch besondere Schatzmeister bestreiten läßt, die mit seinen allgemeinen Schatzmeistern in Verbindung stehen. In einer solchen Lage der Dinge giebt es keinen, oder nur einen sehr geringen Unterschied zwischen der Verwaltung der Finanzen eines Fürsten und der des Einkommens der Großen, welche an seinem Hofe leben, oder in der Hauptstadt wohnen. Dann wundert man sich auch nicht darüber, daß der berühmte de Thou in der Finanz-Wissenschaft nichts weiter sah, als die Kunst eines Commis *).

Unstreitig muß man sich von ihr einen umfassendern Begriff machen in civilisirten, reichen und volkreichen Jahrhunderten, wenn der Suverän weder ein eignes Einkommen, noch besondere Tribute hat, oder wenn das, was von ihnen beiden geblieben ist, nicht mehr ausreicht für die Bedürfnisse des Staats, und wenn man die Last auf die

*) Der berühmte de Thou, im J. 1612 zur Leitung der Finanzen berufen, gab dieselben nicht lange darauf wieder ab, voll von dem lächerlichen Vorurtheil, welches damals das Ministerium der Finanzen mit der Kunst eines einfachen Commis vermengte. Rech. et Consid. sur les finan. Tom. I. pag. 133.

Schultern eines jeden Einzelnen legen muß, nach Maßgabe seiner Fähigkeit, sie zu tragen. Seit dieser neuen Ordnung der Dinge dehnt sich die Finanz-Wissenschaft über alle Zweige des persönlichen, collektiven und allgemeinen Reichthums aus; sie folgt ihm in allen seinen Abtheilungen und Verzweigungen, bis an die äußerste Grenze seines Umlaufs; sie legt ihm auf jeden Schritt Gesetze auf, welche, nicht selten, die Wohlfahrt der Völker, die Sicherheit der Regierungen und die Macht der Gesellschaft in Gefahr bringen, und das Einkommen des Staats mit dem allgemeinen Einkommen vermengen. In dieser neuen Beziehung gewinnt die Finanz-Wissenschaft eine höhere Wichtigkeit; sie selbst macht Anspruch auf größeres Ansehn und glaubt sich berufen, unter den politischen Wissenschaften, welche auf die Schicksale der Völker und der Reiche Einfluß haben, ihren Platz einzunehmen.

Gleichwohl würde man in einen schweren Irrthum verfallen, wenn man die Wissenschaft aus diesem neuen Gesichtspunkt betrachten, und doch ihr Wesen, wie es nur allzu häufig geschieht, ausschließend in die Kunst setzen wollte, dem allgemeinen Reichthum die zur Bestreitung der öffentlichen Bedürfnisse erforderliche Summe zu entziehen, diese durch verschiedene Canäle aus dem Beutel der Steuerpflichtigen in die Kasten des Fürsten zu leiten, sie durch besondere Vorgesetzte an die Diener und Gläubiger des Staats zu vertheilen, und die Treue der Einnahmen und die Rechtmäßigkeit ihrer Verwendung durch die Gewißheit und Untrieglichkeit der Comptabilität zu vergewissern. Ohne Widerspruch fordert dieser Zweig der Finanz-Wissenschaft Vorsicht in den Combinationen und Maßregeln, Paßlich-

keit in der Anlegung der Triebräder, Talente und Geschicklichkeit in den Beamten; allein dies bringt man zu Stande, ohne daß es dazu gerade des Genies bedürfte. Die Formen und die Methoden vereinfachen ihn und bringen ihn auf eine Art von Mechanismus zurück, die ihn auf gleiche Linie stellt mit allen praktischen Wissenschaften, welche die großen Zweige der allgemeinen Arbeit leiten und regeln. Die unendliche Menge der Einzelnheiten, welche mit Einnahme, Verwendung und Comptabilität verbunden sind, widersteht nicht der Allmacht der Classification der Arbeit und der Organisation der Arbeitenden.

In der ersten Abtheilung der Arbeit ist die Operation für jede Art der Einnahme auf der ganzen Oberfläche des Reichs dieselbe, und die zahlreiche Cohorte der Einnehmer aller Art macht die Einnahme nicht verwickelt, weil sie alle nach den Verhältnissen abgetheilt sind, welche der Umfang des Bodens, die Zahl der Steuerpflichtigen und die Summe der Contributionen bestimmt hat.

Die zweite Abtheilung, die der Aufsicht und Controlle aller Arbeiten und aller Arbeiter der ersten Abtheilung gewidmet ist, erfährt nicht mehr Hindernisse und mehr Schwierigkeiten, als die erste: es ist noch immer dieselbe Operation, vertheilt unter einer größern oder geringern Anzahl von Vorgesetzten.

Zu dem Gipfel der Finanz-Organisation gelangen die in den ersten beiden Abtheilungen gesammelten und gereinigten Elemente; und hier vollzieht sich die dritte Operation, welche darin besteht, daß man die Einnahmen ihrer Art nach zusammenstellt, sie in ihrer Classification addirt und aus ihrem Ganzen das besondere und allge-

meine Ergebniß der öffentlichen Besteuerung zusammensetzt. In dieser Skizze der Einnahme ist alles einfach, wenn gleich vielfach, leicht, wenn gleich beschwerlich, begrenzt, wenn gleich über einen großen Raum zerstreut.

Die bewirkten Einnahmen gehen in die Hände der Staats-Diener und Staats-Gläubiger über, und diese neue Operation tritt wiederum in die gewöhnlichen Fähigkeiten aller Zahlungs-Agenzen ein. Man hat dies so gut gefühlt, daß man den Schatz mit einer Bank verglichen hat; und dies ist zuläßig bis auf einen gewissen Punkt. Allein, anstatt daraus, wie ein England, zu schließen, daß man die Bank mit den Operationen des Schatzes beschweren müsse, hat man es in Frankreich einfacher gefunden, den Schatz in eine Bank zu verwandeln, was alle Begriffe von Ordnung, Haushalt, Gewährleistung und Schicklichkeit verkehrt.

Endlich ist die Comptabilität der Einnahmen und Ausgaben, welche ihrer Natur nach nur die Vollendung ihrer Organisation seyn und folglich einen Theil derselben ausmachen sollte, wie dies in jedem Bankier-Hause der Fall ist, der Gegenstand einer besondern Organisation; allein, vermöge der seltsamsten Folgewidrigkeit sind diejenigen, welche eingenommen und ausgegeben haben, einer regelmäßigen Comptabilität unterworfen, während diejenigen, welche über Einnahmen und Ausgaben gebieten, keiner Verantwortlichkeit unterliegen, als ob es in Befehlen dieser Art nicht schwere Mißbräuche geben könnte: Mißbräuche, ganz unabhängig von der Treue der Einnahmen und Ausgaben. Allein, man wird sich noch lange durch den unsichern Ministerstab täuschen lassen.

An die Spitze der Finanz-Organisation gestellt, steht der Finanz-Minister zwar Allem vor; allein Alles geschieht ohne ihn. Er ist genöthigt, sich auf seine Agenten zu verlassen und ihnen ein blindes Vertrauen zu schenken; er ist folglich, zu Folge der scharfsinnigen Bemerkung eines Finanz-Ministers, nur der Träger des Portefeuille seiner Beauftragten. Ein anderer Minister, dem ich einige Unruhe über seine Unerfahrenheit bezeugte, drückte dies noch anders aus, indem er sagte: man läßt sich helfen. Und in der That, dieser Minister fand so viel Unterstützung, daß man nichts von seiner Unerfahrenheit gewahr wurde, und nach einer zweijährigen Verwaltung zweifelte er selbst nicht mehr an seinem Wissen und seiner Geschicklichkeit; und Niemand that ihm die Schmach an, daran, statt seiner, zu zweifeln. Welche Wissenschaft, die man übt, ohne sie gelernt zu haben, und die jeden, der sie geübt hat, in den Ruf des Wissens bringt! Man möchte hierüber erstaunen; und doch giebt es hier nichts Unbegreifliches, nichts, worüber man sich zu wundern Ursache hätte.

In aufgeklärten Zeitaltern wird jedes allgemeine Bedürfniß die Beschäftigung einer besondern Klasse von Arbeitern, welche allmählig zu derselben Vollkommenheit gelangen, die von der Fortsetzung derselben Arbeit herrührt. Das, durch die Erfahrung Einer Generation errungene Wissen pflanzt sich auf die folgende Generation fort, und wird zuletzt das Eigenthum der Corporation, welche es übt. Wenig verschlägt es alsdann, ob das Haupt der Corporation in die gemeine Wissenschaft eingeweiht ist, oder nicht: er trägt das Portefeuille, ihm wird geholfen.

Auf diese Weise haben, seit einem Viertel-Jahrhundert, alle Finanz-Minister, die sich in den verschiedenen Staaten Europa's, oder der neuen Welt, an das Ruder gestellt haben, dasselbe, wo nicht mit gleichem Erfolg, doch ohne großen Unfall geleitet. Und weshalb sollte man sich darüber wundern? Sind sie nicht alle Mappenträger gewesen? Hat nicht allen die Corporation geholfen, an deren Spitze sie standen?

Es springt demnach in die Augen, daß, wenn die Finanz-Wissenschaft nur in ihrem praktischen und üblichen Theile bestände, sie den Namen einer Wissenschaft sehr schlecht verdienen würde. In jedem Falle müßte man sie alsdann zu denjenigen zählen, die, wenn auch mühsam und sehr empfehlenswerth, sich mit der Vollendung aller Privat- und öffentlichen Arbeiten befassen.

Sollte nun die Finanz-Wissenschaft in der That nichts weiter seyn, als was sie uns, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, zu seyn scheint? Man würde sich gröblich täuschen, wenn man dies glauben wollte. Inzwischen muß man eingestehen, daß sie in keinem Lande, und selbst in demjenigen nicht, wo sie am meisten in Ehren ist und die von ihr gefaßte Meinung am vollständigsten gerechtfertigt hat, eine so ausgeprägte Lehre bilde, daß das öffentliche Vermögen vor den Irrthümern, Seitensprüngen und Ausschweifungen der Gewalt gesichert wäre. Diese Gewährleistung fehlt bis jetzt den menschlichen Vereinen zu ihrer Wohlfahrt. Allenthalben scheint die Finanz-Wissenschaft auf die Einsicht des Ministers beschränkt zu seyn, der sie anwendet, und was noch seltsamer ist, die Einsicht des Ministers ist immer gleich der Meinung, die man

von seiner Gewalt hat. Tritt er in's Ministerium, so hat er den Ruf des einsichtsvollsten und geschicktesten Finanz-Mannes, und ungestraft darf er alles wagen. Tritt er aus dem Ministerium, so wird er verdunkelt von seinem Nachfolger, und behält nicht einmal einen Namenruf, so sehr ist er vergessen. Ist dies nicht das Schicksal von dreißig Ministern, die seit dem Schluß des achtzehnten Jahrhunderts bis zum gegenwärtigen Augenblick sich im Ministerium der Finanzen gefolgt sind? Kaum zählt man zwei bis drei, die ächtes Talent besaßen und der öffentlichen Erkenntlichkeit würdig waren. Die übrigen sind so unbekannt, wie die Beauftragten, deren Portefeuille sie trugen und die ihnen halfen.

Woher kommt es, daß die Finanz-Wissenschaft sich während der Regierung so vieler obscurer Minister verfinstert und bei der Erscheinung einiger seltnen und privilegirten Minister einen so lebhaften Glanz gewinnt? Sollte sie nur das Erbtheil des Genies seyn? Sollte sie sich dem Wissen und dem Talent versagen? Und sollte es unmöglich seyn, sie erblich zu machen, ihren Diensten Dauer zu geben und ihre Wohlthaten auf alle Jahrhunderte und alle Länder überzutragen? Der Zweifel scheint mir ganz ungegründet zu seyn.

Die großen Minister haben aus den Grundsätzen, von welchen sie in ihrer ruhmvollen Laufbahn geleitet wurden, kein Geheimniß gemacht; sie haben ihre Geschicklichkeit in Führung der öffentlichen Angelegenheiten nicht mit sich in's Grab genommen, ihr Land nicht in die Unordnung und das Elend zurückgestürzt, worin sie es angetroffen hatten. Ihre Verwaltung hat die Spuren ihrer Ge-

danken, ihres Geistes, ihrer Ansichten zurückgelassen; und es bedarf nur einer gewöhnlichen Aufmerksamkeit, um die Ursachen ihrer Erfolge und ihrer Berühmtheit wahrzunehmen und zu bestimmen. Alle verherrlichten ihre Verwaltung durch Gedanken und Maßregeln, welche ihnen eigenthümlich waren und blieben:

Sully durch die Liebe für Ordnung und Ersparung;
Colbert durch die Schöpfung der geistigen, so wie der Manufaktur- und der Handels-Betriebsamkeit;
Turgot durch die Gewerbe-Freiheit;
Necker durch die Oeffentlichkeit der Finanz-Rechnungen;
und Pitt durch die unbegränzte Ausdehnung des Credits.

Diese Ursachen bilden für die Zukunft die Fundamente der Wissenschaft; in ihnen sind ihre Gesetze, ihre Dogmen, ihre Regeln enthalten; sie umgeben ihre Lehren mit der Autorität der Erfahrung und mit dem Lichte der Vernunft.

Wie wäre es möglich, jene Ordnung und Ersparung, welche unter Sully's Verwaltung so große Wunder thaten und die ganze Berühmtheit dieses großen Ministers begründeten, nicht als das erste Finanz-Gesetz zu betrachten? Mit Hülfe ihrer bezahlte Sully in dem Zeitraum von funfzehn Jahren die unmäßigen Summen, welche der Empörungsgeist der Ligue dem rechtmäßigen König auflegte; und mit derselben Hülfe tilgte er den größten Theil der Staatsschulden, stellte das Material in allen Theilen des Dienstes wieder her, füllte die Magazine und legte eine Summe von 42 Millionen Livres zurück: — eine ungeheure Summe in einem Lande, das keine Manufakturen

und feinen Handel hatte. Und dabei verminderte er die öffentlichen Steuern um ein Beträchtliches: so wahr ist es, daß man, um den öffentlichen Schatz zu bereichern, keineswegs nöthig hat, die Hülfsquellen der Völker zu erschöpfen; man braucht sich nur darauf zu verstehen, sie zu verschonen und einen guten Gebrauch von ihnen zu machen. So auffallende Beweise von der Macht der Ordnung und Ersparung sichern beiden den ersten Rang unter den Finanz-Gesetzen.

Noch größere Erfolge erhielt Colbert durch den Antrieb, den er allen Arten von Betriebsamkeit gab. Die Wirkung war so ungemein groß und plötzlich, daß man, wie auf einen Zauberschlag, die öffentliche Wohlfahrt im Innern und das politische Uebergewicht im Aeußern, so wie die Ueberlegenheit Frankreichs in allen Künsten des Krieges und des Friedens, daraus hervorgehen sah. Allein unglücklicher Weise überlebte so viel Glanz nicht den großen Mann, der als der Schöpfer desselben betrachtet werden muß. Die Fehler und Albernheiten seiner Nachfolger streuten die Fruchtkeime, welche sein Genie zum Besten seines Vaterlandes hatte sprießen lassen, über ganz Europa aus; nur daß sie vermöge eines glücklichen Zufalls in Frankreich so tiefe Wurzeln getrieben hatten, daß sie allen Gebrechen der Verwaltung widerstehen und kräftige Sprößlinge treiben konnten, so oft es möglich war, der Unwissenheit und Unterdrückung der Gewalt zu entrinnen. Der unerschöpflichen Hülfsquelle seiner, von Colbert geschaffenen Betriebsamkeit verdankte Frankreich, in allen Epochen seiner Unfälle, die Mittel, denselben nicht zu unterliegen und sich im ersten Range der Mächte Europa's

zu erhalten. Ein zweites Finanz-Gesetz, nicht wieder gebietend, als daß der Ordnung und der Ersparung, besteht demnach darin, daß man die Betriebsamkeit nicht blos beschützt, sondern auch belebt und stachelt. Sie ist die Providenz moderner Völker.

Turgot hatte Colberts Gedanken errathen, trat in seine Fußstapfen, und knüpfte den Faden der Wissenschaft wieder an, als er die Gewerbe-Freiheit einführte. In Wahrheit, es ist ein sicheres Princip, daß in dem gesellschaftlichen Haushalt moderner Völker die Arbeit die Quelle des Privat- und des allgemeinen Reichthums, und daß der Reichthum die Grundlage der Gewalt und das Maß ihrer Kraft ist. Was aber bildet die stärkste Triebfeder der Arbeit? Die Freiheit des Arbeitenden und seines Werks. Sie allein giebt dem Arbeitenden alle Thatkraft, alle Thätigkeit, alle Freiheit, welche die Arbeit befruchtet; sie verhundertfacht seine Kräfte, entwickelt seine Fähigkeit und flößt ihm das Verlangen und die Hoffnung eines Besserseyns ein; sie stützt auf seine Wohlhabenheit den unbegrenzten Anwuchs des Reichthums, aus welchem alle Schätze der Finanzen abfließen. Diese Ergebnisse sind untrieglich und unveränderlich, sie sind umschichtig Wirkung und Ursache, und ihre Bewegung hört nicht eher auf, als bis die Arbeit die Kräfte erschöpft hat, und bis keine Bedürfnisse, keine Phantasieen mehr zu befriedigen sind.

Wahrlich, dies ist keine eitle Theorie; sie ist durch die bezügliche Lage aller neueren Völker bewahrheitet. Man werfe die Blicke auf die despotischen, gemäßigten und freien Staaten, und sage uns alsdann, ob der allgemeine Reich-

thum nicht allenthalben mit der Freiheit des Gewerbetreibenden und der Arbeit in Verhältniß steht. Trotz allen Plünderungen und Beraubungen des Despotismus empfinden die Finanzen des Despoten das allgemeine Elend, und schlecht bereichert sich die Gewalt, welche die Leute arm macht.

„Allgemeine Regel, sagt Montesquieu: man kann stärkere Steuern fordern nach Verhältniß der Freiheit der Unterthanen, und man ist genöthigt, sie zu mäßigen, je nachdem die Knechtschaft zunimmt. Aus der Natur selbst ist diese Regel geschöpft; auch bleibt sie sich allenthalben gleich. Man findet sie in allen Ländern wieder: in England, in Holland und in allen den Staaten, wo die Freiheit abnimmt, bis zur Türkey hin." *)

Turgot betrachtete also mit Recht die Gewerbe-Freiheit als ein Finanz-Mittel; und dies Mittel muß in Zukunft unter den constitutiven Gesetzen der Finanz-Wissenschaft seinen Platz einnehmen. Allein sah dieser philosophische Minister den Widerstand vorher, den die Gewerbe-Freiheit von Seiten ihrer alten Unterdrücker erfahren würde? Bemerkte er, daß er die Zwietracht einführte zwischen denen, welche arbeiten, um sich zu bereichern, und denen, welche reich seyn wollen, ohne zu arbeiten, und daß dieser Kampf sich verallgemeinern werde unter den arbeitsamen und den müßigen Klassen — und zwar in einem so hohen Grade, daß die Revolution nicht ausbleiben könnte, welche die Bestimmung des menschlichen Geschlechts verändern und der bürgerlichen Gesellschaft neue Rechts-Grundlagen geben werde: Grundlagen, gänzlich verschieden von jenen des

*) Esprit des lois. livr. XIII. cap. 12.

Privilegiums, unter welchen sie so lange geseufzt hat? Ich werde nicht versuchen, seine Gedanken zu ergründen; allein, was aller Welt einleuchten muß, ist, daß ohne Freiheit der Arbeit weder Reichthümer, noch Finanzen, noch Macht, noch Gewalt möglich sind.

Necker kann mit Turgot, Colbert und Sully nicht auf Eine Linie gestellt werden; allein man kann ihm nicht das Verdienst absprechen, daß er die reelle Wichtigkeit der Finanz-Rechnungen eingesehen hat; und dieser, der Wissenschaft selbst erzeigte Dienst wird immer bewirken, daß Necker zu denjenigen Ministern gezählt wird, welche auf die weitere Ausbildung der Wissenschaft hingewirkt haben.

Die Oeffentlichkeit der Finanz-Rechnungen ist in der That das einzige Mittel, das öffentliche Vermögen vor den Verschleuderungen, Veruntreuungen und Unterschleifen der Beamten zu bewahren, die Völker mit allem, was man ihnen nicht nimmt, zu bereichern, und die Ausgänge zu verschließen, durch welche die Reichthümer verloren gehen, wodurch die öffentliche Wohlfahrt, die Stärke, die Macht und der Glanz der Staaten begründet werden. Die Nützlichkeit und die Wichtigkeit dieser Maßregel werden nicht leicht wahrgenommen, weil sie selbst nichts Positives darbietet; allein die Misbräuche, welche sie abwendet, geben eben so gewisse und eben so schätzbare Resultate, als die gründlichsten und scharfsinnigsten Gedanken, die sich auf Ordnung und Vergrößerung des Einkommens beziehen. Auch diese Maßregel also muß in dem Gesetzbuch der Finanzen ihren Platz finden.

Indem Pitt in Großbritanniens Finanzen den Credit einführte, erweiterte er die Hülfsquellen desselben in

einem so hohen Grade, daß er ihm keine andre Grenze setzte, als die Erschöpfung der gesellschaftlichen und der persönlichen Fähigkeiten. Lange vor ihm hatte man, sowohl in England, als in den übrigen Staaten Europa's, Anleihen eröffnet; allein sie waren eben so nachtheilig für den Staat, als für dessen Gläubiger. Pitt ist der erste, der, indem er sie zu einem systematischen Plan verknüpfte, den Staat, die Gläubiger und das öffentliche Vermögen gleich sehr vor allem Nachtheil bewahrt hat. Diese unabschätzbaren Vortheile sind sämmtlich aus Einer Ursache hervorgegangen: aus der Sicherheit der Anlegung der kleinsten, wie der größten Ersparnisse, ohne irgend eine Gefahr und mit einem namhaften Vortheil. Diese Ueberzeugung gab dem Ersparungs- und Anhäufungs-Geiste, welcher allen arbeitsamen Klassen eigen ist, frisches Leben, flößte ihnen das Verlangen nach Verbesserung ihres Zustandes ein und bot dem Staate unerschöpfliche Schätze dar. Die brittische Regierung benutzte diese Ueberzeugung; und ihr verdankte sie jene 22 Milliarden Franken, womit sie ganz Europa nach ihrem Willen bog und sich die unumschränkte Herrschaft über die ganze Welt sicherte. Wer hätte glauben mögen, daß eine europäische Regierung, ohne erdrückt zu werden, die ungeheure Last von beinah 22 Milliarden tragen und ihren Gläubigern eine jährliche Rente von 800 Millionen Franken sichern könnte? Gleichwohl ist dies geschehen; wir sind sämmtlich Zeugen, und diese Erscheinung setzt uns bei weitem mehr in Erstaunen durch ihre Kühnheit und ihren Erfolg, als durch den bewundernswürdigen Gedanken, der ihr zum Grunde liegt: ein Gedanke, den man noch immer nicht fassen kann. Wie es scheint, könnte

man daraus schließen, daß der Verbrauch der Reichthümer, wenn gleich mangelhaft, die Quelle derselben nicht vertrocknen könne. In diesem Falle würde sich die ganze Wissenschaft von den Ursachen des modernen Reichthums darauf beschränken, dem Erzeugniß Abfluß zu verschaffen.

In Wahrheit, man behauptet, daß von den 22 Milliarden, welche die englische Regierung verbraucht hat, nichts übrig geblieben ist, und daß ihr Verbrauch dem großbrittanischen Reich eine jährliche Last von 800 Millionen aufgebürdet hat, die seine Wohlfahrt und seine Macht gefährdet und es selbst einer drohenden Gefahr aussetzt.

Kennete man genau die Quellen, aus welchen jene 22 Milliarden abgeflossen sind, so würde man sich leicht überzeugen, daß ihre Ergiebigkeit nicht nur nicht gelitten, sondern sogar an Ausdehnung gewonnen hat. Dies hier ist kein Paradoxon; es ist vielmehr eine Wahrheit, welche aus Thatsachen hervorgeht.

Aus welchem Capital sind die, dem Staate geliehenen und ohne Reproduktion oder Aequivalent verbrauchten 22 Milliarden geschöpft?

Nicht aus dem Fond, welcher zum allgemeinen Verbrauch des Landes bestimmt ist, und den man das umlaufende Capital nennt; sie würden einen so beträchtlichen Theil davon verschlürft haben, daß die Arbeit darunter gelitten, die Produktion abgenommen und die Bevölkerung eine beträchtliche Verminderung erfahren hätte. Von diesem allen ist nichts erfolgt; wohl aber hat das Gegentheil Statt gefunden.

Während der Dauer der Anleihen hat die Bevölkerung sich verdoppelt; die Aus- und Einfuhren haben die

unbegreiflichen Fortschritte der Bevölkerung noch übertroffen und Englands Reichthum ist als unbestimmbar und grenzenlos erschienen. Es ist demnach einleuchtend, daß der Verbrauch von 22 Milliarden, weit entfernt England arm zu machen, nicht einmal ein Hinderniß für die Progression seiner Reichthümer geworden ist, wenn er selbst auch nicht dazu beigetragen hat.

Aus welcher Quelle sind demnach die 22 Milliarden geflossen, welche England hat verschleudern können, ohne seinem Vermögen Abbruch zu thun? Es kann hierüber kein Zweifel Statt finden. Die einzige Quelle ist der fortschrittliche Anwuchs des Produkts der Arbeit, und der Ersparungen, welche von diesem Produkt gemacht sind. Man hat mehr hervorgebracht, die gewöhnlichen Verzehrer haben weniger verbraucht, und der Staat hat den Ueberschuß der Produktion und die Ersparungen der Verzehrer verbraucht. Die Rente, welche er dafür in Zahlung gegeben hat, ist das wahre Aequivalent gewesen, weil sie ein Unterpfand und eine Bürgschaft in dem Ueberschuß der Produktion hatte. Dies ist das ganze Geheimniß.

Hätte der Verbrauch von 22 Milliarden den ganzen Anwuchs der Produkte und Ersparungen verschlürft: so würde das Land stationär geworden und in demselben Zustande geblieben seyn, als ob keine Anleihe und kein außerordentlicher Verbrauch Statt gefunden hätten. Allein, wie ich bereits bemerkt habe, die Bevölkerung hat sich verdoppelt und die Ein- und Ausfuhren haben einen noch weit stärkeren Anwuchs erfahren; woraus folgt, daß, trotz dem Verbrauch der 22 Milliarden, ohne anderweitiges

Aequivalent, als die von der Regierung bewilligte Rente, die Wohlfahrt des Landes stets zugenommen hat. Sind seine Fortschritte groß genug gewesen, um der jährlichen Rente von 800 Millionen das Gleichgewicht zu halten? Ich fühle mich nicht im Stande, diese Aufgabe zu lösen: wenn dem aber so gewesen seyn sollte, so würde England, während des kostspieligsten Krieges, sein allgemeines Einkommen um volle 800 Millionen vermehrt haben; denn sich selbst ist es die 800 Millionen schuldig, die es seinen Gläubigern zahlt.

Der Grund, weshalb man nicht daran zweifeln darf, daß dies wirklich seine staatswirthschaftliche Lage sei, ist kein anderer, als daß, nachdem der Friede dem starken Verbrauch der Produkte, welche der Krieg verschlang, eine Grenze gesetzt hatte, ein solcher Ueberfluß von Ersparnissen oder Capitalien vorhanden war, daß sie überall Anwendung suchten: — in den Finanzen der übrigen Staaten — in allen Handels-Speculationen — sogar in den politischen Umwälzungen der alten und der neuen Welt. Ungeachtet dieser nicht selten gefährlichen Ausflüsse, ist England so sehr mit Capitalen oder mit Fonds, die zum Verbrauch bestimmt sind, überschwemmt, daß alle seine Produkte im Preise gesunken sind, daß alle Produzenten sich außer Stand befinden, ihren Geschäften Ehre zu machen, daß die Grundbesitzer sich genöthigt sehen, einem Theile ihres Einkommens zu entsagen, daß der Zins der Capitale um mehr als 30 Procent in allen Zweigen der Betriebsamkeit gesunken ist, daß der Arbeitslohn sich beträchtlich vermindert hat, und daß der Staat fähig gewesen ist, den Zins der öffentlichen Schuld von 5 auf 4 und von 4 auf

$3\frac{1}{4}$ zu setzen. Der in Englands Finanzen eingeführte Credit hat demnach das staatswirthschaftliche System durch und durch verändert: er hat die Produktion über die Bedürfnisse des allerkostspieligsten und verschwenderischsten Verbrauchs hinausgeführt; er hat folglich den Völkern und den Regierungen eine von den allerergiebigsten Quellen des Reichthums aufgedeckt, und dem großen Geiste Pitt's gebührt die Ehre, ihn geschaffen zu haben.

Allein hat dieser Minister seine Entdeckung nicht gemißbraucht? Ist der Credit, den er so gut zu benutzen verstand, anwendbar auf alle Regierungen, oder paßt er sich nur für die repräsentative Regierung? Dies sind ernste Fragen, welche die Fundamente der Staats-Wirthschaft, als Wissenschaft betrachtet, berühren; allein sie sind dem Gegenstande fremd, den ich hier verfolge. Ich darf sie also auf der Seite lassen; denn mir genügt es, gezeigt zu haben, daß der Credit eines von den tiefsinnigsten Dogmen der Finanz-Wissenschaft ist, und nothwendig einen wesentlichen und fundamentalen Theil derselben ausmacht.

Was mir vor Allem in den Theorieen der berühmten Minister, welche die ersten Fundamente der Finanz-Wissenschaft legten, auffällt, ist, daß ihre Schöpfungen, obgleich wesentlich von einander verschieden, in ihrer Richtung, in ihrer Tendenz, demselben Ziele zustreben, dieselben Wirkungen hervorbringen, dieselben Resultate geben.

Mag die Ordnung und Ersparung den Misbräuchen in den Einnahmen und in den Ausgaben des Schatzes vorbeugen; mag der, allen Arten der Betriebsamkeit bewilligte Schutz die Freiheit der Arbeit und die unbegrenzte Ausdehnung des Credits, die Hülfsquellen eines

Landes vermehren; mag die Oeffentlichkeit der Finanz-Rechnungen das öffentliche Vermögen vor den Veruntreuungen und Unterschleifen der Werkzeuge der Gewalt bewahren: immer geht daraus hervor, entweder Verminderung der Steuerlast, oder Vermehrung der Kraft, sie zu tragen, und die Gewißheit für den Staat, in seinen Bedürfnissen keine Verkürzungen zu erfahren. Die allgemeine Wohlhabenheit leidet nicht von dem Ueberfluß des Schatzes, und die Macht des Staats thut dem National-Reichthum keinen Abbruch. Nicht genug, daß man den Bedürfnissen des Steuerpflichtigen nicht zu nahe tritt: man erhebt von ihm nur einen Theil der Wohlthaten, welche man ihm durch geschickte Finanz-Maßregeln zugesichert hat, und folglich ist das öffentliche Einkommen nur ein Theil des Anwuchses des allgemeinen Einkommens. In diesem Verhältniß des öffentlichen Einkommens entdeckt man den speciellen Gegenstand der Finanz-Wissenschaft: die Aufgabe, welche sie lösen will, und die Wichtigkeit ihrer Lösung.

Brauch' ich jetzt noch zu sagen, daß die Finanz-Wissenschaft nichts gemein hat mit der Kunst des Finanz-Mannes? In Wahrheit, wem könnte es entgehen, daß sie sich von keiner Seite nähern, daß sie verschiedenen Antrieben folgen und auf ganz verschiedene Ziele hinsteuern.

Die Wissenschaft will dem Steuerpflichtigen die Mittel geben, seine Steuern zu bezahlen, und fordert von ihm nur die Steuern, die sie ihn zu zahlen in den Stand gesetzt hat.

Der Finanz-Mann sagt, wie jener erste Finanz-Commis, der eines gewissen Rufs von Talent genoß: Bewilligt nur Centimen, und seid ohne Sorge

wegen ihrer Eintreibung; denn dies ist meine Sache.

Bei diesen Zügen, welche die Finanz-Wissenschaft von der Kunst des Finanz-Mannes so wesentlich unterscheiden, muß man sich darüber wundern, daß es möglich gewesen ist, beide zu vermengen; und doch verdankt die Kunst dieser Vermengung den Vorzug, den sie vor der Wissenschaft erhalten hat. Volles Vertrauen gewinnt der Finanzmann, der den Schatz in Ueberfluß setzt, und man spottet des Gelehrten, welcher behauptet, daß man die öffentliche Wohlfahrt dabei nicht aus den Augen verlieren darf. Ist dies ein Gegenstand des Erstaunens? Man fühlt das Uebel nicht eher, als bis es da ist, und auch dann kennt man es nicht, weder nach seiner Tiefe, noch nach seinem Umfange. Man weiß nicht, daß in den neueren Staaten die bürgerliche Gesellschaft in ihren Fortschritten aufgehalten wird durch die unmäßige Last der öffentlichen Ausgaben, die sie entnerven, erschöpfen und in einem erbettelten, nicht selten gefährlichen Zustande erhalten. Dies Uebel ist um so bedenklicher, weil man es weder nach seinem Wesen, noch nach seinem Umfange, noch nach seinem Kennzeichen, noch nach seinen Heilmitteln kennt. Man hat vor zwei Jahren die Regierung und das Parliament Englands, wie bewandert beide auch in der Wissenschaft des Volks-Haushalts und der Staats-Wirthschaft seyn mögen, die Frage erörtern gesehen, ob die auf den Ackerbau gelegten Steuern die Ursache von der Verlegenheit desselben wären, und ob die Unterdrückung dieser Steuern ihm sein Gedeihen wieder geben, oder wenigstens die Leiden des Landmanns erleichtern würde. Um diesen Zweifel zu rechtfertigen,

sagte man: der angstvolle Zustand des Ackerbaues habe lediglich seinen Grund in dem niedrigen Marktpreise ländlicher Erzeugnisse, veranlaßt durch die Fülle derselben weit über das Bedürfniß des Verzehrs hinaus: eine Fülle, welche mit den Steuern auf den Ackerbau und die Agrikultoren in keinem Zusammenhange stände. Diese Betrachtungen hatten den Schein der Wahrheit für sich und ließen die Geister zu keiner Entscheidung gelangen. Gleichwohl irrte man wesentlich; denn man ließ aus der Acht, daß, wenn der Marktpreis nicht die Produktions-Kosten deckt, den Produzenten für die Fortsetzung seines Geschäfts noch immer Hülfsmittel übrig bleiben, wenn er die Kosten der Produktion vermindert, und diese Verminderung den Marktpreis dem Produktionspreise näher bringt. Dies aber war es gerade, was aus der Unterdrückung der Steuern auf den Ackerbau hervorgehen mußte. Diese Meinung überwog, und die Erfahrung hat ihre Richtigkeit bewiesen.

Es ist demnach, von jetzt an, eine Fundamental-Wahrheit im Felde der Staats-Wirthschaft, daß die öffentlichen Ausgaben den innern Werth der Produkte vermehren, ohne ihren Marktpreis zu erhöhen, daß sie auf dieselben eben so einwirken, wie die gewöhnlichen Kosten der Arbeit, und folglich mit diesen in gleiche Kategorie zu stehen kommen. Diese neue Wahrheit wirft auf die Finanz-Wissenschaft ein so starkes Licht, daß es nicht genug ist, sie nur auf dem Wege der Autorität festzustellen; man muß sie beweisen, und hoffentlich wird man den Versuch verzeihen, den ich zu diesem Endzweck machen werde.

Wenn die Kosten der Arbeit den Gewinn derselben

verschlangen, oder, was dasselbe ist, wenn die Produkte der Betriebsamkeit nur für die Bedürfnisse des Arbeiters ausreichten: so würde es kein Mittel geben, die öffentlichen Ausgaben zu bestreiten, keine Möglichkeit, den Staatsdienst in Gang zu erhalten. Die bürgerliche Gesellschaft würde gar nicht vorhanden, sie würde ganz unmöglich seyn.

Ungefähr eben so würde die Sache stehen, wenn die öffentlichen Ausgaben hinausgingen über die Produkte, welche die Kosten der Arbeit übrig lassen. Freilich würden, in dieser Voraussetzung, die Bedürfnisse der arbeitenden Klasse und die der Staatsdiener vollkommen befriedigt werden, und folglich könnte die bürgerliche Gesellschaft in einem abstrakten und unbedingten Sinne vorhanden seyn; doch, jedes Ueberschusses, jeder Hülfsquelle, jeder freien Verfügung über bereits Erworbenes beraubt, würde sie allen Zufälligkeiten, allen unvorhergesehenen Ereignissen und außerordentlichen Umständen Preis gegeben seyn. Ihr Zustand würde erbettelt, nicht selten gefahrvoll seyn; sie würde Mühe haben, den Angriffen ihrer Nebenbuhler, ihrer Feinde, kurz eines jeden, der sie unterdrücken oder ihr schaden wollte, zu entgehen. In dieser beklagenswerthen Lage würde die bürgerliche Gesellschaft außer Stande seyn, ihre Bestimmung zu erfüllen, und Niemanden nützlich werden und zu Statten kommen.

Wirklich vorhanden, und fest und stetig in ihrem Daseyn ist sie nicht eher, als wenn die Produkte der Arbeit hinausgehen über die Kosten der Produktion und über die des öffentliches Dienstes; wenn der Ueberschuß, immer gewiß, ein sicheres Einkommen gewährt, wenn das Ein-

kommen dem Staat einen Fond darbietet, der ihn in Stand setzt, nachhaltig zu handeln, mit Vorsicht zu Werke zu gehen und Schonung zu üben, der bürgerlichen Gesellschaft aber einen Fond, um ihre Blüthe zu vermehren, ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu begründen, und den höchsten Grad der Civilisation zu erreichen.

Es gehört also zu dem unmittelbaren Vortheil der gesellschaftlichen Gewalt, die Fortschritte des Einkommens zu begünstigen, vorzüglich aber dasselbe vor den Eingriffen zu bewahren, welche Arbeitskosten und öffentliche Ausgaben darein machen können. Unglücklicherweise hat man sich beinah' immer in dieser Hinsicht getäuscht: man ist auf gefährliche Seitenwege gerathen, man hat sich den unverantwortlichsten Ausschweifungen hingegeben; kaum fängt man an, die rettenden Principe so vieler Verblendung, so großen Elends und so starker Mißgriffe kennen zu lernen.

Eine lange Zeit hindurch hat man, um ein von den Arbeitskosten und den öffentlichen Ausgaben unabhängiges Einkommen zu gewinnen, kein anderes Mittel gekannt, als — die arbeitende Klasse in's höchste Elend zu stürzen, und über den Ueberschuß der Produkte ihrer Arbeit zum Vortheil eines unumschränkten Gebieters oder einiger bevorrechteten Klassen zu verfügen, welche sich als die rechtmäßigen Eigenthümer des gesellschaftlichen Capitals betrachteten und es zu ihrem ausschließenden Vortheil verwalteten. In diesem Geiste ist die bürgerliche Gesellschaft in allen Ländern, unter allen Regierungen, zu allen Zeiten und selbst bis auf unsere Tage constituirt gewesen. Ueberall sah man die großen Massen der Bevölkerungen geknechtet, unterdrückt und einer kleinen Anzahl mächtiger Familieen

aufgeopfert, was einen großen Dichter zu dem Ausspruch bewogen hat:

Humanum paucis vivit genus.

Kasten, Sklaverei, Leibeigenschaft, Vorrechte, Corporationen haben nie einen andern Zweck gehabt, als die Arbeit der Bevölkerung für ein Geringes zu erhalten, die Arbeitskosten auf den niedrigsten Satz, der nur gewonnen werden konnte, herabzudrücken, einigen vom Schicksal begünstigten Familien ein Einkommen ohne Arbeit zu verschaffen und auf diese Weise den Reichthum aus dem Elend und der Unterdrückung zu filtriren. Allein die Strafe so gehässiger Maßregeln folgte der Verkehrtheit auf dem Fuß nach; und man wird von Erstaunen ergriffen beim Anblick der Plagen und Unfälle, die eine solche Ordnung der Dinge über die politische Welt gebracht hat. Diese in ihrer ganzen Abscheulichkeit zu schildern, ist hier der Ort nicht; ich würde mich dadurch von meinem Zweck entfernen. Mir genügt, auf die gegenwärtige Lage der Völker Europa's hinzuweisen, welche so aufgeklärt und glücklich gewesen sind, diese unseligen Systeme zu verlassen, so wie derjenigen, welche jetzt noch, mehr oder weniger, den Jammer und das Elend derselben tragen. Wer würde, in Beziehung auf Wohlfahrt, Reichthum und gesellschaftliche Vorzüge, Rußland, Oestreich und einen großen Theil der Staaten Deutschlands mit der Schweiz mit England und Holland zu vergleichen wagen? Man suche die Ursache dieses Contrastes nicht in der Verschiedenheit des Clima's und des Bodens! Der Vorzug würde denjenigen Ländern bleiben, welche die Natur am meisten gemißhandelt hat.

Denkt man gehörig hierüber nach, so muß man die Ueberzeugung gewinnen, daß der unermeßliche Abstand, der diese Völker sondert, nur dem Unterschiede der gesellschaftlichen Gewalt, der Gesetze, der Institutionen und der Sitten zuzuschreiben ist, die bei den einen die Fähigkeiten der großen Masse der Bevölkerung entwickeln, und bei den andern eben diese Fähigkeiten lähmen, oder die Produkte der Arbeit hier zum Vortheil Aller, dort zum Vortheil einer geringen Anzahl hinleiten.

Verlangte man von mir den Beweis für diese Behauptung: so würde Frankreich mir den Stoff auf eine unwiderstehliche Weise geben.

Welche Verwandlung hat es seit der Revolution erfahren! Welche unermeßliche Bahn hat es durchlaufen, und in wie kurzer Zeit! Man wird von Erstaunen ergriffen, wenn man den bezüglichen Zustand seiner Bevölkerung vor und nach der Revolution vergleicht. Ich werde mich wohl hüten, diesen Zustand für ganz genau auszugeben; allein ich habe alle Ursache, zu glauben, daß er sich der Wahrheit so stark nähert, als es in Dingen dieser Art möglich ist.

Vor der Revolution befand sich die Bevölkerung Frankreichs in ungefähr folgenden Verhältnissen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 400,000 | reiche Familien . . . . | Köpfe | 2,000,000 |
| 800,000 | wohlhabende . . . . | „ | 4,000,000 |
| 4,000,000 | arme „ . . . . | „ | 20,000,000 |
| 5,200,000 | Familien | Köpfe | 26,000,000 |

Diese Statistik hat sich in dem Zeitraum eines Drittel-Jahrhundert gänzlich umgekehrt, trotz den Unordnun-

rungen einer fürchterlichen Revolution, trotz den Zerstörungen und Unfällen derselben. Man zählt gegenwärtig:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 1,000,000 | reiche Familien | . . . | Köpfe | 5,000,000 |
| 4,000,000 | wohlhabende " | . . . | " | 20,000,000 |
| 800,000 | arme " | . . . | " | 4,000,000 |
| 5,800,000 | Familien | | Köpfe | 29,000,000 |

Ohne Zweifel muß dieses Wunder ein lebhaftes Erstaunen erregen; es ist indeß nicht schwer, eine befriedigende Erklärung davon zu geben.

Dies Wunder hat seinen Ursprung in der unbemerkten Revolution, welche, vor drei Jahrhunderten, der Volks-Wirthschaft, den Gebräuchen, Gewohnheiten, Gesetzen und Sitten eine neue Richtung gab, und im Jahre 1789 durch die Einführung der constitutionellen Gewalt vollendet wurde. Unglücklicherweise ist man nur von der Katastrophe getroffen worden; man hat sie für die gesammte Revolution gehalten, wiewohl sie nur das Ende derselben war. Dieser Misgriff hat beklagenswerthe Resultate herbeigeführt, vor welchen man bewahrt geblieben seyn würde, wenn man diese höchst wichtige Periode — wichtiger wenigstens, als alle früheren — in ihrer Ganzheit aufgefaßt hätte: diese Periode, welche das gothische Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft Stück für Stück auseinander fallen sah, auf den Trümmern desselben ein neues errichtete, und die gesellschaftliche Ordnung nach einem Plan schuf, der von jedem früheren gänzlich verschieden war.

In der neuen Richtung der bürgerlichen Gesellschaft werden die großen Klassen der Bevölkerung nicht länger einigen bevorrechteten Klassen aufgeopfert; die Rechte Aller

haben aufgehört, das Eigenthum der kleinen Zahl zu seyn und die Vornehmen bilden nicht mehr den ganzen gesellschaftlichen Körper, die ganze politische Vergesellschaftung.

Die arbeitende Klasse hat die Freiheit der Person und der Arbeit zurückgehalten. Angebot und Nachfrage haben den Lohn des Arbeiters und die Produkte der Arbeit geregelt. Der persönliche Vortheil ist das Maß und die Bürgschaft des allgemeinen Vortheils geworden, und der allgemeine Vortheil hat der großen Familie alle Bahnen des Glücks, der Ehre und des Ruhms aufgeschlossen.

Welches sind die Resultate dieser neuen Richtung für Menschen und Dinge gewesen?

Befreit von seinen Ketten, gestachelt von seinem Vortheil, verführt von seinem gegenwärtigen Wohlseyn und von der Aussicht auf ein künftiges Besserbefinden, hat der Handwerker mehr und besser gearbeitet; er hat mehr gewonnen und seine Produkte sind preiswürdiger geworden.

Größere Wohlhabenheit in den arbeitenden Klassen hat ihnen die Schätze des Unterrichts, der Aufklärung und der Talente geöffnet; ihre Fähigkeiten haben sich mehr entwickelt; ihr Geschmack hat sich vervollkommnet, ihre Geschicklichkeit sich selbst übertroffen. Die Werkzeuge der Arbeit sind zahlreicher und vollkommener geworden; die Maschinen haben die Dauer derselben abgekürzt und die Kosten beträchtlich vermindert. Der Umlauf der Produkte ist schneller und zugleich wohlfeiler geworden durch Eröffnung von Straßen, durch Canalbau und durch Anlegung von Stapel-Oertern und Bankier-Häusern. Alle

Ersparnisse sind in Anregung gekommen vermöge des Geistes der Vergesellschaftung, der Unternehmung und des Beistandes.

Am allerwirksamsten aber ist diese wohlthätige Revolution geworden durch die allgemeine Freiheit oder, (was dasselbe sagt) durch die Gleichheit des Schutzes, der Gerechtigkeit und der Begünstigung, welche allenthalben Nacheiferung, Nebenbuhlerei, Concurrenz, Gefühl für Ehre und Schande, kurz alle die gesellschaftlichen Tugenden schafft, welche die bürgerliche Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts von der des funfzehnten unterscheidet, und die man vielleicht am stärksten ausdrücken würde durch den Contrast, worin die arbeitsame Bevölkerung Schottlands mit dem Müßiggang neapolitanischer Lazzaronis steht.

Durch diese Mittel ist man dahin gelangt, die Kosten der Arbeit auf einen gemäßigteren Satz zurückzuführen, obgleich der Lohn für die arbeitende Klasse auf's Höchste gestiegen ist. Auf diese Weise hat man ein Einkommen geschaffen, das Keinem, wer er auch seyn möge, irgend eine Entbehrung, irgend eine Beraubung auflegt. So hat der Reichthum aufgehört, der Raub des Elends zu seyn. So hat man die bisher unauflösbare Aufgabe gelöset, der allgemeine Reichthum durch den besondern Reichthum, die National-Macht durch die Macht der Einzelnen, und den Glanz eines Landes durch den Glanz zu fördern, der aus dem Wohlseyn, der Wohlhabenheit, und dem Reichthum der ganzen Bevölkerung hervorbricht.

Die bürgerliche Gesellschaft hat also nichts mehr zu befürchten von den Kosten der Arbeit; denn diese bilden

nicht länger ein Hinderniß ihrer Wohlfahrt, ihres Reichthums, ihrer Macht.

Doch ach! diese glänzende Schöpfung der gesellschaftlichen Betriebsamkeit wird nur allzu oft bedroht durch den unbegränzten Fortschritt der öffentlichen Ausgaben. Das Einkommen des reichsten Volks reicht nicht immer aus für die gewöhnlichen Bedürfnisse der gesellschaftlichen Gewalt, und bietet ihren außerordentlichen Bedürfnissen nur schwache Hülfsquellen dar. Das Schlimmste unter diesen Umständen ist, daß man diese Bedürfnisse nicht immer der Ueberflüssigkeit, der Uebertreibung und Unnützlichkeit beschuldigen kann. Das Einzige, was man vermag, ist, daß man die Linie zieht, welche das Nothwendige von dem Ueberflüssigen, die Freigebigkeit von der Verschwendung, die Großmuth von der Verschleuderung trennt; dabei herrscht in dieser Hinsicht noch eine so große Verworrenheit in den Geistern, so viel Eingenommenheit in den Anordnern, so viel Schwäche in den Vollziehern, so viel Verblendung in den Machthabern und so wenig Einsicht unter dem Volk, daß man über die Größe der öffentlichen Ausgaben eben so wenig erstaunen darf, als über die Hindernisse, auf welche man stößt, so oft man es unternimmt, das Uebermaß zu messen und das Ueberströmen zu verzögern.

Ohne Zweifel verhält es sich mit den öffentlichen Ausgaben, wie mit den Arbeitskosten; man kann sie in richtige Verhältnisse bringen, ohne Denjenigen schmerzhafte Entbehrungen aufzulegen, welche ihre Kenntnisse, ihre Talente und ihr Leben dem Staatsdienst gewidmet haben. Dies Wunder ist nicht erstaunenswerther, als das von dem

dem hohen Arbeitslohn und der Wohlfeilheit der Produkte der Arbeit. Beide stammen von derselben Ursache her; sie entspringen aus der liberalen Belohnung der Arbeit und aus der Verminderung der Arbeiter auf die höchst nöthige Zahl. Wenn die Wissenschaft der Staats-Wirthschaft die Gesetze der Ergiebigkeit der Arbeit entdeckt hat, so kann die Finanz-Wissenschaft die der öffentlichen Ausgaben aufstellen. Beide Wissenschaften stehen nicht hinter einander zurück; sie können dies auch nicht, weil sie auf denselben Principen, denselben Lehren und denselben Regeln beruhen.

---

# Wodurch wird die Wiederherstellung der gesellschaftlichen Ordnung in Spanien verzögert?

Der 1sten October des Jahres 1823 war der Tag, an welchem Ferdinand der Siebente, durch die Gewalt der französischen Waffen aus den Händen usurpatorischer Cortes befreit, in den Vollgenuß seiner königlichen Vorrechte zurücktrat. Wie Viele schmeichelten sich damals mit der angenehmen Erwartung, daß die Wiederherstellung der gesellschaftlichen Ordnung auf der pyrenäischen Halbinsel nun keinen Schwierigkeiten mehr unterliegen werde! Beinahe zwei Jahre sind seitdem verflossen; doch weit entfernt, daß jene menschenfreundliche Voraussetzung sich bewährt hätte, ist Spanien, seit der Befreiung seines Königs, mehr als jemals das Opfer bürgerlicher Unruhen und der Zerstörungen, welche von einem wüthenden Partheikampfe unzertrennlich sind.

Worin kann dies liegen?

Wir möchten, vor allen Dingen, Ferdinand den Siebenten von dem Vorwurfe befreien, der ihm so häufig von Freunden und Feinden gemacht wird, als thue er nicht alles, was in seinen Kräften stehe, um den inneren Frieden Spaniens zu sichern und fester zu begründen.

Die Erwartung, welche die Freunde öffentlicher Wohlfahrt vor zwei Jahren in Beziehung auf Spanien unterhielten, würde ganz unfehlbar erfüllt worden seyn, wenn

Ferdinand in demselben Sinne des Worts König wäre, worin es andere Suveräne sind, welche denselben Titel führen. Daran fehlt jedoch nur allzu viel. Kennt man die Geschichte der spanischen Monarchie seit den Zeiten Ferdinands des Fünften und seiner berühmten Gemahlin: so kann man sich schwerlich dagegen verblenden, daß die Unumschränktheit, welche Spaniens Könige am Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts erwarben, bei weitem mehr dem Scheine, als der Wirklichkeit nach vorhanden war. Zwar soll man der Vergangenheit nie einen Vorwurf daraus machen, daß sie die, sich ihr darbietenden Probleme durch solche Mittel gelös't hat, die ihr allein zu Gebote standen; doch hiervon abgesehen, ist man nur allzu berechtigt, Ferdinand den Fünften in dem Lichte eines Verderbers aller wahrhaft-königlichen Vorrechte seiner Nachfolger zu betrachten. Er ward dies auf eine ganz unfehlbare Weise, als er, um den Adel seines Königreichs in seine Gewalt zu bringen, die Inquisition stiftete, und alle Wirksamkeit des Königthums an ein theologisches System band, das, um sich behaupten zu können, rastlos jede Entwickelung, von welcher sich, wäre es auch nur von fern her, ein Abbruch erwarten ließ, bekämpfen mußte. Die Natur der königlichen Gewalt wurde hierdurch auf das Grausamste verderbt; denn von dem Augenblick an, wo der Thron seine Grundlage im Inquisitions-Gerichte erhalten hatte, gab es für Spaniens Könige keine andere Bestimmung, als das einseitige Interesse der Priesterschaft zu fördern. Alle sittlichen Beziehungen, worin sie bis dahin zum Volke gestanden hatten, hörten ipso facto auf; und wie hätte ihr Leben ein anderes seyn können, als je-

nes Camarilla=Leben, wodurch man sich der Oeffentlichkeit entzieht, dem Hasse und der Liebe gleich sehr entsagt, geschehen läßt was man nicht verhindern kann, und — vegetirt? Wahrlich die, welche über Spaniens Könige in den letzten Jahrhunderten geurtheilt haben, würden zurückhaltender und bescheidener gewesen seyn, wenn sie in Anschlag gebracht hätten, was die Natur einer theokratischen Monarchie von Demjenigen fordert, der an ihrer Spitze steht! Die Handlungen eines Philipps des Zweiten, wie despotisch, ja wie tyrannisch sie auch seyn mögen — sind sie noch etwas anders, als die Handlungen eines theokratisch=constitionellen Königs, der sich nicht herausnimmt, die Gesetze seines Königsreichs, die Bedingungen seiner Wirksamkeit zu verletzen? Dasselbe läßt sich von allen Nachfolgern dieses Königs sagen, wenn auch der eine und der andere von ihnen mit weniger Entschlossenheit zu Werke gegangen seyn sollte; und da, nach der Gelangung des Hauses Bourbon auf den spanischen Thron, nie eine wesentliche Veränderung in der organischen Gesetzgebung Spaniens Statt gefunden hat — wie können oder dürfen wir uns darüber wundern, daß auch Ferdinand der Siebente, ganz im Geiste seiner Vorgänger handelnd, die Rückkehr der gesellschaftlichen Ordnung von denselben Mitteln erwartet, wodurch sie in früheren Zeiten bewirkt worden ist? Dieser Gedanke kann falsch seyn; ja, wer zweifelt, außer der spanischen Priesterschaft und ihrem Anhange, daran, daß er es wirklich sei? Allein für Ferdinand den Siebenten steht alles so, daß er darin die erste Richtschnur seines Verfahrens finden muß. In Wahrheit, wollte er sich plötzlich von dem theokratischen

Systeme lossagen, in dessen Banden seine Vorgänger gegangen sind, so würde es ihm nicht bloß an aller Autorität fehlen, sondern er würde seine Lage auch wesentlich dadurch verschlimmern, daß er eine zahlreiche Welt- und eine noch zahlreichere Ordensgeistlichkeit berechtigte, ihn als einen irreligiösen König zu bezeichnen, der nicht verdiene zu regieren. In dieser wichtigen Beziehung unterscheidet sich Ferdinand der Siebente nicht bloß von den protestantischen Königen, sondern selbst von denjenigen katholischen, welche, wie die Könige von Frankreich, durch besondere Verträge mit dem Oberhaupte der römisch-katholischen Kirche das Vorrecht erworben haben, den Vortheil der Gesellschaft nicht an dem privativen Vortheile der Priesterschaft abmessen zu dürfen. Und wenn selbst diese Fürsten, so oft es eine Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes durch Gesetz und Gewalt gilt, mit der größten Vorsichtigkeit zu Werke gehen, um nichts zu verschlimmern: — mit welchem Rechte könnte man von Ferdinand dem Siebenten verlangen oder erwarten, daß er, mit Hinwegsetzung über alle Schwierigkeiten und Hindernisse, die gesellschaftliche Ordnung durch neue, von allem Hergebrachten abweichende Mittel sichere?

Dieser König ist wegen alles dessen, was in den beiden letzten Jahren unter seinen Augen in Spanien vorgegangen ist, so wie auch dessen, was künftig in diesem Lande vorgehen kann, um so mehr gerechtfertigt, weil er in dem Adel seines Königreichs durchaus nicht diejenige Stütze hat, welche er haben müßte, um irgend etwas gegen den Vortheil der Priesterschaft durchzusetzen. Die Inquisition, in ihrer letzten Gestaltung wesentlich gegen den

Adel gerichtet, hat seit drei Jahrhunderten so stark auf diese Classe der Gesellschaft zurückgewirkt, daß sie mit dem Geiste ihrer Bestimmung zugleich das Gefühl derselben verloren hat. Ist, wie Montesquieu will, die Ehre das belebende Princip der monarchischen Regierungsform, und hat dies Princip seinen Träger vorzüglich im Adel: so begreift man, warum sich davon nichts in Spanien antreffen läßt. Wie viel Stolz und Hochmuth auch dem spanischen Adel aus früheren Zeiten übrig geblieben seyn möge: so hat er doch, im Verlaufe der Zeit, nicht einer Institution widerstehen können, die, indem sie die Reinheit des Glaubens zum Zweck, oder zum Vorwande ihrer Wirksamkeit machte, es recht geflissentlich darauf anlegte, den Unterschied zwischen Ehre und Schande durch barbarische Beschimpfungen aufzuheben. Das Einzige, was dem spanischen Adel, der Inquisition gegenüber, zu thun übrig blieb, war, jeden Zusammenstoß mit ihr auf's Sorgfältigste zu vermeiden, sich auf seine Güter zurück zu ziehen, und geschieden von allen öffentlichen Geschäften, sich und seinen Unterthanen zu leben. Ob er dies gethan habe, ist nicht in Zweifel zu ziehen. Man urtheile über die politischen Gesinnungen des spanischen Adels, so wie über die Herzhaftigkeit und Freisinnigkeit dieser Classe, nach dem, was Llorente in seiner kritischen Geschichte der spanischen Inquisition von der Verurtheilung des berühmten Stifters der andalusischen Colonieen, D. Paul Olavides, erzählt! Hier nur die bedeutendsten Züge dieser Erzählung, und zwar zu keinem anderen Zweck, als um zu zeigen, wie weit es mit der Nachgiebigkeit des spanischen Adels gekommen ist.

„Es war bekannt geworden, so erzählt Llorente, daß

Olavides diejenigen, die seiner Leitung anvertraut waren, über Gegenstände der Religion aufzuklären suche. Die Inquisition ermangelte also nicht, sich dieses Freigeistes zu bemächtigen. Er wurde 1776 in die Gefängnisse der Inquisition von Madrid gebracht, und sein Proceß nahm sogleich seinen Anfang. Aus den Aussagen der wider ihn zusammengebrachten 70 Zeugen ging hervor, daß er mit den Bewohnern der von ihm angelegten Flecken und Dörfer über den äußeren Gottesdienst in Spanien — über den Gebrauch der Glocken, der Rosenkränze und anderer Dinge dieser Art, so wie über Jesus-, Marien- und Heiligenbilder, über den Stillstand der Arbeit an Festtagen, über Enthaltung an gewissen Tagen des Jahrs, über Messe, Predigt, Austheilung der Sakramente und andere Ceremonien der Kirche gesprochen hatte. Außerdem war ausgemittelt worden, daß er mit Voltaire und Rousseau in einem vertrauten Briefwechsel gestanden habe. Olavides, nichts weniger als ein Heuchler, leugnete zwar den größten Theil der Thatsachen, die ihm zur Last gelegt wurden; was er aber gestand, bestärkte die Inquisition in dem Verdacht, daß er Voltaire's und Rousseau's Grundsätze angenommen habe. Wiewohl er sich nun selbst der Unvorsichtigkeit anklagte, so wurde er doch das Opfer des Fanatismus, welcher alles für gottlos erklärt, was seinen Maximen nicht entspricht und seinem Vortheil schadet. Den 24. Nov. 1778 feierte man, bei verschlossenen Thüren, in den Sälen des Inquisitions-Tribunals von Madrid, ein kleines Auto da Fé, zu welchem 60 Personen von Rang eingeladen wurden. D. Paul Olavides erschien in dem Anzuge eines Reuigen, eine ausgelöschte grüne Wachs-

kerze in der Hand. Das Gericht erklärte ihn der förmlichen Ketzerei überführt; und als solcher hätte er bei dem Auto da Fé eigentlich in einem Armensünderkittel und mit einem Binsenstrang um den Hals erscheinen sollen. Doch davon war er losgesprochen worden. Das Urtheil war: er solle 8 Jahre in einem Kloster zubringen, und sich der Leitung eines von dem Inquisitions-Gerichte gewählten Beichtvaters unterwerfen; er solle sich für immer aus Madrid, aus den Städten Sevilla und Cordova, und aus den neuen Flekken der Sierra Morena (seinen Schöpfungen) verbannen; er solle sein ganzes Vermögen verlieren und in Zukunft kein Amt mehr bekleiden; er solle endlich nicht mehr reiten, noch irgend einen Schmuck tragen, dieser bestehe in Gold oder Silber, in Perlen oder kostbaren Steinen, in Kleidern von Seide oder feiner Wolle. Die Verlesung dieses Urtheils dauerte beinahe vier Stunden, da er, der Behauptung des Fiskals zufolge, nicht weniger als sechs und sechzig Ketzereien ausgesprochen hatte. Als Olavides sein Urtheil vernommen hatte, fiel er in Ohnmacht. Man goß ihm Wasser in's Gesicht; und nachdem er wieder zu sich gekommen war, ertheilte man ihm die Absolution, die er auf den Knieen liegend empfing. Wie tief er durch das Verfahren gekränkt war, ist leicht zu erachten. Die sechzig Personen, die man zu dieser Ceremonie eingeladen hatte, waren Herzöge, Grafen, Marquis, Generale, Mitglieder der vornehmsten Behörden, Ordensritter u. s. w. Alle waren des Verurtheilten persönliche Freunde, und ihre Auswahl war das Werk des Großinquisitors, und hatte unstreitig keine andere Absicht, als diejenigen zu warnen, von welchen

man glaubte, sie dächten, mehr oder weniger, wie Olavides."

So weit Llorente. Wir enthalten uns aller übrigen Bemerkungen; aber wir fragen, wie wirksam das Princip der Ehre, wie thatkräftig jede aus demselben hervorgehende Tugend in einem Adel seyn könne, der, einer solchen Behandlung ausgesetzt, jeden Augenblick mit dem Pöbel in Eine Masse geworfen werden kann?

Es läßt sich demnach annehmen, daß Ferdinand der Siebente, von dem Beistande des Adels verlassen, und auf die Unterstützung der Priesterschaft beschränkt, das ganze Maß von Autorität entwickelt, das ein theokratisches System zu geben vermag.

Allein reicht dieses Maß aus, wenn es sich um die Wiederherstellung und Befestigung der gesellschaftlichen Ordnung handelt? Reicht es, im Besonderen, aus, wenn ein Reich sich in der Lage befindet, worin Spanien gerade gegenwärtig befangen ist?

Um diese Fragen zu beantworten, wollen wir uns nicht dabei aufhalten, daß wir die ursprüngliche Schwäche aller Theokratie, sie wirke unter welchem Himmelsstrich sie wolle, nachweisen: eine Schwäche, welche am meisten dadurch erwiesen ist, daß selbst das Oberhaupt der christlichen Theokratie sich genöthigt sieht, sein Ansehn durch dieselben Mittel zu behaupten, wodurch nicht-theokratische Fürsten das ihrige beschützen. Wir wollen auch nicht bei dem Abbruch verweilen, welcher einem theokratischen Systeme durch die Fortschritte des menschlichen Geistes in Erkennung des Wahren geschehen kann: ein Abbruch, welcher ganz unvermeidlich erfolgt, wenn benachbarte Staa-

ten ihr politisches System dahin abändern, daß die Priesterschaft aufhört, vorwiegend zu seyn. Nur bei dem, was dem spanischen Königreiche in den letzten funfzehn Jahren begegnet ist, wollen wir stehen bleiben, um die wahre Ursache der Unruhen kennen zu lernen, welche dasselbe in allen seinen Theilen erschüttern, und um, nach richtiger Erkenntniß dieser Ursache, darüber zu entscheiden, was zur Wiederherstellung und Befestigung der gesellschaftlichen Ordnung in Spanien geschehen müsse. Zur Sache!

Spanien verspricht in dem gegenwärtigen Augenblick dasselbe Schauspiel aufzuführen, welches Rom in jener Periode darbot, wo der Umfang seines Machtgebiets so groß geworden war, daß, wenn derselbe erhalten werden sollte, die städtische Verfassung, worin es bis dahin gelebt hatte, sich in eine Reichs-Verfassung, die Republik sich in eine Monarchie, verwandeln mußte. Nur das Entgegengesetzte von dem, was in jener Periode für Rom eingetreten war, ist gegenwärtig für Spanien eingetreten. Wen könnte dies jedoch irre machen? Denn wer wüßte wohl nicht, daß Entgegengesetzte sich in ihren Wirkungen vollkommen gleich sind? Zu Rom wollte man aus der alten städtischen Verfassung nicht heraus, weil man nichts weiter in Anschlag brachte, als die großen Vortheile, welche die eroberten Provinzen, bei einer höchst eigennützigen Behandlung, der Hauptstadt gewährten, und weil man sich einbildete, es sei möglich, durch dieselben Mittel, wodurch man erworben, das Erworbene zu erhalten. Was geschah? Die Bürgerkriege nahmen ihren Anfang; und wiewohl ihr Ergebniß unter einem Marius und Sylla und selbst unter einem Cäsar und Pompejus zweifelhaft

blieb, so lösete sich doch unter dem Triumvirat des Lepidus, Antonius und Octavianus alles dahin auf, daß die städtische Verfassung einer Reichs-Verfassung, die Republik einer Monarchie wich. Hierin lag das Rettungsmittel für das Reich, das, wenn die Monarchie nicht zu Stande gekommen wäre, entweder in sich selbst hätte verkümmern, oder sich in seiner Gesammtheit gegen eine Hauptstadt vereinigen mußte, die seine Wohlfahrt als etwas Untergeordnetes zu betrachten gewohnt war. Niemand wollte in diesen Zeiten die Monarchie; aber sie kam deswegen nicht weniger zu Stande: denn die Kraft der Dinge ist größer, als die Kraft der Personen, und siegt in der Regel um so sicherer, je mehr sie verkannt wird. In Spanien geschieht gegenwärtig aus einer entgegengesetzten Ursache vollkommen dasselbe. Wie viel sich von seinem theokratischen System in den letzten Jahrhunderten erhalten haben würde, wenn dies System nicht durch einen so unermeßlichen Besitz, wie die amerikanischen Colonien bildeten, gedeckt worden wäre, dies ist eine Frage, die sich nicht genau beantworten läßt; auffallend aber ist, daß von dem Augenblick an, wo die Colonieen vom Mutterlande abgefallen waren, die Fortdauer der Priesterherrschaft streitig wurde. Unstreitig muß man die Ursache dieser Erscheinung darin suchen, daß, indem die Theokratie, mit wie viel Gewalt sie auch ausgerüstet seyn möge, nicht durch sich selbst bestehen kann, das, was ihr in Spanien, wie überall, Haltung gab (ich meine die königliche Macht) seinen Nahrungsstoff hauptsächlich aus den Colonial-Besitz zog. Nur unter dieser Bedingung konnte der spanische Boden die Last zweier großen Autoritäten ertragen, von welcher die eine

theokratischer, die andere kosmokratischer Natur war. In demselben Maße, worin die stehenden Heere in den europäischen Staaten gewachsen sind, haben die Mönchsorden darin abgenommen. Nur Spanien hat hiervon eine Ausnahme gemacht. Dies Königreich wollte zwei Dinge vereinigen, die sich nicht vereinigen ließen: Mönchthum und Soldatenthum. Die Sache war möglich in einem Reiche von so ungeheurer Ausdehnung: aber sie hörte auf, es zu seyn, sobald der Abfall der Colonien eingetreten war. Beide Autoritäten waren von jetzt an in gleiche Gefahr gebracht; und diese ist seit dem Jahre 1814 täglich drohender geworden. Wohin sind die Dinge im gegenwärtigen Augenblick gediehen? Dahin, daß unbesoldete Freiwillige, die sich selbst königliche nennen, die Tyrannen der Gesellschaft sind, alle bürgerliche Freiheit vernichten und das Eigenthum und die Arbeit gleich sehr verleiden. Der Bürgerkrieg ist durch diese Heerde von hungrigen Wölfen eingeleitet. Was ihn allein zurückhält, ist die Anwesenheit französischer Heere in Cadix und Barcellona. Dennoch wird es unmöglich seyn, ihn auf die Dauer abzuwenden. Entweder Spanien reibt sich in dumpfen Gährungen auf, oder es rettet sich selbst durch eine heftige Krisis. Das Letztere ist das Wahrscheinlichere. Es fehlt in diesem großen Lande nicht an erleuchteten Geistern, welche zu beurtheilen verstehn, in welcher Richtung man steuern muß, um das leck gewordene Staatsschiff in Sicherheit zu bringen. Ueberhaupt kann man sich darauf verlassen, daß die wiederherstellende Kraft, welche in jeder großen Gesellschaft liegt, sich auch in Spanien bewähren werde. Vielleicht bedarf es eines halben Jahrhunderts,

um zu einem politischen System zu gelangen, das die Bedingungen des inneren Friedens und der ungestörten Entwickelung in sich schließt: allein es müßte aufhören, eine europäische Gesellschaft zu seyn, wenn das rettende Princip in ihm nicht die Oberhand gewinnen sollte.

Darf die Analogie der übrigen europäischen Staaten entscheiden, so wird die Revolution, durch welche Spanien zu gehen bestimmt ist, sich nicht anders endigen, als sie sich früher in England, später in Frankreich geendigt hat, d. h. zum Vortheil der königlichen Gewalt. Verbannt oder eingeschüchtert sind jene Liberalen, die, indem sie jede Autorität durch die Aufstellung des Begriffs der Volks-Souveränetät vernichteten, zwar eine große Verwirrung herbeiführen, aber durchaus nichts ordnen konnten. Nicht verbannt oder eingeschüchtert ist dagegen der Partheikampf, ohne welchen die Regeneration der Spanier ganz unmöglich seyn würde. Von der Natur der Dinge selbst geschaffen, ist er das wirksame Mittel, dem Königthum die Grundlage zu geben, worauf es unabhängig wird von den Einwirkungen der Theokratie, die seinen Charakter bisher entstellt und verunglimpft haben.

Wie mannigfaltig auch die Benennungen seyn mögen, wodurch sich die Partheien in Spanien herabzuwürdigen bemüht sind: so giebt es in diesem Lande im Grunde nur zwei Partheien, die sich anhaltend bekämpfen und von denen die eine über die andre siegen muß, wenn jemals der innere Friede wiederkehren soll. Die eine dieser Partheien ist die theokratische, die andre die antitheokratische, die wir hier, der genaueren Bezeichnung wegen, die kosmokratische nennen wollen. Beide weichen in ihren Grundsätzen so

wesentlich von einander ab, daß ihre Vereinigung ganz unmöglich ist; und da eine Vergleichung dieser Grundsätze am besten geeignet ist, den Ausgang des großen Kampfes, dieser möge erfolgen wann und wie er wolle, vorher sehen zu lassen, so wollen wir unseren Lesern nichts vorenthalten von dem, was sie in den Stand setzen kann, diese Vergleichung anzustellen.

Die theokratische Parthei, d. h. die Welt- und Ordensgeistlichkeit, im Verein mit ihren Anhängern, sagt:

„Das politische System, das wir vertheidigen, muß alle Hindernisse besiegen, die sich ihm entgegenstellen, weil es das einzige ist, das fortdauern kann; die Wahrheit unserer Behauptung geht schon daraus hervor, daß dies System so viele Jahrhunderte vorgehalten hat, was ganz unmöglich gewesen seyn würde, wenn seine innere Güte und seine Angemessenheit im Mindesten zweifelhaft wären. Man beweise gegen uns, daß das menschliche Geschlecht (oder irgend ein Bruchstück desselben) sich jemals anhaltend für eine Verfassung interessirt habe, die nicht zugleich seine religiösen Gefühle in Anspruch nahm; kann man dies aber nicht beweisen, so erlaube man uns die zweite Behauptung, daß wir alles beibehalten müssen, was, mehr oder weniger, die Wirksamkeit des von uns vertheidigten Systems bedingt. Wir können also nichts von dem missen, was jemals zu unserer Ausstattung gehört hat. Selbst eine Verwandlung derselben können wir uns nicht gefallen lassen, weil dadurch alle unsere Verhältnisse verändert werden würden. Wir müssen im Besitz von Grund und Boden bleiben, weil hierauf ein sehr wesentlicher Theil der Achtung beruht, die wir in der Gesell-

schaft genießen. Dies ist jedoch nur eine Kleinigkeit gegen die übrigen Privilegien, die uns nicht versagt werden dürfen. Wo wäre es wohl jemals möglich gewesen, die Gewalt von dem Gesetz zu trennen, ohne das letztere in Mißachtung und Verfall gerathen zu lassen? Auch uns darf daher, als Volksführern, die Gewalt nicht versagt werden; und da das, was uns zu Volksführern macht, von einer solchen Beschaffenheit ist, daß es durch sich selbst zum Widerstande reizt, so muß die uns anvertraute Gewalt sogar alle Schranken bürgerlicher Berechtigung überschreiten. Uns darf Niemand widerstehen wollen, weil wir durch unseren Beruf die höchsten Gesetzgeber sind; und damit die Lust zum Widerstande verschwinde, müssen unsere Strafgerichte das Schrecklichste seyn, was die menschliche Einbildungskraft erfinden kann. Wie könnten wir den Geistern irgend eine Freiheit gestatten, die uns mit Abbruch bedrohete? Alle Künste, alle Wissenschaften müssen uns untergeordnet seyn, weil wir die Pflicht übernommen haben, das zureichende Maß von Einsicht und Erleuchtung zu bestimmen, um alles in dem hergebrachten Geleise zu erhalten. Doch nicht die Künste und die Wissenschaften allein müssen sich unserer Autorität unterwerfen: die gesammte National-Thätigkeit muß sich unter unsere Aufsicht stellen. Wie könnten wir einen freien Handel gestatten, da wir von Ketzern und Ungläubigen umgeben sind, die durch eingeschwärzte Geisteswerke nur allzu leicht den Gedankenkreis der Spanier erweitern könnten! Am wenigsten darf es für uns Familien-Geheimnisse geben; und so wie unseren Familiaren überall der Zutritt offen stehen muß, so müssen sie auch Herren

des Briefwechsels seyn, der mit dem Auslande geführt wird."

So die theokratische Parthei in Spanien.

Dagegen sagt, oder denkt, die kosmokratische, wie folgt:

„Ihr sprecht von einem politischen System, von einer Staats-Verfassung, welche durch Euch beschützt werden muß. Wo ist denn diese Staats-Verfassung? Entweder sie ist in Euch und in Eurer Willkühr, oder sie ist ganz gegenstandslos. Wir klagen keinesweges die Vergangenheit an; allein, wenn Ihr die Güte des bisherigen Zustandes der Dinge aus der Dauer desselben herleiten wollt, so nöthigt Ihr uns, das Elend zu bejammern, das von diesem Zustande unzertrennlich war. Durch wen ist Spanien auf den Punkt gekommen, worauf es sich gegenwärtig befindet, wenn nicht durch Euch? Ihr redet von Religion. Hättet Ihr je gewußt, oder auch nur geahnet, was Religion ist, so würdet Ihr Eure ganze Wirksamkeit verabscheuen. Was konnte Euch je berechtigen, die Sache der Gottheit zu der Eurigen zu machen? Nur Eure Anmaßung, Euer Hochmuth. Die Ketzerei, die Ihr nicht dulden wollt, wo wäre sie denn nicht? Blickt unbefangen um Euch her, und Ihr werdet ohne Mühe entdecken, daß die, welche Ihr Ketzer nennt und im Namen der Gottheit verfolgt und bestraft, nicht bloß leben, sondern auch gedeihen und herrschen. Wie wäre dies möglich, wenn ihr Daseyn die Gottheit beleidigte? Euer Irrthum liegt darin, daß Ihr nicht wißt, daß alles Kirchenthum, in Beziehung auf die ewige Religion, nothwendig Ketzerei ist, und daß Menschen nichts besseres thun können,

als

als sich ihre mangelhafte Erkenntniß des Universums und seiner unendlichen Kraft gegenseitig zu verzeihen. Nur weil Ihr nicht in der Wahrheit lebt, wollt Ihr das, was Ihr dafür ausgebt, mit der Gewalt bewaffnen; und weil Ihr fühlt, daß ein gewöhnliches Maß von Gewalt nicht ausreichen würde, so dringt Ihr auf eine schrankenlose Herrschaft über Leben und Freiheit. O Ihr Barbaren! habt Ihr denn je erkannt, daß die Wahrheit durch sich selbst Gewalt übt, und daß der Irrthum da entschieden ist, wo es einer von außen hinzugekommenen Gewalt bedarf, um ihm Eingang in die Gemüther zu verschaffen? Christen wollt Ihr genannt seyn? Ihr seid nur Druiden, welche ihr Ansehn durch Menschenopfer vertheidigen müssen. Seid zufrieden mit dem, was Ihr in den drei letzten Jahrhunderten geleistet habt! Spaniens gegenwärtiges Schicksal ist nur Euer Werk. Sofern sich dies Schicksal vorzüglich in dem Abfalle der Colonieen vom Mutterlande ausspricht, darf man wohl fragen, was aus dem Verhältnisse Spaniens zu Amerika geworden seyn würde, wenn Ihr nicht alle Fortschritte in der Gesetzgebung gehemmt und immer nur dahin gearbeitet hättet, daß Euer Vortheil den Ausschlag geben mußte. Ihr habt die menschliche Entwickelungsfähigkeit unter die Füße getreten. Jetzt erntet Ihr die Früchte Eurer Barbarei. Ohne Königthum könnt Ihr nicht fortdauern; da aber das Königthum die letzte Grundlage, die es unter uns besaß, in den Colonieen eingebüßt hat, so ist es an Euch, es mit einer neuen zu versehen. Thut, was Ihr könnt, dies Schicksal von Euch abzuwenden; alle Eure Bemühungen werden vergeblich seyn. Ihr selbst habt, ohne es zu ahnen, den Abgrund ausgehöhlt,

in welchen Ihr zu versinken bestimmt seid. Weit entfernt, daß es für Euch eine vermehrte Gewalt geben könnte, müßt Ihr Euch zur Zurückgabe derjenigen entschließen, die Ihr bisher geübt habt. Die Kerker der Inquisition sind für alle Zeiten geschlossen, und was daraus für Euer Ansehn folgt, habt Ihr bei Euch selbst auszumitteln. Volksführer, in einem gewissen Sinne des Worts, werdet Ihr bleiben; doch mit ganz anderen Mitteln, und nur mit solchen Beschränkungen, die Euch nicht erlauben, in das Gebiet der suveränen Macht einzugreifen. Die Wirklichkeit hat in Spanien endlich den Ausschlag gegeben über alle die Verblendungen, worin wir bisher gelebt haben. Längst eine Last für den spanischen Boden, wird und muß die Ordensgeistlichkeit allmählig verschwinden, wie in allen den Staaten, welche über die wahren Principe des National-Reichthums und der öffentlichen Macht im Klaren sind; von der Weltgeistlichkeit aber darf nichts weiter übrig bleiben, als was gerade hinreicht, die Gesellschaft in allen ihren Abtheilungen über sich selbst aufzuklären und zum Gehorsam gegen die Obrigkeit und zur gewissenhaften Erfüllung ihrer bürgerlichen Pflichten hinzuleiten. In Wahrheit, mehr bedarf es nicht, um, im Verlauf der Zeit, aus der Pyrenäischen Halbinsel ein Land zu machen, das in Bevölkerung und Betriebsamkeit mit jedem anderen Lande wetteifern kann."

So die kosmokratische Parthei.

Man sieht leicht, daß, bei der diametralen Entgegengesetztheit beider Partheien, keine Ausgleichung möglich ist. Da diese nun gleichwohl erfolgen, und zwar zu Gunsten der Kosmokraten erfolgen muß: so wird es vor allen Din-

gen darauf ankommen, mit wie viel Umsicht und Klugheit sie zu Werke gehen. Sei die numerische Stärke der Gegenpartei auch noch so groß, die Schwäche ist gleichwohl aus einem doppelten Grunde auf ihrer Seite: einmal nämlich, weil sie kein anderes Rettungsmittel kennt, als das, was aus der Uebertragung der Vergangenheit auf die Zukunft hervorgeht; zweitens, weil, wenn sie an der Wiederherstellung der Inquisition verhindert wird, sie überhaupt gelähmt ist. Diese Nicht-Wiederherstellung der Inquisition ist und bleibt also der wichtigste Schritt bei der Verwandlung des theokratisch-constitutionellen Königthums in ein kosmokratisches. Nächstdem ist die Entlassung der königlichen Freiwilligen und die Bildung eines zuverlässigen, nur von der Autorität des Königs abhängigen Militärs die erste Bedingung. Was die Aufhebung der Klöster und Stifter betrifft, so würde sie nur dann beunruhigen, wenn sie, in der Manier der Cortes, plötzlich und auf Einen Schlag erfolgen sollte; denn alsdann würde sie von Härte und Grausamkeit unzertrennlich seyn. Allein sie kann so eingeleitet werden, daß Menschlichkeit und Gerechtigkeit gerettet bleiben, und doch der Zweck erreicht wird. Verbietet ein Staatsgesetz die Annahme von Novizen, und sorgt eine thätige Polizei dafür, daß die in einzelnen Klöstern erledigten Stellen durch Mönche desselben Ordens ausgefüllt werden: so kann der Staat in einem Menschenalter im Besitz aller Klostergüter seyn, ohne irgend einem Individuum wesentlich geschadet zu haben. Getrennt von der Bedeckung der Ordensgeistlichkeit, wird die Weltgeistlichkeit keine Forderungen machen, wodurch der Vortheil der Gesellschaft verletzt wird, und sich in die Staatsgesetz-

gebung um so williger fügen, je mehr sie erkennt, daß sie ohne dieselbe gar kein Daseyn haben würde. Der unverzeihliche Fehler der Cortes war, daß sie bauen wollten, ohne ein Fundament gelegt zu haben, und daß sie sich einbildeten, es bedürfe nur veränderter Willen, um Beliebiges aus dem Zustande der Gesellschaft zu machen. Je mehr sich die kosmokratische Parthei Spaniens von diesem Fehler rein erhält, desto mehr wird sie ausrichten; und wenn nicht alles täuscht, so befindet sie sich auf demselben Wege, den wir hier gezeichnet haben. Allerdings wird Spanien Zeit gebrauchen, um das nachzuholen, was es in den drei letzten Jahrhunderten in Beziehung auf sein Inneres versäumt hat; allein dies wird nie verhindern, daß dies Königreich nach einem halben Jahrhundert in einem Glanze dastehe, den Viele jetzt für ganz unmöglich halten. Ein einziger Mann, wie Colbert für Frankreich war, kann diese Periode sogar sehr abkürzen.

---

# Kann das sogenannte System der Gegenkräfte jemals für Europa zurückkehren?

Wer, dem die größeren Erscheinungen in der politischen Literatur nicht durchaus gleichgültig sind, hätte wohl das geistreiche Werk des Herrn Geh. Legationsraths Fr. Ancillon „Ueber den Geist der Staats-Verfassungen und dessen Einfluß auf die Gesetzgebung" nicht gelesen und beherzigt!

Die nachfolgende Betrachtung ist veranlaßt durch eine Stelle dieses Werks, welche sich am Schlusse der vorletzten Abhandlung, „Politische Unabhängigkeit der Staaten" überschrieben, befindet.

Diese Stelle lautet von Wort zu Wort also:

„Das System, welches seit dem Kriege und den Friedensschlüssen, die Europa umgestalteten, diesen Welttheil beherrscht, scheint eine Abweichung von dem Systeme der Gegenkräfte zu seyn, ist aber, näher betrachtet, nur eine Vervollkommnung desselben. Die fünf großen Mächte, innig verbunden unter sich und mit den andern, bilden ein solidarisches System, vermittelst dessen Einer für Alle und Alle für Einen stehen; wo die Gewalt nur als Beschützerin des Besitzes und des Rechts Aller erscheinet; wo die Erhaltung des Ganzen und der Theile, innerhalb gesetzmäßiger Schranken, zum Frieden der Welt, der alleinige Zweck des politischen Treibens geworden ist; wo man of-

fen spielt und gemeinschaftlich handelt. Dieser Zustand der Dinge, der dahin trachtet, die Moral mit der Politik zu versöhnen, einen Rechtszustand in Europa für die Staaten zu verwirklichen, in welchem alles Gewaltsame unmöglich gemacht werden soll, und die Zwistigkeiten schiedsrichterlich beigelegt werden, ist unstreitig in der Idee das Höchste, das sich denken läßt; die Annäherung an denselben würde schon ein Riesenschritt seyn, und die Tendenz, es zu thun, wird die dankbareren künftigen Geschlechter mit Bewunderung und Dank erfüllen. Damit dieses System der Solidarität Wurzel fasse, in das Leben der Staaten stützend und nie störend eingreife, ihre Sicherheit befestige, ohne ihre Unabhängigkeit zu verletzen, müßte ihm eine fernere Entwickelung gegeben werden, müßte es gemeinschaftliche Organe, freiwillige bestimmte Gesetze und bestimmte Anwendungsmittel erhalten; mit Einem Worte, wie ein großer Staatsmann gesagt hat: dieser bis jetzt noch ätherischen und leicht verfliegenden Psyche müßte ein wirklicher Leib zugetheilt werden. Leider scheint es bis jetzt nur auf dem Leben und der hohen Persönlichkeit der jetzigen Beherrscher der Welt zu ruhen. Sollte es sich einmal auflösen, so wird man zu den Maximen und den Grundsätzen der Wechselwirkung der Gegenkräfte, als zu den einzigen Bedingungen der Unabhängigkeit der Staaten, zurückkehren müssen. Was auf die Eigenthümlichkeiten der Individuen gegründet ist, verschwindet mit ihnen; nur was auf die Bedürfnisse, die Leidenschaften, die Wahlverwandtschaften der Menschen und auf die Gesetze der Natur sich bezieht, ist unvergänglich, weil es sich immer von neuen gestaltet und erzeugt."

Dies zusammengenommen bildet also den Text, den wir hier zu kommentiren haben.

Wir bemerken zuvörderst, daß zwischen dem Anfang und dem Ende desselben ein unverkennbarer Widerspruch herrscht. Denn wenn das große Bündniß, das in dem gegenwärtigen Augenblick Europa beherrscht, wirklich eine Vervollkommung des früheren Systems der Gegenkräfte ist, wie könnte alsdann eine solche Auflösung desselben eintreten, wodurch man genöthigt würde, zu den Maximen und Grundsätzen der Wechselwirkung der Gegenkräfte zurück zu kehren? Entweder jene Vervollkommung ist eine bloße Redensart, oder sie ist noch mehr. Im ersten Falle ist sie gar nichts; im letzteren kann sie, vermöge der Entwickelungsfähigkeit des menschlichen Geschlechts zwar gesteigert werden, aber nicht zurückgehen. Beruht, wie der Verfasser will, das System der Gegenkräfte auf Naturgesetzen, so hat man Unrecht daran gethan, sich von demselben zu entfernen; alsdann ist aber auch das gegenwärtig herrschende System keine Vervollkommnung, sondern nur das Gegentheil derselben.

In Wahrheit, wir sind eben nicht geneigt, das gegenwärtig herrschende System für eine Vervollkommnung des Systems der Gegenkräfte zu halten. Beide Systeme können in der Idee denselben Zweck gemein haben; allein die Mittel, wodurch sie diesen Zweck zu erreichen streben, sind diametral entgegengesetzt. In dem gegenwärtig herrschenden System ist die Autorität möglichst centralisirt, und alle Wirkungen, die von demselben ausgehen, haben hierin ihren Charakter; in dem System der Gegenkräfte hingegen war eine Centralisation der Autorität ganz

unmöglich, und eben deswegen war es, genauer untersucht, nichts mehr und nichts weniger, als, wenn man es so ausdrücken will, ein System ewig schwankender Bewegungen. Das herrschende System stellt für seine Wirksamkeit ein Princip auf, unter welches sich alles beugen muß, weil es die allgemeinste Norm aller menschlichen Handlungen in sich schließt. Was that das System der Gegenkräfte? Es kannte kein anderes Princip, als das des Besitzstandes, und opferte dieses Princip auf, so oft Ermattung eingetreten war, und die in Gang gebrachte Frage über Entschädigung von Demjenigen beantwortet wurde, der die meisten Vortheile errungen hatte.

Diese höchst wesentlichen Unterschiede bringen es mit sich, daß man das herrschende System nicht in dem Lichte einer Vervollkommnung desjenigen betrachten darf, an dessen Stelle es getreten ist; wohl aber als seine eigene Gattung und verschieden von allen früheren Systemen, die jemals auf das Schicksal der europäischen Welt eingewirkt haben.

Allein kann und wird es fortdauern?

Bei Beantwortung dieser Frage kommt alles darauf an, daß man sich die Bedingungen klar mache, unter welchen politische Systeme überhaupt fortdauern. Sie für etwas Absolutes zu nehmen, das zwar den gesellschaftlichen Zustand bestimme, aber nie von diesem bestimmt werde, erlaubt die Erfahrung nicht; denn diese, ohne im Mindesten mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, stellt alle politische Systeme als etwas Abgeleitetes dar, das keine andere Bestimmung hat, als einen gegebenen Gesellschaftszustand zu beschützen, und zwar so, daß es sich dem

Civilisations-Grade anschließe, den dieser Zustand mit sich führt. Hiernach nun ist dem jetzt herrschenden System eben so wenig eine ewige Dauer zu garantiren, als jedem, das vor ihm da gewesen ist. Daraus aber folgt keineswegs, daß es von kurzer Dauer seyn werde. Wahrlich, die haben die Wahrheit nicht auf ihrer Seite, welche annehmen, daß dies System nur auf dem Leben und der hohen Persönlichkeit der jetzigen Beherrscher der Welt ruhe. Es ruhet bei weitem mehr auf dem Grundsatz, den sie im Angesicht der ganzen Welt ausgesprochen haben. Diesen Grundsatz, der kein geringerer ist, als das Sittengesetz selbst, wieder fahren zu lassen, wird mit so großen Schwierigkeiten verbunden seyn, daß man ihn, wenn nicht aus besseren Beweggründen, selbst aus Noth wird festhalten müssen. Er hat bereits zehn Jahre vorgehalten, ohne im Mindesten erschüttert zu seyn; er wird aber in eben dem Maße gebietender werden, je länger er vorhält. Dies liegt in der Natur der Sache. In das herrschende System, als eine große Beschützungsform gedacht, hat sich in den abgewichenen zehn Jahren, bereits sehr Vieles hinein gebildet, was ohne dasselbe nie zum Vorschein gekommen seyn würde; und wenn wir annehmen, daß die Summe dieser Bildungen, von welcher Art sie auch seyn mögen — denn hierüber läßt sich nichts feststellen — in den nächsten zehn bis zwanzig Jahren sich verdoppelt oder vervierfacht: so ist der wirkliche Leib, den ein großer Staatsmann „der bis jetzt noch ätherischen und leicht verfliegenden Psyche" gewünscht hat, ohne alles Zuthun diplomatischer Künste geschaffen. Wollten wir hierüber ausführlich werden, so würden wir nur das wiederholen können, was wir bereits

im achten Hefte dieser Monatsschrift über denselben Gegenstand bemerkt haben. Wir begnügen uns also mit der Bemerkung, daß alles in sich selbst Richtige und Wahre von Dauer ist. Das gegenwärtig herrschende System stützt seine Dauer auf ein Naturgesetz und auf einen Grundsatz zugleich. Das Naturgesetz ist, daß in jedem gesellschaftlichen Verein das Vorwiegende auch das Leitende ist; über den Grundsatz haben wir nichts weiter zu bemerken, als daß er das Sittengesetz selbst ist. Alle Alterationen, welche dem herrschenden System, als solchem, begegnen können, würden nur darin gegründet seyn, daß die Mächte, welche dies System bilden, aufhören, vorwiegend zu seyn: eine Voraussetzung, zu welcher es um so mehr an einem hinreichenden Grunde fehlt, weil die ganze europäische Gesellschaft nur dahin arbeitet, sie noch vorwiegender zu machen. Ihren Grundsatz aber können diese Mächte nicht aufgeben, ohne unter sich zu zerfallen. Das herrschende System wird also von sehr langer Dauer seyn.

Um hierüber zu einer vollen Ueberzeugung zu gelangen, darf man sich nur klar machen, was der Krieg als gesellschaftliche Erscheinung, d. h. in seiner Abhängigkeit vom jedesmaligen Civilisations-Grade ist, der in einer gegebenen Zeit seinen Charakter bestimmt.

Allerdings hat es Mordkriege, Raubkriege, Religionskriege, Freiheitskriege u. s. w. gegeben; was man aber vor allen Dingen bemerken muß, ist, daß diese verschiedenen Kriege unter denselben Völkern nicht zu einer und derselben Zeit Statt fanden, nicht von einem und demselben Entwickelungs-Grad herrührten. Die allgemeine

Regel ist: daß ein Volk nur nach Maßgabe seiner Bedürftigkeit kriegerisch gesinnt ist, daß folglich das arbeitsamste, industriöseste und reichste Volk am wenigsten zum Kriege hinneigt. Eroberung kann einziger und ausschließender Thätigkeitszweck einer Gesellschaft seyn; doch immer nur so lange, bis die natürlichen Gränzen gefunden sind, über welche sie nicht hinausgehen darf, wenn sie die errungenen Vortheile nicht einbüßen will. Dergleichen begegnete den Römern, welche das Kriegführen zu der ersten aller Künste erhoben hatten. Nach dem Untergange des westlichen Römerreichs blieb Eroberung der Hauptzweck aller Volksthätigkeit, bis es, nach der Abschaffung der Sklaverei, und selbst der Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit, dahin kam, daß Eroberung und Betriebsamkeit in Widerspruch geriethen, so daß man ernstlich darauf bedacht seyn mußte, wie man sie mit einander verbinden wollte. Anfangs wurde die Betriebsamkeit als Mittel zum Kriege verschont und beschützt. Später endigte der Krieg damit, daß er systematisch als Mittel zur Begünstigung der Industrie gedacht und aufgefaßt wurde.

Dies gerade ist die Periode, worin die Gleichgewichtskriege zum Vorschein kamen. Ich sage: die Gleichgewichtskriege, weil ich dieser Benennung den Vorzug vor jeder andern gebe *). Es kam dabei allerdings ursprünglich auf nichts Geringeres an, als die kleineren

*) Ich thue dies aus einem doppelten Grunde: einmal, weil es gleichgültig ist, ob man ein System nach seinem Zwecke oder nach seinen Mitteln benennt; zweitens, weil sich bei dem Ausdruck „System der Wechselwirkung freier Gegenkräfte" nichts weiter denken läßt, als — Chaos.

Staaten gegen die Präponderanz der größeren zu beschützen; allein ob das Mittel, das man zu diesem Endzweck wählte, das richtige war, daran muß jeder zweifeln, der den Unterschied zwischen Massen und Kräften zu Anschauung gebracht hat, und vermöge dieses Unterschiedes weiß, daß ein System von feindlichen Gegenkräften einen Widerspruch in sich schließt, der nicht zu lösen ist. Wilhelm der Dritte wird als der Urheber dieses Systems genannt. Wir wollen hier nicht untersuchen, was er vorfand; wir wollen noch weniger fragen, welche Entwickelung er dem Vorgefundenen gegeben habe. Bemerken müssen wir indeß, daß von allen Mitteln, den Frieden zu bewahren, der förmlich organisirte Krieg — denn etwas anders kann unter einem System von Gegenkräften, deren Bestimmung eine feindselige ist, durchaus nicht gedacht werden — nothwendig das allerunwirksamste sei. Auch haben die europäischen Kriege während der Periode, welche vom Jahre 1688 bis zum Jahre 1815 verflossen ist, nie aufgehört, außer in Waffenstillständen, welche ihr Daseyn der Erschöpfung verdankten. Entschuldigt ist das sogenannte Gleichgewichts-System unstreitig dadurch, daß man in der so eben angegebenen Periode kein besseres Mittel zur Erhaltung des europäischen Friedens kannte; allein dies ist auch beinahe das Einzige, was uns damit aussöhnen kann.

Wenn diesem Systeme nachgerühmt wird, daß es vom westphälischen Frieden an bis zur ersten Theilung Polens seine Wirksamkeit in der Erhaltung des Daseyns sämmtlicher europäischer Staaten, die kleinsten nicht ausgenommen, bewiesen habe: so scheint uns selbst damit sehr wenig gesagt zu seyn. Denn es entsteht sogleich die Frage:

wodurch, bei der Fortdauer dieses Systems bis zum Jahre 1815, die erste Theilung Polens möglich geworden sei? „Durch eine Abweichung von demselben," sagt man. Allein war das System, als solches, etwas werth, wenn es sich mit Abweichungen vertrug und dennoch fortdauerte? Ich gehe noch weiter, indem ich die Frage aufwerfe, ob das Gleichgewichts-System sich die Erhaltung der Staaten jemals zum ausschließenden Ziel gesetzt habe? Jener siebenjährige Krieg, in welchem sich Preußen gegen die vereinigte Macht Oesterreichs, Rußlands, Frankreichs, Schwedens und des deutschen Reichs vertheidigen mußte, ging er nicht auch aus dem Gleichgewichts-System oder aus dem System der Gegenkräfte hervor? Was aber war die Absicht dieses Krieges? Die Erhaltung Preußens? So wenig, daß man mit nichts Geringerem umging, als Friedrich den Zweiten zu den Dimensionen eines brandenburgischen Kurfürsten des funfzehnten Jahrhunderts zurückzubringen. Das Königreich Preußen würde in dem siebenjährigen Kriege das Schicksal der Republik Polen gehabt haben, wenn das im achtzehnten Jahrhundert herrschende System, als solches, die Kraft gehabt hätte, Königreiche zu stürzen oder zu erhalten. Was läßt sich überhaupt von einem Systeme sagen, das allen Leidenschaften dient und die allerunnatürlichsten Verbündungen zuläßt? Wie leicht sind alle die Urtheile widerlegt, wodurch es vertheidigt werden soll! Geleitet von einer Pompadour und einem Herzog von Choiseul, trat Ludwig der Funfzehnte der großen Verschwörung bei, welche Preußens Untergang bezweckte; und dagegen wird nichts eingewendet, weil — Friedrichs Geistesmuth und Pflichtgefühl, in Verbindung

mit seinen tapferen Unterthanen, nach sieben arbeitvollen Jahren über alle seine Gegner siegte. Wenn dagegen derselbe Ludwig, geleitet von einer Dubarry und von einem Herzog von Aiguillon, der ersten Theilung Polens gleichgültig zusieht, so wird ihm der Vorwurf gemacht, daß er Choiseuls Lehren vergessen habe! Von welcher Art waren denn diese Lehren? That der Herzog von Aiguillon noch etwas anders, als was Choiseul vor ihm gethan hatte, nur mit dem Unterschiede, daß er seinen König nicht Theil nehmen ließ an einer Eroberung, die er zu nichts benutzen konnte? Ich finde in Beziehung auf das Gleichgewichts-System keinen Unterschied zwischen Choiseul und Aiguillon: beide handelten nach demselben Princip, dem des Eigennutzes.

Nur Ein Gutes hat das sogenannte Gleichgewichts-System für die europäische Welt bewirkt; das nämlich, daß es sie durch einander gerüttelt und in Beziehungen gebracht hat, welche früher nicht vorhanden waren. Als Chaos hat es gewirkt, als

. . . rudis indigestaque moles *).

Seine ganze Wirksamkeit wurde erschöpft, als Bonaparte, im Vertrauen auf seine militärische Geschicklichkeit, die klei-

---

*) Die Schilderung, welche Ovidius vom Chaos gemacht hat, paßt, Zug für Zug, so vollkommen zum System feindseliger Gegenkräfte, daß ich mich nicht enthalten kann, Folgendes daraus anzuführen:

Quaque fuit tellus, illic et pontus et aër.
Sic erat instabilis tellus, innabilis unda,
Lucis egens aër: nulli sua forma manebat.
Obstabatque aliis aliud, quia corpore in uno
Frigida pugnabant calidis, humentia siccis,
Mollia cum duris, sine pondere habentia pondus,

neren Mächte zur Unterdrückung und Zerstückelung der großen gebrauchte. Dies mußte zur Besinnung bringen. Die Welt nun, welche sich seit zehn Jahren aus dem alten Chaos entwickelt hat, trägt das Unterpfand ihrer Dauer in sich, weil ihr Princip kein anderes ist, als das der gesellschaftlichen Ordnung: das **Sittengesetz**. Sie hat Vertrauen eingeflößt, und sich selbst durch dies Vertrauen befestigt. Wie konnte sie anders! Ihr Mittel ist das entgegengesetzte von dem, wodurch die europäische Welt ehemals bestehen wollte; denn anstatt den Frieden durch den Krieg herbeizuführen, benutzet sie den Frieden zur Abwendung des Krieges. Hierdurch von der Vergangenheit geschieden, kann sie niemals wieder zu den Maximen der letzteren zurückkehren. Sie ist unstreitig noch nicht alles, was sie werden kann; wie möchten 10 Jahre dazu ausreichen? Allein die Lücken, die sie jetzt noch in sich trägt, werden und müssen sich von einem Jahr zum andern immer mehr ausfüllen; am schnellsten von dem Augenblick an, wo England sich an sie angeschlossen hat. Und alles spricht dafür, daß dies Anschließen nicht lange mehr ausbleiben wird; es ist im Wesentlichen vollbracht, sobald Englands Einrichtungen sich mit einem freien Handel vertragen *). Nur zwei europäische Staaten werden sich nie mit

*) Wenn England im Jahre 1815 dem großen Bündniß, die heilige Allianz genannt, seinen Beitritt versagte, so geschah dies unendlich weniger, weil es durch seine Verfassung zurückgehalten wurde, als weil es seit Wilhelms des Dritten Zeit gewohnt war, die **Hegemonie in der europäischen Welt** zu üben, und weil es einem Vorzug nicht entsagen wollte, dem es einen so wesentlichen Theil seiner gigantischen Entwickelung verdankte. Die einfache Ursache, weshalb es, über kurz oder lang, dem großen Bündnisse bei-

dem neuen System, das an die Stelle des Systems der Gegenkräfte getreten ist, versöhnen. Müssen sie genannt werden? Der eine ist der Kirchenstaat, der andere die Türkei. Was daraus für das Schicksal dieser beiden Staaten folgt, mag hier unerörtert bleiben, wo wir uns kein anderes Ziel gesetzt haben, als zu beweisen, daß das gegenwärtig herrschende System mit dem vorangegangenen nichts gemein hat, und eben deswegen niemals zu demselben zurückkehren kann.

treten wird, ist keine andere, als daß das alte Gleichgewichtssystem für immer in Schatten gestellt ist.

---

## Berichtigung

für das achte Heft dieser Monatsschrift.

Seite 373 Zeile 7 v. u. lies statt Fletcher von Saltin: Fletcher von Salton.

# Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

## Ein und zwanzigstes Kapitel.

### Fortsetzung des Vorigen bis zum Frieden von Ryswick.

„Der Krieg vom Jahre 1688 — so erzählt Duclos in seinen geheimen Denkwürdigkeiten *) — verdankte seinen Ursprung einem Verdruß des hochmüthigen Kriegsministers Louvois. Der König ließ Trianon **) bauen, und Louvois, welcher an Colberts Stelle Ober-Intendant der Baue geworden war, begleitete den König, als dieser eines Tages die Arbeiten in Augenschein nahm. Ludwig bemerkte, daß ein Fenster nicht die volle Oeffnung der übri-

*) Der vollständige Titel dieses, im Jahre 1792 zuerst erschienenen Werks ist: Memoires secrèts sur les règnes de Louis XIV. et XV. Die angeführte Anekdote befindet sich in dem Abschnitt, welcher Ludwigs XIV. Privat-Leben geweihet ist.

**) Ein mit buntem Marmor geschmücktes Lustschloß im Garten von Versailles.

gen habe, und sprach darüber zu Louvois. Dieser bestritt die Sache, und zwar mit so viel Hartnäckigkeit, daß der König, des fernern Streitens überdrüssig, die Fenster messen ließ. Es fand sich, daß er Recht gehabt hatte; und da er über die Erörterung hitzig geworden war, so behandelte er den Minister in Gegenwart sämmtlicher Werkleute ein wenig hart. Der gedemüthigte Haman kam voll Wuth nach Hause; und diese vor seinen Vertrauten (den beiden Colbert, Villacerf und Saint-Pouange, Tilladet und Nogent) ausschüttend, rief er aus: „Ich bin verloren, wenn ich einem Menschen, der über solche Armseligkeiten außer sich geräth, nicht Beschäftigung gebe. Nur der Krieg kann ihn von seinen Bauen abziehen; und, bei Gott! er soll Krieg haben, sowohl um seinet- als um meinetwegen."

Was ist von dieser Erzählung zu halten?

Alle Verfasser von Denkwürdigkeiten haben das mit einander gemein, daß sie große Begebenheiten aus kleinen Ursachen herleiten möchten; und die Leichtgläubigkeit der Leser bringt es mit sich, daß ihre sogenannten Aufschlüsse Eingang finden. Es gehört indeß nur wenig Scharfsinn dazu, um die Entdeckung zu machen, daß Louvois wegen des Vorfalls bei Trianon weder vor Wuth außer sich seyn, noch sich für verloren halten konnte. Er hatte seinem Könige Gelegenheit zum Rechthaben gegeben; und da mathematisch ausgemittelt war, daß Ludwigs Augenmaß sicherer sey, als das seines Ministers — wie hätte dies dem Wohlwollen schaden können, das Ludwig für seinen Zögling immer gehegt hatte! Wahrlich, Louvois würde sehr unerfahren gewesen seyn, wenn er nicht gewußt

hätte, daß befriedigte Eitelkeit in schwachen Gemüthern das Vertrauen zu denjenigen erhöht, welche ein so angenehmes Gefühl herbeigeführt haben! Noch mehr: Nie war ein Monarch weniger zum Wechsel seiner ersten Werkzeuge geneigt, als Ludwig der Vierzehnte: das Vertrauen, das er in seine eigene Einsicht setzte, verbunden mit dem Mangel an wahrer Thatkraft und Erleuchtung, das zu seinem Wesen gehörte, brachte es mit sich, daß er nur dann wechselte, wenn er durch einen Sterbefall dazu gezwungen wurde.

Der Vorfall bei Trianon war also nicht die Ursache des Krieges, der sich im Jahre 1688 entspann, und nach einer zehnjährigen Dauer mit dem Frieden von Ryswick endigte. Wir wollen nicht behaupten, daß Frankreich, nachdem es die europäische Welt bis zum Waffenstillstand von Regensburg in allen ihren Theilen erschüttert hatte, ruhig bleiben konnte; dies erlaubte am wenigsten das stehende Heer, das Beschäftigung heischte. Allein die nächste Veranlassung zu jenem Kriege war das Bündniß von Augsburg. Vergeblich macht man geltend, daß dies Bündniß ein Schutzbündniß gewesen sei; Frankreich mußte deswegen nicht weniger gegen dasselbe auf seiner Huth seyn. Wilhelm von Oranien, gepeinigt durch das Verhältniß, worin Frankreich mit England stand, so lange sich die Stuarts im Besitz des brittischen Thrones befanden, konnte für seine freie Wirksamkeit als Statthalter von Holland der Gewährleistungen nicht zu viel bekommen; und als er das augsburger Bündniß zu Stande brachte, ging seine Absicht ganz unstreitig auf etwas mehr, als auf bloße Vertheidigung, die, wenn sie nicht in Angriff übergehn kann, kaum in Anschlag gebracht zu werden

verdient. In Fällen dieser Art nun kommt alles darauf an, daß man nicht der Betrogene sei, oder, was dasselbe sagt, daß man die Natur und Kraft der Dinge hinreichend kenne, um sich nicht durch Benennungen täuschen zu lassen, welche den Rechtsschulen angehören. Louvois beging vielleicht dadurch einen Fehler, daß er Wilhelm von Oranien nicht an der Landung in England verhinderte, d. h. nicht einen unmittelbaren Angriff auf Holland machte; aber der Krieg, zu welchem er sich entschloß, war nicht länger zu vermeiden, wenn Frankreich nicht allen den Nachtheilen ausgesetzt werden sollte, welche von einem Angriff, den man leidet, unzertrennlich sind. Vergleicht man einen Ehrgeiz mit dem andern, so wird man ungewiß darüber, ob das höhere Maß nicht Wilhelm von Oranien zugeschrieben werden müsse; auf jeden Fall wollte er ein Glück machen, das für einen König von Frankreich schon gemacht war, und damit hing zusammen, daß er bedrohete. Als er vollends den englischen Thron bestiegen hatte, war Frankreichs Lage so bedenklich geworden, daß wir uns über keine von den Maßregeln wundern dürfen, welche Louvois nahm, um die Gefahren, von welchen er sein Vaterland umgeben sah, zu vermindern.

Ehe wir nun auf den Krieg selbst eingehen, wird es nicht undienlich seyn, einige Augenblicke bei der Idee zu verweilen, nach welcher derselbe von den Verbündeten geführt werden sollte.

Wilhelm von Oranien gilt für den Urheber eines neuen politischen Systems, das von seinen Vertheidigern bald das Gleichgewichts-System, bald das System der Gegenkräfte genannt wird: Gleichgewichts-System, wenn

sie mehr bei dem Zwecke, System der Gegenkräfte, wenn sie mehr bei den Mitteln verweilen. Gewiß ist, daß Wilhelm einen Gedanken, der lange vor ihm da war, nur weiter ausgebildet hat. Schon in den Kämpfen Franz des Ersten mit Karl dem Fünften, d. h. zu einer Zeit, wo die Macht des Hauses Oesterreich alle natürliche Gränzen zu überschreiten schien, war von Gleichgewicht (Balance égale) die Rede gewesen, ohne daß man jedoch dabei an etwas Anderes gedacht hätte, als an eine gleiche, oder beinah gleiche Vertheilung des Machtgebiets an zwei Regentenhäuser, von welchen keins dem andern weichen wollte. Noch früher, d. h. das funfzehnte Jahrhundert hindurch, wo die großen Staaten Europa's noch in politischer Starrsucht lagen, hatten Italiens Staaten ihren Frieden durch dasselbe Mittel zu bewahren gesucht, ohne etwas Besseres zu bewirken, als den Untergang der kleineren Machtgebiete, die sich, während der sogenannten babylonischen Gefangenschaft der Päbste in Avignon, gebildet hatten. Die Idee, wovon hier die Rede ist, war selbst den frühesten Zeiten nicht fremd geblieben, und weit entfernt, die Ausgeburt eines tieferen Nachdenkens zu seyn, muß sie sich sogar bei den rohesten Jäger-Völkern antreffen lassen, welche am besten wissen, daß man sich des Bären am sichersten bemächtigt, wenn man ihn zugleich von vorn, von hinten und in den Seiten angreift. Das Verdienstliche der Urheberschaft kann man also füglich auf sich beruhen lassen, da die Idee selbst in den dunkelsten Perioden des menschlichen Geschlechts nicht vermißt wird.

Weit wichtiger ist, in Wahrheit, die Frage: wie sich in ihr die Mittel zum Zwecke verhalten. Bei Beantwortung

dieser Frage nun stellt sich sogleich der Zweifel ein, ob es überall möglich sei, den Frieden durch den Krieg zu begründen, vorausgesetzt, daß der Friede nicht das Ergebniß entweder einer gänzlichen Vernichtung der Gegenkraft, oder einer gegenseitigen Ermattung ist. So wenig man aber Meeresstille durch Stürme herbeiführen kann, eben so wenig kann man Frieden durch Krieg herbeiführen. Soll Friede herrschen, so muß man den Friedenszustand zur Abwendung der Kriege benutzen; jedes andere Verfahren widerspricht sich selbst, und zeigt nichts weiter an, als daß man im Kriege Vortheile sucht, die man auf einem anderen Wege zu finden verzweifelt. Mit einem Worte: das sogenannte Gleichgewichts-System hat nie die Benennung eines Systems verdient, und ist, genauer untersucht, nie etwas mehr gewesen, als ein Versuch, die möglich-größte Masse von Feinden gegen einen Einzelnen zu wenden, der eben hierdurch genöthigt war, dasselbe zu thun, um so spät als möglich zu unterliegen. Ein anhaltender Friedenszustand war dabei ganz unmöglich; auch zeigt die europäische Staatengeschichte vom Jahre 1688 bis zum Jahre 1815, daß es nur Erholungen vom Kriege für den einen und den anderen Staat, doch nie einen Friedenszustand für den ganzen Erdtheil geben konnte *).

*) Wenn das sogenannte Gleichgewichts-System zu Anfange dieses Jahrhunderts so eifrige Vertheidiger fand: so hatte dies keinen anderen Zweck, als daß sie glaubten, die französische Revolution habe es vernichtet, während es selbst unter Napoleon Bonaparte noch in voller Kraft war, und nicht eher aus Europa verschwand, als bis er nach St. Helena versetzt wurde. Dies System hatte sich bloß ein wenig verändert. Napoleon Bonaparte wollte es gegen England richten. Da er nun mit seinen Bemühungen bei den

So viel über die gepriesene Idee eines Gleichgewichts der politischen Macht, welche Wilhelm von Oranien zuerst in die europäische Welt eingeführt haben soll. Wir enthalten uns aller übrigen Bemerkungen, die sich über diesen Gegenstand machen lassen, etwa um zu beweisen, daß, wenn gleich dies angebliche System dem Civilisations-Grade im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert entsprach, es doch nur so lange vorhalten konnte, als man über die Natur der Gesellschaft schlecht belehrt war, und noch nicht wußte, daß man sich durch Eroberungen weit leichter schwächt, als verstärkt.

Das augsburger Bündniß hatte den Kaiser, das Reich, Holland und Spanien gegen Frankreich vereinigt. Nach Wilhelms Gelangung auf den brittischen Thron, kam England hinzu. Es gelang aber diesem Könige, auch den Herzog von Savoyen und den König von Dänemark in sein Interesse zu ziehen. Nur Schweden versagte sich ihm, weil Carl der Elfte nicht für gut befand, die innigen Beziehungen aufzuopfern, worin sein Reich seit dem dreißigjährigen Kriege mit Frankreich gestanden hatte. Dieses Königreich war demnach, wenn man Schweden ausnimmt, dem Anfalle aller der europäischen Mächte

---

großen Mächten keinen Eingang fand: so wendete er sich an die kleinen Mächte, und suchte unter dem Beistande derselben die großen zu demüthigen und herabzuwürdigen. Wie viel ihm gelang, ist in frischem Andenken. Doch er fand seine Gränze; und als nach dem Jahre 1812 die großen Mächte die Nothwendigkeit empfanden, sich zugleich gegen Frankreich und die kleinen Mächte zu vertheidigen, so leuchtete ihnen endlich ein, daß das Gleichgewichts-System durch ein anderes ersetzt werden müsse. Und es ist ersetzt worden.

ausgesetzt, die ihm wesentlich schaden konnten; und da alles so eingeleitet war, daß es von vorn, von hinten und in den Seiten angegriffen werden konnte, so war allerdings eine nicht geringe Gefahr für dasselbe im Anzuge; und diese Gefahr war um so bedenklicher, weil die verbündeten Mächte zu Wien in dem Grundsatze überein gekommen waren, daß kein Mitglied des Bündnisses sich zu einem Separat-Frieden bequemen solle, und daß Frankreich zu Wasser und zu Lande so lange bekämpft werden müsse, bis es in die Schranken des westphälischen und des pyrenäischen Friedens zurückgetreten seyn würde.

Unter diesen Umständen behielt Frankreich nur Einen Vortheil; den nämlich, daß es zu Wasser und zu Lande gleich sehr gerüstet war, während sich nicht dasselbe von seinen Gegnern sagen ließ. Der deutsche Kaiser war im Jahre 1688 noch in Ungarn theils mit den Türken, theils mit Unterthanen beschäftigt, welche, eifersüchtig auf ihre Gesetze und ihre Freiheit, mit Gerechtigkeit und Würdigkeit behandelt seyn wollten; Tököli hatte über seinen Widerstand zwar das Leben eingebüßt, aber sein Geist beseelte alle diejenigen, die jemals seine Grundsätze gebilligt hatten. Die Fürsten des deutschen Reichs waren getheilt, wie immer; noch schlimmer war, daß sie denselben Krieg fürchteten, den ihre Selbsterhaltung nothwendig gemacht hatte, vorausgesetzt, daß Ludwig der Vierzehnte wirklich damit umging, eine Universal-Monarchie zu stiften: jeder unter ihnen dachte im Voraus darauf, wie er für die allgemeine Vertheidigung das Wenigste leisten, und doch die größten Vortheile von derselben einernten wollte. Nur Einer machte eine Ausnahme. Dies war

der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich der Dritte. Er hatte von seinem großen Vater, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, jene Politik geerbt, welche ihn geneigt machte, Frankreich in allen den Fällen zu bekämpfen, wo es entweder die Erhaltung des deutschen Reichs, oder die des protestantischen Kirchenthums galt; auf ihn war also zu rechnen, und zwar um so mehr, weil er, die höhere Bestimmung seines Hauses ahnend, die Vergrößerung desselben nie aus den Augen verlor. Doch wie wenig vermochte er, wenn er sich vereinzelt Frankreich gegenüber stellen sollte! Holland war nicht ungerüstet; allein es hing, seit dem Sturze Jakobs des Zweiten, von England ab, und indem sein Statthalter zugleich König von Großbritannien war, hatte es jede unabhängige Bewegung eingebüßt. Spanien war kaum noch mehr, als ein bloßer Name. Dies Königreich kränkelte, wie sein König Karl der Zweite. Seemacht, Landmacht, Finanzen, alles lag in Verfall. Das größte Reich der europäischen Welt war in diesen Zeiten das schwächste, weil seine theokratische Regierung nichts weiter in's Auge faßte, als ihre Erhaltung, die unter allen Umständen die Kraftlosigkeit der Gesellschaft voraussetzt. Ein wirksamerer Bundesgenosse war Victor Amadeus der Zweite, Herzog von Savoyen und Piemont. Ihn trieb Vergrößerungssucht und der Ehrgeiz, eine Hauptmacht Italiens zu werden. Zwischen dem Hause Oesterreich und dem Hause Frankreich eingeklemmt, konnte er sein Machtgebiet nur dadurch erweitern, daß er die Feindschaft beider benutzte, um sich so wichtig zu machen, daß das Ziel seiner Wünsche sich ganz von selbst darstellte; und da er Frankreich für das größere Hinderniß seiner Fortschritte hielt, so schloß

er sich an Oesterreich mit der Ueberzeugung an, daß es ihm behülflich seyn werde, sich auf Kosten Frankreichs zu bereichern. Er galt für einen entschlossenen Krieger, und er war es unstreitig; nur daß ihm die Gewandtheit abging, die sich auf Wissenschaft und tiefere Welt- und Menschenkenntniß stützt. Wilhelm der Dritte selbst, die Seele dieses großen Bündnisses, befand sich in England nicht in einer so vortheilhaften Lage, daß er ganz freien Spielraum für seine weitreichende Entwürfe gehabt hätte. Kaum war er als König hervorgetreten, so erwachten die Partheien zu einem neuen Leben. Die Furcht vor dem Despotismus der vollziehenden Macht hielt das Unterhaus zurück, als es darauf ankam, große Summen zu bewilligen, theils um die Flotte in den gehörigen Stand zu setzen, theils um Subsidien zu zahlen. Vergeblich beklagte sich Wilhelm über die Saumseligkeit, womit man ihm zu Hülfe kam; vergeblich sagte er in einer Rede vom Throne: „er sei nichts mehr und nichts weniger, als eine Bildsäule, und von allen Regierungen sei die eines Königs ohne Schatz die allerschlechteste:“ das Unterhaus, auf die Declaration der Rechte gestützt, wurde nicht eher nachgiebig gegen Wilhelms Forderungen, als bis die Noth drängte, d. h. bis Unfälle zur See eingetreten waren, und England, von Irland aus bedroht, zugleich für seine Ehre und seine Sicherheit zu kämpfen hatte.

So für den nächsten Augenblick begünstigt, trug Ludwig der Vierzehnte kein Bedenken, Wilhelm den Dritten einen Usurpator zu nennen, und seine Furchtlosigkeit dadurch an den Tag zu legen, daß er seine Kriegserklärungen nach allen Seiten schleuderte. Was in diesem

Betragen abenteuerlich schien, war nur allzu gut berechnet; und wenn irgend etwas auf Louvois ein vortheilhaftes Licht wirft, so ist es der Verstand, womit er Frankreichs Kräften gerade die Richtung gab, worin sie sich am wirksamsten beweisen konnten. Da England das Haupt des wider Frankreich zu Stande gebrachten Bündnisses war: so mußten Frankreichs größte Anstrengungen gegen England gerichtet seyn. Dies empfand, vor allen übrigen Ministern Ludwigs, der Marine-Minister Seignelay, ein Sohn Colberts, nach welchem der Krieg vorzüglich zur See geführt werden sollte. Die französische Seemacht hatte seit dem Jahre 1662 so bedeutende Fortschritte gemacht, daß sie sich mit der holländischen und englischen, so wie beide angethan waren, getrost in einen Kampf einlassen konnte: sie bestand aus nicht weniger als 70 Linienschiffen, und denen, welche diese unwiderstehliche Kraft leiteten, fehlte es weder an Muth, noch an Geschicklichkeit und Einsicht.

Gelang es, dem neuen Könige von England das Scepter zu entreißen, und dieses an den früheren Besitzer zurückzugeben: so ward England auf's Neue der Verbündete Frankreichs, und alles senkte sich ganz von selbst auf den Stand zurück, worauf es vor Wilhelms des Dritten Landung gestanden hatte. Um nun ein so großes Ergebniß zu gewinnen, schien es vor allen Dingen nothwendig, den vertriebenen Jakob nach Irland zu versetzen, wo die Masse seiner Anhänger am zahlreichsten war. Er selbst ließ sich dazu bereit finden. Als er sich von Ludwig dem Vierzehnten beurlaubte, entließ ihn dieser mit den sinnreichen Worten: „das Beste, was ich Ihnen wünschen

kann, ist, daß wir uns nicht wieder sehen." Ein geschickter See-Offizier, Namens Chateau-Renaud, versetzte den entthronten König nach der Küste Irlands, wo er mit seinem kleinen Gefolge bei Kinsale landete. Dies Gefolge bestand aus solchen Engländern und Irländern, welche sich freiwillig an Jakob den Zweiten angeschlossen hatten. Treuherzig bildete er sich ein, seine verlorene Staaten durch seine Unterthanen wieder erobern zu können; vorzüglich durch die Irländer, welche an dem, was, seit Wilhelms Landung, in England vorgegangen war, so wenig Antheil genommen hatten, daß die Stadt Londonderry mit ihrer Erklärung für die Thron-Umwälzung vereinzelt geblieben war. Mit lautem Jubel wurde also Jakob von den Bewohnern Dublins empfangen; und stark genug mochte die Neigung seyn, das Aeußerste für einen König zu thun, der das Opfer seiner Vorliebe für den Katholicismus geworden war. Doch in Fällen dieser Art kommt alles darauf an, wie thatkräftig Derjenige zu Werke geht, durch welchen Großes bewirkt werden soll, d. h. mit welchem Erfolge er sich zur Seele des Ganzen macht. Jakob, im Alter vorgerückt, und von Natur träge und wenig gewandt, trug nichts in sich, wodurch er sich zum Gebieter der Begebenheiten hätte machen können. Immer nur das Kleine in's Auge fassend, ließ er den Aufstand, welchen Dundee und dessen Freunde in Schottland zu seinem Vortheil in Gang gebracht hatten, unbenutzt, und dachte nur darauf, wie er Londonderry unter seinen Willen beugen wollte, damit ganz Irland ihm angehören möchte. Es wurde also die Belagerung dieser unbedeutenden Stadt beschlossen, deren Vertheidiger aus bloßen Milizen bestanden.

Wer hätte glauben mögen, daß sie anhaltenden Widerstand leisten würden? Nicht weniger als 20,000 Mann belagerten sie, und dabei war sie weder gut befestigt, noch mit den nöthigen Vorräthen versehen. Gleichwohl vermochte Jakob nichts über den Verstand, womit Murray, ein untergeordneter Offizier, die Vertheidigung leitete, und eben so wenig über die Begeisterung, womit Walkers, ein protestantischer Geistlicher, die Belagerten für Vaterland, Freiheit und Religion erfüllte. Diese ertrugen Hunger, Durst und Krankheiten mit einer Standhaftigkeit und Entsagung, worüber Jakob ermüdete. Er übertrug die Fortsetzung der Belagerung dem Marschall Rosen, der es nicht an ausgesuchter Grausamkeit fehlen ließ, um zum Zwecke zu gelangen. Sogar aus Frankreich wurden durch Chateau-Renaud frische Kräfte herbeigeführt. Allein auch diese wurden vergeblich angewendet, und nachdem es dem General Kirk gelungen war, die Vertheidiger Londonderry's durch frische Truppen zu verstärken, mußte die Belagerung gänzlich aufgehoben werden.

So verhielt es sich mit Jakobs erstem Schritte zur Wiedereroberung seiner Staaten. Sein übriges Verfahren verrieth den Fanatismus, welcher die Triebfeder aller seiner Handlungen war, und mit demselben die Kurzsichtigkeit, welche zurückbleibt hinter den natürlichsten und nothwendigsten Folgen übereilter Maßregeln. Um die Zahl seiner Anhänger zu verstärken, berechtigte er die Katholiken, sich in den Besitz aller der Ländereien zurück zu versetzen, welche sich in den Händen der Protestanten befinden würden, nicht erwägend, daß er hierdurch Mord und Todschlag herbeiführte, und sich selbst unfähig machte,

irgend eine Autorität zu üben. Es war unter diesen Umständen ein Glück für Irland, daß es gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts kaum ein Fünftel seiner gegenwärtigen Bevölkerung hatte; denn, was geschehen seyn würde, wenn es im Jahre 1689 sieben Millionen meistens Hungerleider in sich getragen hätte, läßt sich nur mit Schauder denken. Noch andere Verordnungen, welche von Jakob ausgingen, trugen nicht weniger das Gepräge des Unverstandes und einer Erbitterung, welche die Engländer zwang, sich von ihm entfernt zu halten, um ihr Werk zu vollenden. Fantastischer, als alle übrigen, aber war diejenige, wodurch er, der ohne die nöthigen Geldmittel nach Irland gekommen war, das Kupfer dem Silber gleich setzte, um seinem Schicksal gewachsen zu bleiben. Wer die Kraft der Wirklichkeit in einem so hohen Grade verkennen, wer der Gesellschaft so viel Gewalt anthun konnte, der mußte es selbst mit seinen Freunden und Anhängern verderben.

Jakob waltete seit sechs Monaten in Irland, als Wilhelm endlich Anstalten traf, ihn aus dieser Insel zu vertreiben. Nicht als ob dieser König gleichgültig geblieben wäre gegen den Aufenthalt seines Schwiegervaters in einer so gefährlichen Nähe; allein es hatte ihm bisher an den Mitteln gefehlt, den Krieg mit Nachdruck zu führen. Schon oben haben wir des Argwohns gedacht, welcher sich der Engländer bemächtigt hatte, als legte der neue König es nur darauf an, ihre politische Freiheit durch ausgebreitete Kriege zu untergraben. Noch stärker wirkte die Eifersucht der Tories und Whigs; beide strebten dahin, sich Wilhelms ausschließend zu bemächtigen,

und beide murreten gleich sehr, als er, um König zu bleiben, sich dem Partheigeist versagte. Es läßt sich schwerlich angeben, wie, unter so nachtheiligen Einwirkungen, Wilhelms Schicksal ausgefallen seyn würde, wenn er nicht in der Republik Holland einen zuverlässigen Stützpunkt behalten hätte. Sie war es, die ihren Statthalter mit allem versah, was er zur Behauptung seines Ansehns bedurfte. Unter ihrem Beistande brachte er alle die Fahrzeuge und Menschen zusammen, welche nöthig waren, um in Irland mit Erfolg aufzutreten. Es waren Holländer, Dänen und Brandenburger, welche er zur Vertreibung seines Schwiegervaters aus Irland, und zur Unterjochung dieser Insel gebrauchen wollte; zum wenigsten bildeten Ausländer den Haupbestandtheil des vierzigtausend Mann starken Heeres, an dessen Spitze er sich zu stellen gedachte. Schon hatte er den alten Marschall Schomberg vorausgesendet; und schon hatte Jakob sich vor diesem Marschall zurückgezogen, um eines Angriffs überhoben zu seyn, den er nicht zu machen verstand.

Ehe Wilhelm, nach seiner Ankunft beim Heere, etwas gegen seinen Schwiegervater unternehmen konnte, kam es zwischen der französischen und holländisch-brittischen Flotte zu einer Schlacht bei Beachyhead. Siebzig Linienschiffe stark, war die französische, unter dem Befehle des Grafen von Tourville aus dem Hafen von Brest ausgelaufen, um Englands Küste zu beunruhigen, und die Unternehmungen des Königs Jakob in Irland zu sichern, als sie an dem eben bezeichneten Ort auf die holländisch-brittische stieß. Diese wurde von Torrington befehligt. Die holländischen Schiffe bildeten die Vorhut. Von dem

Admiral Evertsen geführt, wagten sie sich tollkühn unter die, um ein gutes Drittel stärkere Flotte der Franzosen, und wurden geschlagen. Torrington, jetzt viel zu schwach, um dem Grafen von Tourville das Gegengewicht zu halten, mußte sich damit begnügen, daß er den Franzosen die Früchte dieses ersten Sieges zur See entriß; und dies that er, indem er sich vor die Mündung der Themse legte, und so die Unruhe der Hauptstadt in einem Augenblicke mäßigte, wo alles verloren schien.

Ohne des Sieges zu achten, den Tourville davon getragen hatte, verfolgte Wilhelm der Dritte seinen Entwurf mit der vollen Kaltblütigkeit eines Mannes, der seiner Ueberlegenheit sich bewußt ist. Je näher er seinem Schwiegervater rückte, desto mehr zog dieser sich zurück. Dies nun mußte auf einer Insel, wie Irland, sehr früh seine Gränze finden. Die Ufer der Boyne gaben diese Gränze ganz den Wünschen Wilhelms gemäß. Gleichzeitige Geschichtschreiber rühmen die Ueberlegung, womit er die Anstalten zur Schlacht getroffen, noch mehr die Kaltblütigkeit, womit er dieselbe durchgeführt; doch wir wissen gegenwärtig besser zu beurtheilen, was in dieser Hinsicht möglich war, und welchen Einfluß die Wissenschaft auf die Kriegsführung in diesen Zeiten haben konnte. Die Gegenwehr war nicht schlecht, weil sie von Franzosen geleitet wurde. Ueber seine Bemühungen, die größten Hindernisse zu überwinden, büßte der Marschall Schomberg in einem Alter von vier und achtzig Jahren das Leben ein; Wilhelm selbst, der sich jeder Gefahr aussetzte, wurde von einer Kanonenkugel an der Schulter gestreift. Aber er siegte. Um nicht in seine Hände zu gerathen, schiffte

sich

sich Jakob ohne Zeitverlust zu Waterford ein und eilte nach St. Germain unter die Flügel seines königlichen Beschützers, zum größten Erstaunen der Pariser, die, auf die Nachricht, daß Wilhelm von einer Kanonenkugel getroffen worden, sich einer unbesonnenen Freude hingegeben hatten. Ludwig der Vierzehnte war großmüthig genug, seinen unglücklichen Schützling zu trösten, wiewol dieser nur Verachtung verdiente. Denn während er an seiner Sache verzweifelte, behielten seine Anhänger zum Theil ihren vollen Muth. Selbst nachdem die Hauptstadt Irlands dem Sieger ihre Thore geöffnet hatte, vertheidigte sich Limerick mit einer Standhaftigkeit, welche Wilhelm nöthigte, die Belagerung vierzehn Tage nach Eröffnung der Laufgräben fahren zu lassen. Das Schicksal Irlands wurde erst im folgenden Jahre durch die Schlacht bei Ahgrim entschieden, worin der Graf St. Ruth die Truppen Jakobs befehligte. Jetzt eröffnete auch Limerick seine Thore, nachdem die Besatzung eine ehrenvolle Capitulation erhalten hatte. Den Anhängern Jakobs, sie mochten Franzosen oder Irländer seyn, wurde der freie Abzug nach Frankreich gestattet, und mehr als 15,000 M. schifften sich zu Waterford nach Brest ein. Der Baron von Ginkel war es, der diesen Krieg beendigte, und dafür von Wilhelm dem Dritten zum Grafen von Athlone ernannt wurde.

Obgleich Irland verloren war, gab Ludwig der Vierzehnte doch nicht den Entwurf auf, seinen Schützling auf den brittischen Thron zurückzuführen. Eine neue Seeschlacht sollte ihm die Wege bahnen. Dem gemäß erhielt der Graf von Tourville den Befehl, die holländisch-englische Flotte zu schlagen, wo er sie finden würde. Funfzig

Linienschiffe stark, lief dieser Graf von Brest aus, während der Graf von d'Etréés den Auftrag hatte, den entthronten König auf der toulamer Flotte nach England selbst zu versetzen. Jakob begab sich vorläufig nach der Normandie, um bei der Hand zu seyn, sobald Tourville gesiegt haben würde. Den Kampf mehr suchend als ablehnend, setzte sich die holländisch-englische Flotte, achtzig Linienschiffe stark, an den Küsten der Normandie zwischen der Insel Whigt und Barfleur, nicht weit von dem Vorgebirge la Hogue. Wenn ihre numerische Stärke abschreckte, so schöpfte Tourville frischen Muth in der Voraussetzung, daß der größte Theil der feindlichen Offiziere geheime Anhänger Jakobs des Zweiten wären, und daß selbst der Admiral Russel des Verraths fähig sei. Den 31. May 1692 geriethen beide Flotten an einander. Der Kampf war hartnäckig; denn er dauerte nicht weniger als sieben Stunden. Jakob der Zweite sah demselben von la Hogue aus zu; und wenn es wahr ist, daß, in dieser peinlichen Lage, Vaterlandsliebe und Freundschaft für die Engländer ihm Aeußerungen entlockten, worin er seinen eigenen Vortheil und seine Dankbarkeit für die Großmuth Ludwigs Preis gab: so würde dies nur beweisen, daß das Menschliche selbst in Königen vorwaltet. Unstreitig trat jene Periode in seine Erinnerung zurück, wo er selbst, in der Blüthe seiner Jahre, Admirals-Dienste auf der brittischen Flotte verrichtet hatte, und als Sieger nach London zurückgekehrt war: eine Periode, voll von so angenehmen Bildern, daß er darüber vergessen konnte, was der Gegenstand des gegenwärtigen Kampfes war. Wie es sich auch damit verhalten mochte: die französische Flotte erlag dem

Uebergewicht der holländisch-brittischen; und als es einen Rückzug galt, wurden dreizehn französische Schiffe, welche St. Malo nicht erreichen konnten, vor Jakobs Augen bei la Hogue und bei Cherburg von den Engländern verbrannt. Jakob selbst hinterbrachte seinem Beschützer zuerst diese traurige Nachricht. Sie wurde von dem Kanonendonner verstärkt, welchen die siegenden Engländer, nach und nach, gegen Brest, Dünkirchen, Dieppe und St. Malo richteten. Nur Dieppe wurde dadurch wesentlich beschädigt; die sogenannte Höllenmaschine, wodurch St. Malo in einen Aschenhaufen verwandelt werden sollte, verfehlte ihre Bestimmung. Uebrigens war dies der Zeitraum, wo die französische Seemacht sich in ihrer größten Herrlichkeit zeigte. Sie sank seit der Schlacht bei la Hogue von ihrer Höhe herab, und alle Mittel der Regierung waren unzureichend, so oft es seitdem darauf ankam, sie wieder zu heben. Eine Hauptursache lag in der entschiedenen Abneigung des französischen Adels vor allem Seewesen. Unversöhnlich in seinen Vorurtheilen, stieß er dies Mittel, sein Glück zu machen, mit einem Eigensinn zurück, über welchen weder Ludwig der Vierzehnte, noch irgend einer seiner nächsten Nachfolger das Mindeste vermochte. Während von Seiten der Regierung alles geschah, was das Seewesen in der öffentlichen Meinung höher stellen konnte, fehlte es nicht an Fanatikern, die, um der Ehre willen, sich nicht bloß die anständigsten Mittel des Unterhalts versagten, sondern auch zu Handlungen schritten, vor welchen sie, mit einem besseren Princip in ihrem Innern, würden erröthet haben. Mit halbfeudaler Benennung nannte man solche Personen in diesen Zeiten B e t r i e b s a m k e i t s - R i t t e r.

In den Krieg zu Lande kam nicht eher Kraft und Leben, als bis, nach der Befreiung Irlands und der entscheidenden Seeschlacht bei la Hogue, Wilhelm der Dritte in Holland erschienen war, um seinen Verbündeten Vertrauen einzuflößen. Keiner von diesen hatte sich bis dahin gegen den furchtbaren Ludwig hervorgewagt, dessen Heere, von den erfahrensten Generalen geführt, stark genug waren, eine halbe Welt zu zertreten. Genöthigt, Frankreich auf vier bis fünf Punkten zu vertheidigen, hatte Louvois dafür gesorgt, daß es nirgend an einer Widerstandskraft fehlte, welche mit Leichtigkeit zum Angriff übergehen konnte. Es wird behauptet, daß Frankreichs Heere, schon in dieser Zeit, die Summe von 300,000 M. erreicht haben. Wie viel auch davon abgehen möge: immer bleibt so viel gewiß, daß die Uebertreibung der bewaffneten Macht, welche, das achtzehnte Jahrhundert hindurch, die Kräfte der Staaten erschöpfte, sich aus der Periode herschreibt, wo es Wilhelm dem Dritten gelang, ganz Europa gegen Frankreich zu vereinigen. Streitigkeiten, welche bis dahin mit 20 bis 30,000 Mann waren entschieden worden, konnten von nun an nur durch 100,000 Mann entschieden werden, so daß, vermöge des damit verbundenen Aufwandes, die ganze Bevölkerung eines Staates oder Reichs in den Krieg verflochten war, und unermeßliche Anstrengungen gemacht werden mußten, wenn es nicht an Erfolg fehlen sollte. Unstreitig hat diese Uebertreibung auf die Betriebsamkeit der Völker vielseitig zurückgewirkt; doch wird es wohl immer zweifelhaft bleiben, ob für ihre Wohlfahrt dadurch mehr gewonnen oder verloren worden sei.

In Deutschland nahm der Krieg vom Jahre 1688 seinen Anfang mit der Belagerung von Philippsburg. Als der Dauphin dahin abging, sagte Ludwig der Vierzehnte zu ihm: „Geh, mein Sohn, und zeige den europäischen Mächten, daß man bei meinem Tode nicht merken werde, daß ein König gestorben sey." Ihm ergab sich Philippsburg, nur daß dies die einzige Begebenheit blieb, wodurch er einen Namen erwarb; denn er starb bald darauf. Mainz und Bonn, von den Franzosen besetzt, von den Deutschen angegriffen, vertheidigten sich hartnäckig; doch wurde Bonn von den brandenburgischen Truppen erobert, welche unter den Augen ihres Kurfürsten (Friedrichs des Dritten) eben so viel Standhaftigkeit als Muth entwickelten. Um seinen zahlreichen Feinden mit besserem Erfolge die Spitze bieten zu können, zog Ludwig, vom Jahre 1689 an, seine Truppen aus den Städten zurück, die er in der Pfalz und überhaupt am Rhein besetzt hatte; bei diesem Rückzuge aber ließ er viele dieser Städte zerstören und das ganze Land verheeren. Heidelberg, Manheim, Worms und Speier wurden in einen Aschenhaufen verwandelt; und gleiches Schicksal hatten viele Dörfer, welche diese fruchtbaren und lachenden Gegenden schmückten. Dies war wesentlich Louvois Werk, der Frankreich durch eine Wüste sichern wollte, aber durch sein grausames Verfahren nichts weiter gewann, als vermehrte Erbitterung der Feinde seines Königs. Trier sollte das Schicksal der übrigen Städte erfahren, als Ludwig sich in's Mittel schlug, und seinem Kriegsminister jede weitere Zerstörung verbot. „Zwei Tage darauf — so erzählt Duclos — kam Louvois zu dem Könige zurück, und sagte ihm: unstreitig werde

er (der König) durch die Zartheit seines Gewissens verhindert, in die Zerstörung Triers zu willigen; da aber Krieg und Mitleid nichts mit einander gemein hätten, so habe er (der Minister), um das Gewissen des Königs nicht zu beschweren, alles auf sich genommen, und den Befehl zu einer militärischen Vollstreckung ergehen lassen. Obgleich in der Regel Herr seiner selbst, wurde der König durch diese Rede so aufgebracht, daß er zur Feuerzange griff, um Louvois damit zu schlagen. Frau von Maintenon warf sich zwischen den König und den Minister, um diesen zu retten. Als er sich entfernen wollte, rief Ludwig ihn zurück und sagte flammenden Auges: „Sendet auf der Stelle einen Eilboten, und kommt er nicht zu rechter Zeit an Ort und Stelle an, und wird nur ein einziges Haus abgebrannt, so wird Euer Kopf mir für Alles einstehen." Es bedurfte keines zweiten Eilboten; denn der erste war nicht abgegangen. Zwar lagen die Befehle in Bereitschaft; doch Louvois, auf seiner Hut wegen des Unwillens, womit der König seinen ersten Vorschlag aufgenommen, hatte ihre Absendung verzögert, bis er der Genehmigung des Königs gewiß seyn würde. Auf diese Weise wurde Trier gerettet." Louvois selbst sank, von diesem Augenblick an, in der Meinung Ludwigs des Vierzehnten, und sein plötzlicher Tod, welcher nicht lange darauf erfolgte, erregte den Verdacht, daß er vergiftet worden sei; was aber auch sein Leben abkürzen mochte, immer starb er nicht an Gift aus Ludwigs Händen, oder auf Ludwigs Befehl: denn zum Meuchelmord war dieser zu stolz und zu edel; und bedürfte es noch eines anderen Beweises für seine Unschuld an Louvois schnellem Hinntritt,

so würde dieser darin liegen, daß er Louvois Sohn, den Herrn von Barbesieux, zum Kriegsminister an der Stelle seines Vaters ernannte, mit dem Vorsatze, diesen jungen Mann zu bilden. Es war mit der Eitelkeit dieses Monarchen dahin gekommen, daß er seine Minister lieber bilden, als wählen wollte. So machte er aus dem Königthume eine Last, welche menschliche Kräfte überstieg. Indem er den Staat in seiner Person zusammenengte, impfte er ihm alle Gebrechen der menschlichen Natur ein, und brachte es dahin, daß sein Privatleben das Erbtheil der Geschichte wurde; denn der Verfall der Monarchie mußte von allen, des Nachdenkens fähigen Menschen in dem Verfalle des stolzen Hauptes ausgesucht werden, das ausschließlich die Last derselben tragen wollte. Doch wir kehren zu den Begebenheiten zurück, welche als die ersten Wirkungen des von Wilhelm dem Dritten eingeführten Systems feindseliger Gegenkräfte betrachtet werden müssen.

Der Hauptschauplatz des Krieges war nach den spanischen Niederlanden verlegt, weil Frankreich von hier aus am meisten bedroht war. An der Spitze des französischen Heeres stand der Marschall Herzog von Luxemburg: ein Feldherr von seltener Entschlossenheit, und eben dadurch dem Soldaten theuer. Der Sieg, welchen er (1. Jul. 1690) über den holländischen Feldherrn, Fürsten von Waldeck, bei Fleurus davon trug, vermehrte seinen früheren Ruhm, weil er, wenngleich stärker als der Feind, diesen durch seine Schlauheit überwand. Im folgenden Jahr wurde Mons erobert. Als der Fall dieser Festung gehörig vorbereitet war, erschien Ludwig der Vierzehnte im französischen Lager, damit es das Ansehn gewinnen möchte,

als wirke er, gleich der Gottheit, überall mit gleicher Unwiderstehlichkeit. Das Gefecht bei Lens war ein bloßer Cavallerie-Angriff, der ohne wichtige Folgen blieb.

Im Jahre 1692 trat endlich Wilhelm der Dritte gegen den Marschall in die Schranken. Der Feldzug wurde mit der Belagerung von Namur eröffnet. Von neuem erschien Ludwig der Vierzehnte, als die Festung dem Falle nahe war. Welche Mühe sich Wilhelm auch geben mochte, einen Entsatz zu bewirken: er erreichte seinen Zweck nicht, weil Luxemburg ihm überall entgegentrat. List sollte dem König von England den Weg zu einem glänzenden Siege bahnen. Da man in seinem Heere einen französischen Späher entdeckt hatte, so zwang er diesen, den Marschall durch falsche Nachrichten zu täuschen. Luxemburg glaubte denselben mit der vollen Treuherzigkeit eines Mannes, der sich selbst und seinem Heere vertrauet. Dieses lag am 3. Aug. 1692 im Lager bei Steenkirken, als es sich im Schlummer überfallen sah. Doch jetzt bewährte sich Luxemburgs Geistesgegenwart. Mitten in der Verwirrung erschuf er ein Schlachtfeld für seine Krieger, vertrieb die Engländer im blutigsten Gefecht von den vortheilhaftesten Posten, und konnte den Ruhm, unter so nachtheiligen Umständen nicht geschlagen zu seyn, durch einen Sieg ergänzen, als der Marschall Boufflers mit seinen Truppen anrückte und angriff. Man rühmt Wilhelm dem Dritten nach, daß er, wenngleich geschlagen, durch seine Standhaftigkeit dem Feinde die Früchte des Sieges entrissen habe. Vollständiger würde sich über das Talent des Königs von England urtheilen lassen, wenn man die Stufe, auf welcher die Kriegskunst am Schlusse des siebzehnten Jahrhun-

dertes stand, schärfer in's Auge fassen wollte. Im Ganzen ist so viel gewiß, daß es noch an jenen großen Entwürfen fehlte, worin Schlachten als bloße Uebergänge berechnet sind; und weil in der zu liefernden Schlacht das Hauptziel lag, so ging man auch nicht über dasselbe hinaus, und gestattete, als Sieger, dem geschlagenen Feinde alle die Muße, deren er bedurfte, um sich zu sammeln und von neuem zu schlagen. Auf diese Weise hatte die Standhaftigkeit eines Feldherrn den stärksten Vorschub in der Kriegskunst selbst, d. h. in dem Grade von Entwickelung, der ihr zu Theil geworden war. Mit demselben feldherrlichen Talente würde der Marschall von Luxemburg in unseren Zeiten für einen guten Divisions-General gelten.

Im nächsten Jahre erfocht Luxemburg den dritten großen Sieg über die Verbündeten, als er am 29. Jul. ihr Heer hinter der Linie angriff, welche es von Landen bis nach Neerwinden gezogen hatte. Sein Angriff wurde zwar bei jenem Flecken zurückgeschlagen; denn unter Wilhelm fochten mit Löwenmuth jene hugenottischen Edelleute, welche die Zurücknahme des Ediktes von Nantes und die damit verbundenen Verfolgungen aus Frankreich vertrieben hatten. Allein bei diesem Dorfe erstürmte der Marschall die Schanzen, und drang bis in das Lager der Feinde. Es wurden in dieser Schlacht von den Franzosen über sechzig Kanonen erbeutet. Dennoch waren die Folgen der Schlacht nur unbedeutend; denn Wilhelm blieb in den Niederlanden, und verstärkte sein Heer selbst unter den Augen des Gegners.

Die drei erwähnten Schlachten hatten auf beiden Seiten mehr als 60,000 Tapferen das Leben gekostet, ohne

daß dadurch das Mindeste entschieden worden war. War es ein Wunder, wenn ein Stillstand eintrat, worin man sich nach Frieden sehnte? Doch der Umfang, in welchem Wilhelm der Dritte die europäische Welt im Aufruhr gesetzt hatte, verhinderte einen schnellen Frieden; und wir müssen nun sehen, wie sich die Begebenheiten am Fuße der Alpen und der Pyrenäen gestalteten.

Victor Amadeus war einer von den ehrgeizigen Thoren, welche den Streit großer Mächte zu Vergrößerungen benutzen zu können wähnen. Ohne je den Krieg gelernt zu haben, wollte er Schlachten gewinnen; die Tapferkeit seiner Soldaten sollte den Mangel feldherrlicher Einsicht ersetzen. Sein Gegner war der kaltblütige Catinat: einer von den vorzüglichen Köpfen, welche in jedem Fache, das sie wählen, nach kurzer Uebung hervorragen. Alle Vortheile eines durchschnittenen Erdreichs waren für den Herzog von Savoyen, wenn er dieselben zu gebrauchen verstanden hätte. Bei der Abtei Straffarda büßte er zuerst seine brennende Begierde, eine Schlacht zu liefern. Die Stellung seines Heers war die unglücklichste, welche gewählt werden konnte. Catinat, obgleich der Zahl nach schwächer, benutzte diese zu einem Angriff, welcher in kurzer Zeit so entscheidend wurde, daß Victor Amadeus das Schlachtfeld mit einem Verlust von 4000 Todten verließ, indeß die Franzosen nur 300 Mann verloren (19. Aug. 1690). Saluzzo öffnete nun dem Sieger seine Thore; und Susa, Villa-Franca, Nizza und Montmelian wurden nach kurzen Belagerungen genommen. Des Herzogs von Savoyn Rolle würde gänzlich beendigt gewesen seyn, wenn seine Verbündeten sich seiner nicht angenommen hätten. Von

ihnen unterstützt, befand er sich bald an der Spitze eines 50,000 M. starken Heeres, mit welchem er in Frankreich einbrechen und Provinzen erobern konnte. Doch er begnügte sich damit, daß er Embrum besetzte, und einige offene Flecken abbrannte. Nach diesen Heldenthaten ging er über die Alpen zurück. Dies geschah am Schlusse des Jahres 1692. Im folgenden bestrafte ihn Catinat für die Verwegenheit, womit er die französische Grenze überschritten hatte. Victor Amadeus, jetzt wieder in seinem Machtgebiete angegriffen, suchte eine Schlacht zu vermeiden; doch der französische Feldherr zwang ihn zur Annahme derselben. Bei Marsaglia erfolgte Entscheidung; denn hier wurde der Herzog von Savoyen so auf's Haupt geschlagen, daß er dem Ehrgeiz entsagte, noch länger gegen Frankreich zu kämpfen. Wie in den Niederlanden, so erfolgte auch in Italien vom Jahre 1694 an Waffenruhe; und wir werden sogleich sehen, wie Ludwig der Vierzehnte sein Verhältniß zu Victor Amadeus benutzte, um einen Frieden mit Wilhelm dem Dritten einzuleiten.

Am Fuß der Pyrenäen vertheidigte Noailles das französische Reich gegen die schwachen Angriffe der Spanier. Der Kriegsschauplatz wurde bald nach Catalonien verlegt; und nachdem die Spanier am Ter geschlagen waren, fielen Roses und Gerona in die Hände der Franzosen. Während d'Etrées die spanischen Häfen bombardirte, (im Jahre 1697) zeigte der Herzog von Vendome durch ein Treffen, auf welches die Eroberung von Barcelona folgte, daß er den Commandastab verdiente, den er erhalten hatte.

Nichts stand, nach diesen, für Frankreich ausschließend

vortheilhaften Begebenheiten, dem Frieden mehr im Wege, als der von den Verbündeten angenommene Grundsatz, nach welchem keiner von ihnen einen Separat-Frieden eingehen sollte. Alle wünschten vom Jahr 1694 an den Frieden. Doch wie ihn zu Stande bringen? Die Schlauheit des französischen Hofes lösete diese Aufgabe dadurch, daß sie den Herzog von Savoyen zum Abfall von der Coalition bewog. Victor Amadeus sah sich von Vorschlägen überrascht, welche alle seine Erwartungen und Wünsche übertrafen; denn nicht genug, daß Ludwig der Vierzehnte Susa, Villa-Franca, Nizza und Montmelian zurück zu geben versprach, fügte er sogar Pignerol hinzu, welches Frankreich in dem Friedens-Vertrage von Quierasque unter der Bedingung erworben hatte, daß es die Festungswerke schleifen sollte. Noch mehr fühlte sich der Herzog von Savoyen zum Abfall von den Verbündeten durch die Aussichten bestimmt, welche die Vermählung seiner Tochter Marie Adelaide mit dem Herzog von Burgund eröffnete. Er machte sich anheischig, die Neutralität Italiens bis zum allgemeinen Frieden von den Verbündeten zu ertrotzen. Diese beschuldigten freilich den Herzog der Untreue, wegen seines Abfalls; allein da Niemand ihn zur Treue zwingen konnte, und die Wohlfahrt des Landes (salus populi), wenn auch nur als Vorwand gebraucht, einen hinreichenden Entschuldigungsgrund abgiebt, so willigten sie in die Neutralität Italiens, und hierdurch wurde das Ende des Krieges herbeigeführt.

Der Friede zwischen Frankreich und Savoyen wurde den 19. Jul. 1696 zu Turin geschlossen. Er diente zur Einleitung des Ryswicker Friedens, welcher im folgenden

Jahre einerseits zwischen Frankreich, England, Spanien und Holland, anderseits zwischen Frankreich, dem Kaiser und dem Reiche zu Stande kam. Ryswick ist ein Dorf zwischen dem Haag und Delft. Die Friedensunterhandlungen fanden auf dem Schlosse statt, das bei diesem Dorfe gelegen ist. Den Vermittler machte Karl der Elfte, König von Schweden; doch scheint seine Rolle nicht sehr schwierig gewesen zu seyn. Von Ludwig dem Vierzehnten wird behauptet, daß er in seinen Bewilligungen hauptsächlich durch die Aussichten geleitet worden sei, welche der nahe Tod Karls des Zweiten, Königs von Spanien, dargeboten habe: Aussichten, die eine Trennung des großen Bündnisses für ihn wünschenswerth machten, sofern ein Artikel in dem darüber geschlossenen Tractate die spanische Monarchie dem Kaiser und seinen Nachkommen mit Ausschluß von Frankreich zusicherte. Wie es sich auch damit verhalten mochte: Frankreich hatte im Laufe des Krieges keine einzige Schlacht verloren, und seine erschöpften Gegner dahin gebracht, daß sie sich glücklich schätzen mußten, wenn nicht neue Abtretungen von ihnen verlangt wurden. Nichts desto weniger ließ Frankreich sich gefallen, daß die Verträge von Münster und Nymwegen der Friedensunterhandlung zum Grunde gelegt wurden. Zwar mußten die Verbündeten den Grundsatz, Frankreich in seine alten Gränzen einzuschließen, aufgeben; allein Ludwig der Vierzehnte setzte nur um so mehr in Erstaunen durch die Großmuth, die er seinen zahlreichen Gegnern bewies. Wilhelm der Dritte wurde als König von England von ihm anerkannt; und außerdem daß England und Frankreich sich gegenseitig zurückgaben, was sie sich

im Kriege abgenommen hatten, wurde festgesetzt, daß Kommissare über die Ansprüche beider Mächte auf die Hudsonsbay entscheiden sollte. Holland, das, während des Krieges, in den Besitz von Pondicheri gekommen war, mußte diese Colonie wieder herausgeben, weil Frankreich eines festen Punkts für seinen Handel in Ostindien bedurfte. Dagegen gab Frankreich an Spanien alles zurück, was es in Catalonien und den Niederlanden besetzt hatte; sogar ansehnliche Bestandtheile von dem, was durch die Reunionen erworben war, jedoch mit Ausnahme von 82 Ortschaften, die es sich, nach einem speziellen Verzeichniß, als Zubehörden von Charlemont, Maubeuge und andern Orten vorbehielt. Dieser dreifache Friedens-Vertrag wurde den 20. September 1697 unterzeichnet. Ihm folgte den 30. Oct. desselben Jahres der Friedens-Vertrag mit dem Kaiser und dem Reiche, und auch in diesem zeigte sich Ludwig der Vierzehnte von einer Seite, welche allen gegen ihn gefaßten Vorurtheilen widersprach. Denn aufgehoben wurden die Decrete der Reunions-Kammer zu Metz und der souveränen Gerichtshöfe von Besançon und Breisach, und der König von Frankreich machte sich anheischig, dem Reiche alles zurückzugeben, was er theils in, theils vor dem Kriege, unter der Benennung von Reunionen, besetzt hatte. Durch einen besonderen Artikel des Tractates wurde die Stadt Strasburg an Frankreich abgetreten; dagegen aber das Fort Kehl, nebst den Städten Freiburg, Breisach und Philippsburg von Frankreich an den Kaiser und das Reich zurückgestellt. Der Herzog Leopold von Lothringen wurde wieder eingesetzt in sein Land, ohne daß Frankreich, außer Saar-Louis und der Stadt und Landvoigtey Longwy,

irgend etwas zurückbehielt. Nur Eins blieb noch übrig: die Ansprüche, welche die Gemalin des Herzogs von Orleans, eine Prinzessin aus dem Hause Simmern, auf die Pfalz machte. Eine richterliche Entscheidung des Kaisers und des Königs von Frankreich sollte diese Ansprüche, welche nur auf Allodial-Güter gehen konnten, näher bestimmen; und wenn beide Suveräne sich nicht vereinigen könnten, so sollte der Pabst als höchster Schiedsrichter darüber erkennen. Wirklich trat der letzte Fall ein; und gleich dem Schatten Samuels erkannte eine Congregation von Auditoren der Rota, daß der Herzogin von Orleans eine Entschädigung von 300,000 Thalern zu Theil werden müsse: eine Entscheidung, welche für die letzte dieses universal-monarchischen Gerichtshofes in den politischen Angelegenheiten Europa's gelten kann.

So endigte sich der neunjährige Krieg, von welchem es wahrlich höchst ungewiß ist, ob er mehr durch Wilhelms des Dritten, oder durch Ludwigs des Vierzehnten Ehrgeiz entzündet wurde. Ein Umstand, von den meisten Geschichtschreibern entweder geflissentlich oder absichtslos übersehen, giebt indeß mehr, als alles Uebrige, Aufschluß über die Zwecke, welche die französische Regierung dieser Zeit in ihren kriegerischen Unternehmungen verfolgte; und dies ist die **Erwerbung des westlichen Theils von St. Domingo**, welcher in den Ryswicker Friedens-Tractat von Spanien an Frankreich abgetreten wurde. Eroberungen auf Kosten der Nachbaren hatten aufgehört, der Thätigkeitszweck der westeuropäischen Völker zu seyn: an die Stelle derselben war, nach Aufhebung der Sklaverei und der Leibeigenschaft, Schonung und Beschützung der gesell-

schaftlichen Betriebsamkeit getreten; und der letzteren in entfernten Erdtheilen Gegenstände zu geben, war eine von den Hauptangelegenheiten derjenigen Regierungen, welche, wie die französische, im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert hinter der spanischen und portugiesischen zurückgeblieben waren. Es kam ihr also vor allen Dingen auf die Erwerbung entfernter Kolonien an. Was Colbert für diesen Endzweck gethan hatte, war sehr mangelhaft geblieben; allein man hatte nicht aufgehört, dieselbe Bahn zu verfolgen, weil das Seewesen eine Grundlage haben wollte, die, in dem damaligen Zustande des europäischen Handels, nur durch Kolonial-Besitz zu erwerben war. Die Flibüstiers färbten um diese Zeit die Antillen mit dem Blute des geizigen Spaniers; und Frankreich hatte sich dieser Räuber angenommen, um desto sicherer in den Besitz der einen oder der andern dieser Inseln zu gelangen. Um nun Catalonien und die Niederlande zurück zu erhalten, trennte sich die spanische Regierung mit Freuden von einem Theile St. Domingo's, der überdies für sie so gut als verloren war; die französische Regierung aber gewann, auf diesem Wege, einen Mittelpunkt für ihre amerikanischen Kolonien, welche aus lauter vereinzelten Bruchstücken bestanden, die einzeln wenig Werth hatten.

Alles gehörig überlegt, war also Frankreich bei weitem nicht so uneigennützig von dem Kriegsschauplatz abgetreten, als es den Schein gehabt hatte; denn alle Erwerbungen, die es in Deutschland und in den Niederlanden machen konnte, waren kein Ersatz für das, was es in Amerika wirklich gewonnen hatte. Die Politik der deutschen Fürsten war indeß am Schlusse der siebzehnten Jahrhunderts

allzu

allzu wenig erleuchtet, als daß sie hätten begreifen können, wie untergeordnet sie in dem Kampf zwischen Frankreich und England waren, und wie es sich fortdauernd um etwas ganz Anderes handelte, als um ein Stückchen Land jenseits oder diesseits des Rheins. Wer hätte sich in diesen Zeiten die undankbare Mühe geben mögen, Deutschlands Fürsten begreiflich zu machen, daß ein Drittel der Insel St. Domingo für die Entwickelung des französischen Königreichs von unendlich größerem Werthe sei, als ein Zuwachs von einem halben Dutzend deutscher Fürstenthümer! Wir sagen noch mehr, indem wir fragen: wo wäre wohl das einsichtsvolle Haupt zu finden gewesen, das sich zu Anschauungen dieser Art erhoben hätte?

Man betrachtet den Krieg, welcher sich mit dem Ryswicker Frieden schloß, als den Anfang eines politischen Systems, das, je nachdem man mehr bei dem Zwecke oder bei den Mitteln desselben verweilt, abwechselnd das System des Gleichgewichts und das System der Gegenkräfte genannt wird; und es dürfte der Mühe werth seyn, hierbei einige Augenblicke zu verweilen, wär' es auch nur, um zu zeigen, wie geneigt der menschliche Geist ist, sich den gröbsten Irrthümern hinzugeben, wenn die Leidenschaften ihre Rechnung dabei finden.

Wilhelm der Dritte selbst würde nur lachen, wenn er erfahren könnte, daß man ihn im achtzehnten Jahrhundert zum Urheber eines politischen Systems gestempelt, und diesem System die Kraft zugeschrieben hat, die europäischen Staaten nicht bloß in ihrer Integrität, sondern selbst in ihrer Eigenthümlichkeit zu erhalten. „Welch' ein Wahn! würde er ausrufen. Hat man denn ganz vergessen,

in welcher Lage ich mich befand, als ich den Entschluß faßte, in England zu landen und meinen Schwiegervater vom Throne zu stoßen? Was war ich als Erbstatthalter der Republik Holland? Was war ich, als solcher, vorzüglich in dem Verhältnisse zwischen Frankreich und England, so lange die Stuarts im Besitz des englischen Thrones waren? In jedem Augenblick bedroht, mußte ich mich zu einer Veränderung meiner Lage entschließen, bei welcher eine Verbesserung derselben im Prospect lag. Ich benutzte also die Unzufriedenheit der Engländer mit der Regierung meines Schwiegervaters, um, in Kraft der Rechte meiner Gemahlin, mich auf den brittischen Thron zu schwingen. Als dies Abenteuer gelungen war, kam es darauf an, ihm Anerkennung zu verschaffen, um den Vorwurf der Usurpation von mir abzuwälzen. Bei dem Verhältniß nun, worin Ludwig der Vierzehnte zu Karl dem Zweiten und Jakob dem Zweiten gestanden hatte, war dies nur dadurch möglich, daß ich die Feindschaft, worin die beiden größten Häuser Europa's, Frankreich und Oesterreich, seit beinahe zwei Jahrhunderten mit einander gelebt hatten, zu meinem Vortheil benutzte. Frankreich auf der Stelle für mich zu gewinnen, war unmöglich. Ich wendete mich demnach gegen Oesterreich; und indem ich dem Kaiser Leopold meinen Beistand bei der bevorstehenden Erbfolge des spanischen Thrones verhieß, zog ich ihn auf meine Seite. Anderer Mittel bedurfte es für die Fürsten des deutschen Reichs; und da ich sie hinlänglich kannte, um zu wissen, daß sie nicht weit über ihre Wirkungskreise hinaus schaueten, so zog ich sie dadurch an mich, daß ich ihnen meinen Gegner als den großen

Drachen schilderte, dem nichts so sehr am Herzen liege, als sie zu verschlingen. Ich wußte nur allzu gut, daß Ludwig der Vierzehnte bei aller Eitelkeit, welche ihm eigen war, mit nichts weniger umging, als sich zum europäischen Universal-Monarchen zu machen; denn, wie eitel er auch seyn mochte, so fehlte es ihm doch nicht an einer gesunden Beurtheilung, weder des Möglichen, noch des Nützlichen. Allein es lag in meinem Interesse, jede Besorgniß anzuregen, welche mir dienen konnte. Den Herzog von Savoyen erkaufte ich; und den Pabst für mich zu gewinnen, war eben kein großes Kunststück, da ich den Haß kannte, den man zu Rom gegen die Freiheiten der gallikanischen Kirche unterhielt. Auch Spanien brauchte ich keine gute Worte zu geben, da es sich von selbst gegen die indirecten Angriffe vertheidigen mußte, die Frankreich auf seine Kolonieen machte. Kurz, je schwächer ich mich in den ersten Jahren meiner Usurpation fühlte, desto mehr Kräfte mußte ich gegen Frankreich vereinigen. Dabei leitete mich aber kein anderes Princip, als das der Selbsterhaltung. Nie ist mir eingefallen, Europa mit einem neuen politischen System zu beschenken; und indem man mich zum Urheber des Gleichgewichts-Systemes, das man auch das System der Gegenkräfte nennt, machen möchte, erzeigt man mir eine Ehre, deren ich mich unwürdig fühle. Während ich mich selbst durch so viel Kräfte beschützte, als sich in meiner Lage aufbringen ließen, war ich sehr weit davon entfernt, Europa eine bleibende Institution in meinem Verfahren geben zu wollen; ich sah nur auf mich, nicht auf die Wohlfahrt Europa's. Wie hätte mir das Letztere auch nur im Traume einfallen können, da gegen-

wirkende Kräfte immer nur unter der Bedingung erhalten und mehren, daß sie nicht den Charakter der Feindseligkeit haben, nothwendig aber zerstören und vernichten, wenn dieser Charakter ihnen beiwohnt! Ich mag nicht für noch schlimmer gelten, als ich wirklich gewesen bin. Es gereicht mir, glaub' ich, wo nicht zur Ehre, doch wenigstens nicht zur Schande, daß ich alles aufgeboten habe, den Charakter eines Usurpators abzustreifen, weil ich dadurch in meinem Wirkungskreise an sittlicher Freiheit gewann; aber ich würde mich selbst verachten müssen, wenn mit Wahrheit von mir gesagt werden könnte, daß ich der Urheber eines Systems feindseliger Kräfte gewesen sei. Glücklicher Weise ist dies in sich selbst unmöglich, weil feindselige Kräfte sich nicht in ein System bringen lassen, und das Reich Beelzebubs sich nothwendig selbst zerstört."

Zuverlässig beabsichtigte Wilhelm der Dritte in dem Kriege, worin er so viele Kräfte gegen Frankreich vereinigte, nichts weiter, als seinen persönlichen Vortheil, d. h. seine Anerkennung von Seiten Ludwigs des Vierzehnten. Doch wie hätte der Ryswicker Frieden nicht zu dem Wahn bethören sollen, daß man durch festes Anschließen an England Vortheile gewinne, welche in jedem anderen Verhältnisse unerreichbar wären! Hatte Ludwig der Vierzehnte, obwohl Sieger auf allen Punkten, nicht zurückgegeben, was von ihm früher erworben war? Und konnte er dazu irgend einen anderen Grund haben, als die Furcht vor dem benachbarten England? Man achtete nicht der Schadloshaltung, welche der König von Frankreich für das, was er zurückgab, in St. Domingo fand; man

achtete noch weniger der Abhängigkeit, in welche man sich von England brachte. Nur der Gefahr, von Frankreich verschlungen zu werden — einer Gefahr, welche nie vorhanden war — wollte man sich entziehen. So entstand, ohne Wilhelms des Dritten weiteres Zuthun, jenes vermeintliche System, das, während des achtzehnten Jahrhunderts, das System des Gleichgewichts oder der Gegenkräfte genannt wurde. Ihm lag, in letzter Zergliederung, nichts weiter zum Grunde, als die Nebenbuhlerei der Häuser Habsburg und Bourbon. England benutzte diese Nebenbuhlerei zur Erweiterung seiner Macht; und indem es den Erfolg seiner Seekriege durch die Händel sicherte, welche es dem französischen Reiche auf dem festen Lande erweckte, erhob es sich zur Hegemonie Europa's in einem so hohen Grade, daß es mit weit besserem Rechte, als Frankreich, der europäische Universal-Monarch genannt werden konnte. Eigentlich ging alles von der politischen Schwäche Spaniens aus. Ihrem theokratischen System und ihrer unermeßlichen Territorial-Größe gleich sehr unterliegend, forderte diese Macht zu Eroberungen auf ihre Kosten heraus. Gekommen war der Zeitpunkt, wo, nach dem Ableben des letzten Habsburgers auf dem spanischen Thron, die Frage entschieden werden mußte, wem die große Erbschaft zu Theil werden sollte, welche, außer dem größten Theile der pyrenäischen Halbinsel, unermeßliche Gebiete in Amerika, das Königreich beider Sicilien, Sardinien, das Herzogthum Mailand und die Niederlande in sich schloß. Das Bedürfniß Europa's heischte eine Theilung dieser ungethümen Monarchie, weil dies das einzige Mittel war, dem Geiste des Monopols entgegen zu wirken, der die Entwickelung der

europäischen Staaten zu einem vollkommeneren Gesellschafts-zustande verhinderte. Doch wie diese Theilung einleiten? Wären die Begriffe vom Verkehr und Handel am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts so geläutert gewesen, wie sie es am Schlusse des achtzehnten waren: so würde die Politik der großen Mächte einen anderen Charakter angenommen, und die Gegenstände ihrer Bestrebungen in ganz anderen Dingen gefunden haben. Unglücklicher Weise haßte man das Monopol nur in Anderen, ohne die Folgen zu erwägen, welche durch eine Ableitung desselben auf sich selbst nothwendig entstehen mußten. Man suchte also vor allen Dingen größeren Territorial-Besitz; und indem dieser streitig wurde, entstanden alle die Gleichgewichts-kriege, welche das achtzehnte Jahrhundert hindurch die europäische Welt erschütterten, bis allmählig der Zeitpunkt eintrat, wo man zu der Ueberzeugung gelangte, daß ein dauerhafter Friede nicht ausgehen könne von einem System, welches jeden Zustand unsicher machte, weil das, was dadurch erzielt wurde, in sich selbst unmöglich war; nämlich ein Gleichgewicht moralischer Kräfte, durch den Krieg bewirkt.

Die nächsten Entwickelungen, zu welchem der spanische Erbfolge-Krieg uns Gelegenheit geben wird, werden dies Alles in ein noch helleres Licht setzen. Jetzt, zum Schlusse dieses Kapitels, sei uns erlaubt, den Unterschied zu bezeichnen, der sich, seit dem Sturze der Stuarts, zwischen der brittischen und der französischen Monarchie einstellte.

Wilhelm der Dritte erwarb sich das Vertrauen der Engländer in demselben Maße, worin er ihnen bewies,

daß die Declaration der Rechte ihm heilig sei, und daß er die Fortschritte einer gesetzlichen Freiheit keineswegs fürchte. Indem die alten Institutionen unter ihm zu einem neuen Leben erwachten, kamen, gleich in den ersten Jahren seiner Regierung, neue hinzu, welche ganz geeignet waren, den Gemeingeist zu vermehren, und durch denselben die Volkskraft zu erhöhen. Dieser Art war die von Paterson und Godfrey in Vorschlag gebrachte, von dem Parliament genehmigte Bank, welche ihre Operationen damit anfing, daß sie der Regierung eine bedeutende Summe zur Führung des Krieges vorschoß. Dieser Art war auch das von Wilhelm dem Dritten eingeleitete Anleihe-System, welchem bei seinem Ursprung die Idee der Rückzahlung zur Seite ging, bis man, nach und nach, die Entdeckung machte, daß eine National-Schuld der Wiedererzeugung dargebrachter Capitale nicht nothwendig schadet. Am stärksten wurde der öffentliche Geist durch das Gesetz angeregt, welche die Preßfreiheit gewährte; denn hierdurch wurde alles zur Sprache gebracht, was das Königreich von irgend einer Seite berührte. Wilhelm war also Suverän von Großbritannien in einer Weise, welche derjenigen, worin die Stuarts ihre königlichen Vorrechte vertheidigt hatten, schnurstracks entgegengesetzt war: anstatt die Rechte seines Volks, wie seine Vorgänger es gethan hatten, zu schmälern, vermehrte er dieselben, überzeugt, daß das, was dadurch an Kraft gewonnen wurde, ihm und dem Staate zu Gute kommen müsse.

Nicht so Ludwig der Vierzehnte. Sein ganzes Bestreben ging nur dahin, bewundert und gefürchtet zu seyn. Ohne irgend ein vorgefundenes Recht zu ehren, machte er

sich zur Quelle aller Gesetzgebung; und indem er Frankreich sämmtliche Institutionen in den Schmelztiegel des Despotismus warf, konnte es nicht fehlen, daß er alles veränderte, ohne irgend etwas so zu gestalten, daß es bleiben und vorhalten konnte. Regierung und Verwaltung wurden von ihm auf's Grausamste vermengt; und indem er die Einheit, welche der ersteren allein zukommt, auf die letztere ausdehnte, zerstörte er, ohne es zu ahnen, seine eigene Autorität. Je mehr die zusammengeengte Verwaltung genöthigt war, in die Ferne zu wirken, desto härter und gespannter mußte ihre Triebfeder seyn; und die Unterdrückung, welche sie ausübte, verlor sich, wie ein geistreicher Schriftsteller sich darüber ausdrückt, „in ein solches Gezücht von Verordnungen, daß sich vorhersehen ließ, Myriaden von Gesetzen würden Myriaden von Beamten erzeugen, und diese das öffentliche Domän verschlingen, wie jenes Heer des Xerxes, bei dessen Uebergange die Ströme versiegten." Was Colberts Theorieen Großmüthiges und Nützliches dargeboten hatten, wurde mit seinem Leichnam in dasselbe Grab verscharrt. Ludwig wollte Handel, Schifffahrt, Kolonieen; aber dies alles sollte nur ihm dienen, ohne jemals die Freiheit oder die Wohlfahrt seines Volks zu vermehren. Er wollte lieber gegen hohe Zinsen borgen und hinterher sein Wort brechen, als der Urheber eines Credits seyn, der, bei einem niedrigern Zinsfuße, seine Abhängigkeit von dem Vertrauen seines Volks nachgewiesen hätte. Die natürliche Folge davon war, daß er nie aus dem Zustande der Bedürftigkeit hervortrat, und alle Mittel der Gewalt und List erschöpfen

mußte, um den Proben, auf welche sein Schicksal ihn brachte, gewachsen zu seyn. „Ein König verleihet Almosen, indem er viel ausgiebt;" — so antwortete er der Frau von Maintenon, als diese ihn einst um Beistand für einige Unglückliche bat. Vielleicht wußte er nicht, daß es einen unfruchtbaren Verbrauch giebt, und daß die Verschwendungen eines Fürsten gerade dadurch schaden, daß sie den arbeitsamen Klassen nichts von dem zurückgeben, was sie ihnen durch die Steuer rauben. Colberts Nachfolger fingen damit an, daß sie den öffentlichen Reichthum durch falsche Combinationen erschöpften, und endigten damit, daß sie Privatpersonen durch Bankbruch und Treulosigkeit zu Grunde richteten; ihr Ministerium war, nach dem Ausdruck des Marquis von Argenson, nur eine mehr oder minder feine Beutelschneiderei, und sie brachten den stolzen Ludwig dahin, daß er Samuel Bernard liebkosen, und vor den Repräsentanten der Stadt Paris errötheud das Wort „Erkenntlichkeit" aussprechen mußte. So sehr verschwand das Vertrauen der Franzosen zu seiner Regierung, daß, als der Intendant einer von den ärmsten Provinzen des Königreichs die Bienenzucht fördern wollte, und zu diesem Endzweck Nachfragen nach den bereits vorhandenen Stöcken halten ließ, die Bewohner, in der festen Ueberzeugung, daß ein Intendant nur übelwollende Absichten haben könne, eiligst ihre Schwärme zerstörten. In anderen Provinzen löseten sich alle gesellschaftlichen Bande auf; und im Perigord und im Quercy sah man die Leute zum Naturzustande zurückkehren: sie tauften ihre Kinder selbst, und verheiratheten sich ohne alle Formalitäten.

Es sey genug an diesen Zügen, um den Unterschied zwischen der brittischen und der französischen Monarchie in's Licht zu stellen: ein Unterschied, der im Laufe der Zeit nothwendig immer bedeutender werden mußte.

(Fortsetzung folgt.)

# Ueber den gegenwärtigen Zustand Hayti's.

(Aus Edingburgh Review No. LXXXII.)

## Vorwort des Herausgebers.

Die Absicht, welche wir mit der Bekanntmachung des nachstehenden Aufsatzes verbinden, ist keine andere, als unsere Landsleute, und demnächst die sämmtlichen Bewohner Deutschlands, aufmerksam zu machen auf die bedeutende Verwandlung, welche der europäischen Welt von Amerika aus bevorsteht. Ein großer Wurf ist in diesen Tagen dadurch gefallen, daß die französische Regierung sich endlich zur Anerkennung der Unabhängigkeit Hayti's oder St. Domingo's entschlossen hat. Unstreitig ist von ihr alles versucht worden, was zur Wiederherstellung des alten Verhältnisses vom Mutterlande zur Kolonie beitragen konnte; da aber alle Bemühungen dieser Art vergeblich waren, und eine gewaltsame Eroberung der wichtigen Insel aus allen nur möglichen Gründen unthunlich schien: so hat sie es vorgezogen, die Freiheit und Unabhängigkeit der Haytier gegen Erlegung einer namhaften Geldsumme zu bewilligen.

Was ist hierdurch bewirkt worden?

Zweierlei läßt sich als unmittelbare Wirkung dieses Verfahrens durchaus nicht verkennen: 1) in Beziehung auf die Haytier, das Recht, ihrer National-Thätigkeit eine größere Ausdehnung, als bisjetzt, zu geben, und ihren Handel, der bisher auf fremden Schiffen betrieben werden mußte, nach allen Gegenden hin auf eigenen Schiffen zu

betreiben; 2) in Beziehung auf die sämmtlichen Bewohner des amerikanischen Festlandes, die Aussicht, mit ihren Mutterländern (Spanien und Portugal) in dasselbe Verhältniß zu treten, worein Hayti zu Frankreich gelangt ist.

Die Kraft des Beispiels ist bei der Lage, worin sich die spanischen und portugiesischen Amerikaner befinden, von wahrhaft unendlicher Wirksamkeit. Denkt man sich nun die sämmtlichen Staaten Amerika's als frei und unabhängig, und in ihrer National-Thätigkeit nicht länger durch die Gesetze der verschiedenen Mutterländer beschränkt: so sind alle bisherigen Verhältnisse der europäischen Staaten zu einander verändert; und wenn der Civilisations-Grad, den diese Staaten in den drei letzten Jahrhunderten erworben haben, sich hauptsächlich von der Entdeckung Amerika's herschreibt — welche Aussicht alsdann, daß durch das nothwendige Verschwinden des Monopolien-Geistes, welcher bis auf unsere Zeiten die Welt in allen ihren Theilen beherrscht hat, nach und nach ein neuer Himmel und eine neue Erde werde heraufgeführt werden! Wie könnten unsere Nachkommen nach drei Jahrhunderten anders auf uns zurück blicken, als wir auf unsere Vorfahren vor der Entdeckung Amerika's zurück zu blicken pflegen!

Wenn es auf den ersten Anblick auffällt, daß ein Negerstaat, wie Hayti, sich, in einem Zeitraum von etwa zwanzig Jahren, zu einem so hohen Grade von Civilisation erhebt, wie in dem nachfolgenden Aufsatze auf eine unwiderſprechliche Weise nachgewiesen wird: so verschwindet das Auffallende einer solchen Erscheinung, sobald man bedenkt, daß die Bildung dieses Staats — so wie die

Bildung aller derjenigen amerikanischen Staaten, deren Unabhängigkeit bis jetzt noch nicht anerkannt ist — in eine Zeit fällt, die an Bildungsmitteln so überaus reich ist, daß nur die Wahl derselben in Verlegenheit setzen kann. Kommt ihnen denn nicht alles zu Statten, was Europa im Laufe der Jahrhunderte unter unsäglichen Anstrengungen, nicht selten sogar mit Aufopferung eines beträchtlichen Theiles seiner Bevölkerung, erarbeitet hat? An allen politischen Geburten hängt irgend ein Schmutz, der da, wo sie zuerst in die Erscheinung treten, nicht gänzlich fortgeschafft werden kann; und so geschieht es, daß in Ländern, welche auf ihrer Entwickelungsbahn nur allmählig fortschreiten, das Alte und Verbrauchte sich neben dem Neuen und Wirksamen behauptet und nur sehr allmählig weicht. Anders verhält es sich mit denjenigen Ländern, welche sich in der Nothwendigkeit befinden, ihren ganzen Gesellschaftszustand plötzlich verändern zu müssen. Sie nehmen alles Nützliche als reines Ergebniß in sich auf, und wenden es zu ihrem unmittelbaren Vortheil an. Jahrtausende würde der Negerstaat auf Hayti gebraucht haben, um durch sich selbst zu allen den Entdeckungen und Erfindungen zu gelangen, die er gegenwärtig in Bereitschaft findet, sich zu ordnen, und, wie auf einen Zauberschlag, mit den civilisirtesten Staaten Europa's auf gleiche Linie zu kommen.

Dies schließt eine so große Wohlthat in sich, daß man dagegen aus keinem anderen Grunde unempfindlich bleibt, als weil kein Gefühl sie zu umfassen vermag. Mitten in die europäische Civilisation eintretend, gewinnen alle die neuen Staaten, die sich in Amerika bilden, eine ursprüngliche Kraft, die sie in den Stand setzt, auf

der Bahn ihrer Entwickelung unendlich rasch vorzuschreiten. Was ihnen am meisten zu Statten kommt, ist der Zustand, worin sich die Wissenschaft befindet: ein Zustand, der, an und für sich genommen, alle die Täuschungen ausschließt, wodurch man, in früheren Zeiten, sich selbst und Andern gegen das wahre Bedürfniß der Gesellschaft verblendete. Der bloße Umstand, daß alle diese neuen Staaten, bei ihren politischen Einrichtungen, von dem **Grundsatze kirchlicher Duldung ausgehen können**, ist hinreichend, um die Wahrscheinlichkeit zu gewähren, daß sie, in einer verhältnißmäßig sehr kurzen Zeit, durch Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Verrichtungen und täglich wachsende Bevölkerung, zu einer beneidenswerthen Blüthe gelangen werden. Genug zur Vorrede.

B.

---

Will man die Wirkungen der Emancipation, auch wenn diese durch Gewalt errungen und einen längern Zeitraum hindurch in Krieg und Zwietracht behauptet worden, in Bezug auf Bevölkerung, Reichthum und Betriebsamkeit kennen lernen: so muß man sich nach Hayti wenden. Abgesehen jedoch von diesen Betrachtungen, würde es nicht leicht seyn, einen Gegenstand aufzufinden, der die Aufmerksamkeit aus vielen Gründen noch mehr in Anspruch nimmt, als der gegenwärtige Zustand von Hayti oder St. Domingo. Selbst wenn man dabei nur eine Befriedigung der Neugierde beabsichtigt, ist das Interesse sehr groß. Eine geräumige Insel, bewohnt von Menschen, die, indem sie plötzlich aus dem Sclavenstande zu dem Stande freier Menschen übergingen, ihre politische Macht und ihre per-

sönliche Freiheit zugleich befestigten; ein Volk von unci-vilisirten Menschen, welche in wenigen Jahren civilisirt und sogar verfeinert wurden und eine Dynastie und eine Regierung für sich selbst bildeten: dies zusammen bietet ein Schauspiel dar, welches in der Geschichte des menschlichen Geschlechts durchaus neu ist und durch die Uneigenthümlichkeiten, die es in sich zu schließen und wieder auszugleichen scheint, nur noch anziehender wird. Die Nähe dieses Auftritts, hinsichtlich unserer Niederlassungen in Westindien, und die große Aehnlichkeit der Umstände, worin sich diese Niederlassungen befinden, mit denjenigen, wodurch eine so auffallende Umwälzung bewirkt wurde, erhöht die Wichtigkeit des Gegenstandes. Da wir mit diesem neuen Reiche wenig Verkehr gehabt haben, so sind wir von der inneren Lage desselben nur schlecht unterrichtet; Länder, die weit entfernter gelegen und weit unzugänglicher sind, stehen vergleichungsweise unserer Kenntniß weit näher. Auch die vorübergehenden Begebenheiten des gegenwärtigen Augenblicks sind wohl geeignet, der Untersuchung ein besonderes Interesse zu gewähren. Denn, wenn die Politik, alle die Kolonieen, denen es gelungen ist, das Joch des Mutterlandes abzuwerfen, anzuerkennen und als unabhängige Staaten zu behandeln, endlich durch den vereinten Sinn des ganzen Volks unserer Regierung aufgedrungen ist: so blicken wir ganz natürlich auf jene Kolonie hin, die am längsten in dem Besitz ihrer Unabhängigkeit ist, die ihre Freiheit am vollständigsten festgestellt hat, und die stärksten Ansprüche auf Anerkennung bildet, es mag nun mehr die Gerechtigkeit oder die Nützlichkeit in Betrachtung gezogen werden.

Man füge zu allen diesen Gründen noch den hinzu, daß Hayti's Fall das stärkste Licht auf die große Frage wirft, welche so wohl in Amerika, als bei uns, in Beziehung auf die Sclaverei erörtert wird. Die Feinde der Menschlichkeit und der Freiheit haben diesen Fall nicht aus der Acht gelassen; allein wie sehr haben sie ihn entstellt! Die Zeit der Verdunkelung ist jetzt vorüber, die Macht des Vorurtheils, bisher unbesieglich, beginnt nachzulassen; und wir wollen jetzt genauer untersuchen, was in Beziehung auf unsere schwarze Nachbarn die Wahrheit ist. Zum wenigsten wird sich das Gute von ihnen sagen lassen, daß sie, allen Erwartungen und Befürchtungen zum Trotz, die allerfriedlichsten Nachbarn sind, die in irgend einem Theil der Welt angetroffen werden können, obwohl es in ihrer Macht stand, sehr lästig und sogar gefährlich zu werden.

Unsere Absicht geht demnach dahin, in diesen Artikel so kurz und einfach, als es immer möglich seyn wird, Alles zusammen zu tragen, was wir über den gegenwärtigen Zustand Hayti's, und die Fortschritte, welche diese Insel seit ihrer Unabhängigkeit von Frankreich gemacht hat, aus zuverlässigen Quellen geschöpft haben. Wir werden kaum noch etwas mehr thun, als Thatsachen entfalten. Die Folgerungen, die sich in so großer Anzahl daraus herleiten lassen, mag der Leser selbst herleiten.

Der erste Gegenstand, der sich uns darbietet, ist die Bevölkerung; und zwar um so mehr, weil die Feinde der Abschaffung des Negerhandels immer behauptet haben, daß es unmöglich sei, ohne Einfuhr die gleiche Anzahl von Neger zu behalten, und weil alle Vertheidiger der Sclaverei

verei die Kraft eines emancipirten schwarzen Volks, seine eigne Zahl zu ersetzen, läugnen möchten. Das Resultat der Nachrichten über Hayti ist, was diesen Punkt betrifft, sehr befriedigend. In Wahrheit, es steht in einem merkwürdigen Widerspruch mit jenen wilden Träumen.

Die ursprüngliche Bevölkerung Hayti's, vor der Unterjochung durch die Spanier, wird von dem Bischof Las Casas auf 3,000,000 angegeben. Wahrscheinlich war dies eine Uebertreibung; wenn aber auch die Volkszahl weit geringer war, so war doch, nach der Eroberung, die Verminderung ohne allen Zweifel sehr beträchtlich. Im 17ten Jahrhundert wurde die Insel zwischen den Spaniern und Franzosen getheilt; und im Jahre 1798 schätzte man die ersteren auf 110,000 Freie und 15,000 Sclaven. Die französische Bevölkerung betrug 1726 100,000 Neger und 30,000 Weiße. Nach einer Schätzung des Herrn Malouet belief sich im Jahre 1775 die Zahl der Neger auf 300,000, die Zahl der Weißen auf 25,000. Im Jahre 1779 betrug, nach Herrn Necker, die Bevölkerung 249,098 Sclaven, 7055 freie Neger und 32,650 Weiße — in allen 288,803 Köpfe. Im Jahre 1789 beliefen sich, nach Herrn Moreau de St. Méry, die Sclaven auf 452,000 — nach Breyan Edwards auf 480,000; und in der National-Versammlung wurden sie von Herrn Prieur in runder Zahl auf 500,000 Schwarze und 40,000 Weiße angegeben. Dies war vielleicht eine übertriebene Angabe; fügt man aber diese Zahl zu den Bewohnern des spanischen Antheils hinzu, so konnte die ganze Bevölkerung, beim Ausbruch der französischen Revolution, nicht 665,000 Seelen übersteigen. Von dieser Zeit an, bis

zum Jahre 1809, wo die französischen Truppen vertrieben wurden, ward das Land durch eine Reihe blutiger Kriege verwüstet. Gleichwohl hat die Bevölkerung der Insel auf eine erstaunliche Weise zugenommen; denn, nach den im Jahre 1824 aufgenommenen Listen beträgt sie gegenwärtig 935,335 Einwohner. Die bewaffnete Macht des Landes steht in genauem Verhältniß mit der Bevölkerung. Sie beträgt 45,520, und die Landwehr beläuft sich auf 113,328, so daß 158,848 Bewaffnete herauskommen. Diese Abschätzungen sind offiziel; sie wurden in Folge einer Proclamation des Präsidenten von Hayti vom 6ten Januar 1824 angestellt.

Die Bevölkerung wird einen neuen Zuwachs durch den, im abgewichenen Mai von dem Präsidenten Boyer gefaßten Beschluß erhalten, nach welchem 6000 freien Schwarzen und Farbigen aus den vereinigten Staaten Ländereien zugetheilt, ein Theil ihrer Reisekosten bestritten, und die nöthigen Werkzeuge des Ackerbaues für sie angeschafft werden sollen. Ungeachtet des Krieges, ist demnach die Bevölkerung in 35 Jahren von 665,000 auf 935,000 gestiegen. Vergleichen wir jetzt diese außerordentliche Zunahme mit den Fortschritten der Bevölkerung in unsern Sclaven-Colonien; und die Wirkungen des Systems der Sclaverei werden sogleich in die Augen springen. Im Jahre 1788 hatte Tortola, nach dem Bericht des geheimen Raths, 9000 Sclaven. Von 1790 bis 1796 fehlen die Nachrichten von eingeführten Afrikanern; von 1788 bis 1790, und von 1796 bis 1806 wurden 1009 Sclaven eingeführt. Gleichwohl war im Jahr 1822 die Zahl nicht stärker als 6478, welches eine Abnahme von 3531

vorausſetzt; nur 304 waren in Freiheit geſetzt worden. Im Januar 1821 zählte Demerara 77,376 Sclaven; 20 Monate darauf im Mai 1823 war dieſe Zahl auf 74,418 herabgeſunken. Man muß indeß zu dieſer Abnahme noch 1293 Sclaven hinzuthun, welche, vermöge einer höchſt anſtößigen Maßregel der Regierung, von den Inſeln nach dieſen peſtilenzialiſchen Sümpfen verſetzt wurden; die ganze Abnahme war alſo 4251 in weniger als zwei Jahren. Auf Jamaika gab es im Jahre 1790 250,000 Sclaven. Ohne Einfuhr hätte dieſe Bevölkerung, nach dem Maßſtabe des in Amerika hergebrachten Anwachſes, ſich im Jahre 1820 auf 575,000 vermehren müſſen. Die wirkliche Bevölkerung aber betrug im Jahre 1820 nur 340,000, was in Vergleich mit den vereinigten Staaten einen Ausfall von 235,000 in 30 Jahren ausmacht. Und doch wurden, während dieſer 30 Jahre, oder vielmehr während der erſten 18 Jahre dieſes Zeitraumes, 189,000 Sclaven von der afrikaniſchen Küſte nach Jamaika eingeführt und daſelbſt feſtgehalten. Ohne daher auf die natürliche Zunahme dieſer Einfuhren zu rechnen, hätte im Jahr 1820 die Zahl der Sclaven auf dieſer Inſel 764,000 ſeyn ſollen, d. h. 424,000 mehr, als wirklich in dieſem Jahre daſelbſt angetroffen wurden. Ohne auf irgend einen Zuwachs zu rechnen, weder von dem im Jahre 1790 vorhandenen Stamm, noch von den ſpätern Einfuhren, mußte die Zahl der Sclaven 439,000 betragen. Die wirkliche Bevölkerung im Jahre 1820 war 100,000 weniger. Barbadoes und Bahames ausgenommen, findet in allen unſern Kolonien eine jährliche Abnahme Statt, welche in den drei letzten Jahren, die mit 1820 endigten, 18,000 betrug.

Wir haben des amerikanischen Maßstabes in der Zunahme der Bevölkerung gedacht. Wahrlich, er setzt in Erstaunen. Vor uns liegt eine Flugschrift, deren Verfasser Morris Birbec ist; sie ist im Illinois-Lande geschrieben und zu Shawnee Town gedruckt. Ihr Gegenstand ist die große Frage über die Zulässigkeit der Sclaverei in den westlichen Staaten; und in dem Anhange wird eine anziehende Auskunft über die Fortschritte der Bevölkerung in diesen Erdtheilen gegeben. In Kentucky vermehrte sich die ganze Zahl der Schwarzen und Weißen in den 10 Jahren zwischen 1800 und 1810 von 220,959 auf 406,511, d. h., sie verdoppelte sich beinah. Ohio's Bevölkerung vervierfachte sich während derselben Zeit; denn sie stieg von 55,356 auf 230,769, doch waren dies lauter freie Leute; und in 20 Jahren wuchs sie auf das Eilfache zu 581,484. In Guiana stieg sie in 10 Jahren von 24,520 zu 147,178; lauter freie Menschen. Missuri verdreifachte in 10 Jahren seine Bevölkerung von 20,845 auf 66,586, Schwarze und Weiße. In Hayti würde, aller Wahrscheinlichkeit nach, der Anwuchs eben so stark gewesen seyn, wenn diese Insel denselben Frieden genossen hätte.

Der starke Anwuchs der Bevölkerung, von welchem oben die Rede gewesen ist, fand zuverlässig nicht eher Statt, als bis die Unruhen ihr Ende erreicht hatten; und wir müssen von den früheren Angaben alle diejenigen abziehen, welche während der furchtbaren Kriege in den Jahren 1794 und 1802 vernichtet wurden. Bei dem Allen ist das verschiedene Verhältniß, worin die freie und unfreie Bevölkerung von Amerika wächst, höchst merkwürdig.

Untersuchen wir demnächst, was es mit der Produktion der Insel auf sich hat. Daß an Lebensmitteln

so viel zuwächst, als nöthig ist, um ihre Einwohner damit überflüssig zu versehen, bedarf keines weitern Beweises; der schnelle Anwuchs der Bevölkerung zeigt dies hinlänglich. Allein selbst von Zucker, Baumwolle und Kaffe — wie groß ist der Betrag? Vor uns liegen die amtlichen Berichte von 1822, welche den Handel der Insel mit allen Theilen der Welt specifiziren. Hieraus nun geht hervor, daß 652,541 Pf. Zucker, gleich ungefähr 544 Oxhoft von 12 Centnern, 891,950 Pfund Baumwolle und 35,117,834 Pf. Kaffe oder 350,000 Centner, nach fremden Gegenden ausgeführt werden. Die Holz-Ausfuhr kommt hier eben so wenig in Betracht, als das, was an Zucker, Kaffe und Baumwolle für den heimischen Verkehr gebraucht wird. Sämmtliche Exporte der Insel für das Jahr 1822 hatten den Werth von mehr als 9,000,000 Dollars, oder über 2,000,000 Pf. Sterling. Der Werth der Importen betrug beinah 3,000,000 Pf. Sterling, und der Tonnen-Gehalt in Ein- und Ausfuhr belief sich auf 200,000 in 1835 Schiffen. Sollte aber jemand alles Produkt und allen Handel, der nichts in die Schatzkammer bringt, gering achten, so können wir ihn aus seiner Verlegenheit ziehen; denn die Zölle für Ein- und Ausfuhren betrugen in demselben Jahre mehr, als 678,000 Pf. Sterling: ein stattlicher Einnahmezweig, den selbst die älteste und legitimste Regierung in Europa mit der achtungsvollsten Aufmerksamkeit betrachten würde.

Nachdem wir nun die großen Zweige, von welchen gewöhnlich angenommen wird, daß sie alles Wichtige in Statistik, Bevölkerung, Militair-Macht, Handel und Einkommen umfassen, bis zu einem gewissen Grade wenigstens

in's Licht gestellt haben: so dürfte wohl von uns ange-nommen werden, daß wir den politischen Zustand von Hayti hinreichend, wenn gleich in wenigen Worten, beschrieben haben. Doch glücklicher Weise setzen uns unsre Materialien in den Stand, noch weiter zu gehen, und einiges Licht auch auf den sittlichen Zustand dieser Insel zu werfen. Das Nachfolgende ist ein Auszug aus einem Schreiben des Generals Ingenial, General-Secretairs des Präsidenten; und aus demselben geht hervor, wie viel Aufmerksamkeit dem größten aller Gegenstände, welche die Sorgfalt der Regierungen beschäftigen können, auf Hayti zugewendet wird: ich meine die Erziehung des Volks. Es bezeichnet auch den Anwuchs der Verbesserungen im Ackerbau und im Handel, und schildert zugleich den guten Geist, welcher in Hinsicht eines fremden Angriffs vorwaltet.

„Ich kann Sie versichern, mein Herr, daß die Regierung der Republik, vollkommen überzeugt, daß Erziehung und Ackerbau die beiden Hauptquellen der Staatskraft sind, nichts von allem dem vernachlässigt, was diese beiden Gegenstände fördern kann; und mit großer Genugthuung darf ich Ihnen anzeigen, daß beide in ihren Fortschritten vollkommen der Sorgfalt entsprechen, die darauf verwendet wird. Die Zahl der jungen Leute beiderlei Geschlechts, welche in den Elementar-Schulen und oberen Klassen studiren, ist ungemein groß. In allen unsern Städten nimmt die Anzahl der Privat- und National-Schulen jährlich zu, und Sie finden dergleichen selbst in größern Dörfern. Ich selbst erstaune über die glückliche Veränderung, die in der öffentlichen Erziehung Statt ge-

funden hat, und täglich auf die Verbesserung der Sittlichkeit hinwirkt. Im nächsten Frühling werde ich Ihnen ein umständliches Verzeichniß von der Zahl der Schulen und der Schüler senden. Was den Ackerbau betrifft, so brauche ich Ihnen nur zu sagen, daß, von 1814 an bis zum gegenwärtigen Augenblick, die Zahl der Eigenthümer gewachsen ist durch die Aneignung unkultivirter Ländereien, durch Vergabungen der Regierung und durch die Theilung des Eigenthums der alten Kolonisten. Diese Zahl beläuft sich gegenwärtig auf 30,000, und alle diese neuen Eigenthümer bestellen ihr Land mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit. Unser Handel hat bedeutend zugenommen; den richtigsten Begriff davon werden Sie sich nach dem beikommenden Verzeichniß unserer Einfuhr vom Jahre 1822 machen; unsere verschiedenen Zollhäuser haben die Data dazu gegeben. Ich bin beinahe gewiß, daß die, im Jahre 1823 erzeugte Quantität Kaffe, die Quantität des Jahres 1822 um ein Drittheil übersteigt; und es ist eine große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Ernte des laufenden Jahres noch beträchtlicher seyn wird, weil mehr Leute mit der Bestellung des Bodens beschäftigt sind, und um so rüstiger Hand an's Werk legen, da unser Gesetzbuch sich wesentlich verbessert hat und dem Anbau große Sicherheit gewährt. Der östliche Theil der Insel, sonst den Spaniern gehörig, ist gegenwärtig sehr zufrieden damit, daß er unter die Gesetze der Republik gestellt worden ist; und alle Diejenigen, welche in diesem Theil der Insel Vorurtheile gegen unsere Einrichtungen hegten, haben sich weislich nach andern Inseln zurückgezogen, so daß gegenwärtig alle Bürger der Sache des Vaterlandes ergeben sind. Auf

jedem Punkt unsers Territoriums sind wir bereit, auswärtigen Angriff zurückzuschlagen; unsere Festungswerke sind in gutem Stande und reichlich versehen; unsere Linien-Truppen und Landwehr wohlbewaffnet und ausgerüstet; der öffentliche Geist vortrefflich. Ich darf daher behaupten, daß wir von der Ungerechtigkeit Derer, die uns bisjetzt nicht als eine freie und unabhängige Nation anerkennen wollten, nichts zu befürchten haben. Wir wünschen mit aller Welt in Frieden zu leben, und wir werden das Unsrige für diesen Endzweck thun; sollten wir aber angegriffen werden, so werden wir der ganzen Welt zeigen, was von Männern vollbracht werden kann, welche die Unabhängigkeit ihres Landes nicht aufgeben wollen."

Von einer andern Seite her erfahren wir, auf höchst glaubwürdige Weise, daß in der Stadt Port-au-Prince nicht weniger als 14 Freischulen sind, in welchen 813 Zöglinge von beiden Geschlechtern im Lesen, Schreiben, und in der Arithmetik, so wie in manchen höhern Zweigen des Wissens, unterrichtet werden. Zu Cap Haytien (ehemals Cap François) giebt es 6 Privatschulen, außer den öffentlichen, welche die Regierung gestiftet hat. In diesen wird, außer den hergebrachten Zweigen des Wissens, in Algebra, Geometrie, Geschichte und Geographie unterrichtet.

Hinsichtlich der Sittlichkeit des Volks können wir nichts Besseres thun, als einige sehr aufzurichtige und verständige Bemerkungen Christophs selbst anzuführen; sie befinden sich in einem Briefe, welcher in einem auf Hayti gedruckten periodischen Werke, die Propaganda genannt, öffentlich bekannt gemacht wurden. „Ich gebe mir alle

erstinnliche Mühe," sagt dieser außerordentliche Mann, „die Grundsätze der Religion und Tugend unter meinen Mitbürgern zu verbreiten; allein bedenken Sie, mein Freund, wie viel Zeit erforderlich ist, und welche Mühe und Anstrengung es kostet, die Verbreitung religiöser und sittlicher Gefühle unter allen Klassen eines Volks zu bewirken, das erst vor Kurzem aus dem Dunkel der Unwissenheit und Sclaverei hervorgetreten ist, und die Wechsel, die Unfälle und Umwälzungen eines Zeitraums von 25 Jahren bestanden hat."

Doch damit solche Schilderungen nicht für partheiisch gehalten werden mögen, weil sie von Haytiern, und sogar von öffentlichen Beamten, herrühren: so wollen wir das Ergebniß einer Untersuchung beifügen, welche von einer Commission der „American Convention" zur Abschaffung der Sclaverei und zur Verbesserung der afrikanischen Geschlechter angestellt wurde. Dieser Commission war die Erforschung des sittlichen und politischen Zustandes der Haytier übertragen, und Folgendes ist der Hauptbestandtheil ihres Berichts.

„Nach den Schilderungen Derer, die sich auf dieser Insel aufgehalten, und nach den öffentlichen Urkunden, die daselbst gedruckt worden, muß man urtheilen, daß die Haytier in Civilisation und geistiger Entwickelung solche Fortschritte gemacht haben, welche in der Geschichte der Nationen vielleicht ganz beispiellos sind.

„Oeffentliche Freischulen sind, nach Maßgabe des Bedürfnisses der Bevölkerung, in einem weit größern Umfange eingeführt, als in irgend einem europäischen Lande; und die Zöglinge legen in ihren Studien einen erfreulichen Eifer an den Tag.

„Die Regierung wirkt mit Nachdruck, und ist, dem Anscheine nach, fest und stetig. Ihrer Form nach ist sie republikanisch. Die Gesetze werden von einem gesetzgebenden Körper, den das Volk wählt, geprüft.

„Zwar giebt das Ansehn des Präsidenten den Ausschlag, weil die Militairmacht von ihm abhängig ist; indeß scheint er seine Autorität nicht zu misbrauchen, und in der Natur der Sache liegt, daß die Fortdauer des Erziehungs-Systems und der republikanischen Regierungsform, nach nicht gar langer Zeit, die Macht in die Hände des Volks und seiner Repräsentanten zurückgeben wird. So lange Wissenschaft und Kenntniß nicht allgemein verbreitet sind, muß die Autorität und der Haupt-Einfluß von wenigen unternehmenden und außerordentlichen Charakteren ausgeübt werden, welche auf der Bahn der Ausbildung den Vorsprung vor der Masse gewonnen haben.

„In allen Ländern besteht die Mehrzahl der Einwohner aus gedungenen Arbeitern, welche von ihrem Tagelohn leben; und die Quantität der Subsistenz-Mittel, die ihnen für ihre Dienste gereicht wird, ist vielleicht das beste Kriterion, an welchem sich der Grad von Glückseligkeit, den sie genießen, so wie der Grad von Unterdrückung, den sie dulden, abschätzen läßt. Brächte man die Lage des gemeinen Haytiers an diesen Prüfstein, so würde sich finden, daß sie entschieden besser ist, als die des gemeinen Volks irgend einer europäischen Nation; und selbst die Bürger der vereinigten Staaten würden sich keines bedeutenden Vorzugs in dieser Hinsicht rühmen können. Der Tagelohn eines Haytischen Arbeiters in den Hafen-Städten beträgt einen Dollar, und der Durchschnitts-Preis der

Lebensmittel ist beinahe derselbe, wie in unsern Häfen. Die Bedürfnisse des Volks in Bekleidung, Obdach, Hausgeräth sind weit geringer, als die der Bewohner unserer Zone; so daß, im Ganzen genommen, die Mittel einer behaglichen Subsistenz von den arbeitenden Haytiern in eben der Fülle erworben werden, wie von den Arbeitern irgend eines Landes der Erde. Diese Fülle ist ein positiver Beweis von der Milde der Regierung: ein Beweis, daß sie das Volk nicht durch Steuern und Monopole zu Staub zermahlt."

In den öffentlichen Urkunden ist so viel Angemessenheit des Styls, so viel Tiefe des Gedankens und so viel Richtigkeit des Gefühls zum Vorschein getreten, daß viele Leute in Amerika glaubten: dies alles sei das Werk der Fremden, nicht Derjenigen, welche sich für die Urheber ausgaben; man konnte sich nicht einbilden, daß eingeborne farbige Haytier so viel geistige Bildung errungen hätten, als diese Urkunden ankündigen. Auf Zweifel dieser Art, ausgedrückt von dem Herausgeber der National-Zeitung von Philadelphia, erwiedert der Herausgeber eines achtungswerthen Blatts, welches in Boston erscheint: „ein angesehener Mann dieses Orts, der sich eine Zeit lang in Hayti aufgehalten und dessen Aussagen vollen Glauben verdienen, erklärt, daß, nach seiner Bekanntschaft mit dem Zustande der Dinge auf Hayti, es eine unbestreitbare Thatsache sei, daß die in Rede stehenden Bekanntmachungen wirklich das Werk derer seien, denen die Autorschaft beigelegt werde."

Eine beträchtliche Anzahl von Bürgern Bostons haben seit einiger Zeit starken Antheil an Hayti's Angele-

genheiten genommen und sich sehr angelegentlich für die Anerkennung der Haytischen Unabhängigkeit von Seiten der vereinigten Staaten verwendet. Einer von ihnen, der ein sehr günstiges Gemählde von der Lage, den Einrichtungen und den Aussichten der Insel geliefert hat, um auf gewisse Einflüsterungen selbstsüchtiger Beweggründe zu antworten, versichert, daß kein persönliches Interesse ihn leite, und daß er blos von Betrachtungen der Vernünftigkeit und Billigkeit, so wie des allgemeinen Vortheils der vereinigten Staaten, getrieben werde.

Es ist genugthuend zu sehen, daß die Fortschritte der Haytier solcher Art sind, daß die Zahl ihrer Verächter und Feinde sich täglich vermindert, und daß dagegen die Zahl Derer wächst, welche von den sittlichen und geistigen Fähigkeiten der Schwarzen überzeugt sind.

Hayti ist ein Land von hohem Interesse für den Philosophen und den Staatsmann; hauptsächlich aber für die Freunde und Vertheidiger afrikanischer Rechte. Es ist zu hoffen, daß es fortfahren werde, sich als ein Land zu zeigen, das, zur Widerlegung der Vorurtheile gegen die Schwarzen, als Beispiel aufgestellt werden kann; und zugleich als ein sicherer Zufluchtsort für alle diejenigen Farbigen, welche die Herabwürdigung, die sie in andern Ländern zu erdulden haben, nicht länger ertragen wollen.

Die letzte Vereinigung der ganzen Insel ist darauf berechnet, die Befürchtung innerlicher Unruhen zum Niederschlag zu bringen: eine Befürchtung, welche daraus entstand, daß ein Theil der Insel von den Spaniern besessen wurde. Auch soll jede Vereinigung dazu dienen, daß die Insel, mehr als jemals, als ein schicklicher Ort der Ein-

wanderung erscheine. Die Politik der Regierung gegen Eingewanderte ist liberal, und vor einiger Zeit ging sie sogar so weit, das Reisegeld für alle Diejenigen zu bezahlen, welche sich von Amerika oder Europa aus daselbst niederlassen wollten. Erst, als sie fand, daß bei dieser Einrichtung allerlei Gesindel einwanderte, gab sie dieselbe wieder auf.

Nachdem man das Volk im Allgemeinen betrachtet, seine Regierung kennen gelernt, und die Ergebnisse seiner Institutionen wahrgenommen hat, ist nichts natürlicher, als der Wunsch, es auch in seinen Individuen zu beobachten, um mit denselben vertrauter zu werden. Nachfolgende Skizze dürfte für diesen Zweck nicht ohne Interesse seyn.

„Der Anzug der niederen Klassen auf Hayti ist einfach, aber nett und reinlich. Die Männer tragen eine kurze blaue Jacke von wollenem Zeug mit einer Weste und weiten Beinkleidern von weißem Chintz. Der Anzug der Frauen besteht in einer kattunenen Chemise und in einem Unterrock von demselben Zeuge, mit einem Tuch, der in Form eines Turbans um den Kopf gebunden ist.

„Das Landvolk, das die Märkte in den Städten besucht, hat ein gesundes reinliches Ansehn; sie sind alle, den Niedrigsten nicht ausgenommen, bekleidet, und der allgemeine Anblick verkündigt Zufriedenheit und Wohlseyn. Die haytischen Weiber haben den allgemeinen Fehler, (wie Einige es ausdrücken) daß sie den Putz lieben; und das meiste von dem, was sie gewinnen, wird auf diesen Zweig der Verschwendung verwendet. Das junge Frauenzimmer ist angenehm, und sogar hübsch von Gestalt. Die, welche zu den untern Klassen gehören, sind, wie verlau-

tet, unglücklicher Weise eben nicht ängstlich, wenn es darauf ankommt, in unerlaubte Verbindungen zu treten. Die öffentliche Meinung hat diesen Zweig der gesellschaftlichen Pflichten noch nicht so sehr hervorgehoben, daß er gesondert wäre von einem Verfahren, welches in den Zeiten ihrer Väter keinem Tadel unterlag."

In einem neuen Jamaika-Blatt erinnern wir uns, folgende Skizze von dem Anzug und dem Aeußern eines Haytiers gesehen zu haben: der Anzug, wie oben; das Haar nach dem Scheitel des Kopfs emporgebürstet; Knebelbärte, Ohrringe, ein Strohhut auf die eine Seite des Kopfs gedrückt; ein aufrechter Gang mit einer Miene bewußter Unabhängigkeit. Diese Züge bilden das Gemählde eines jungen Haytiers, entworfen von der Feder eines bitteren Feindes.

Nachdem wir den innern Zustand dieses eben so gedeihlichen als anziehenden Staates betrachtet haben, werfen wir natürlich einen Blick auf Frankreich. Ohne Zweifel herrscht der Wunsch vor, in Hayti Fuß zu fassen, um daselbst ein Uebergewicht zu gewinnen und die alten Colonial-Verhältnisse wieder herzustellen. Da nun alle Hülfsmittel Napoleons zu einer Zeit, wo die Macht Frankreichs unerschüttert war, und sein Ruhm den höchsten Gipfel erreicht hatte, dazu nicht hinreichten: so können selbst die niedrigsten Schmeichler legitimer Monarchen sich mit keinem Ernste der Hoffnung hingeben, daß eine gewaltthätige Besitznahme möglich oder von Erfolg seyn werde. Es sind demnach da, wo die Gewalt nichts ausrichten konnte, Ränke angewendet worden; und eine lange Unterhandlung — Einige sagen, die letzten zehn Jahre hindurch —

wurde gepflogen, auf Seiten Hayti's, die Unabhängigkeit durch eine förmliche Unabhängigkeit zu sichern, auf Seiten Frankreichs, um daselbst festen Fuß zu gewinnen, wäre es auch für den Anfang nur dem Namen nach. Es wurde eine große Schadloshaltung gefordert, welche sich auf ungefähr 4,000,000 Pf. Sterling belief; und man war im besten Zuge, sich hierüber zu vergleichen. Doch zuletzt trat der wirkliche Wunsch der liebenden Bourbons zum Vorschein, und dieser enthielt, wie in einem Postscript, den Hauptgegenstand der Unterhandlung. Es war so schmerzlich, die theure Verbindung aufzugeben, — so wonnevoll, eine angenehme Erinnerung an frühere Vertraulichkeit zu behalten, — daß die Haytier ersucht wurden, dem französischen Reiche wenigstens den Titel eines Schutzherrn oder Suzerains zu bewilligen, wobei die abgesonderte und unabhängige Existenz der Insel gestattet und sogar gewährleistet werden sollte. Hierüber wurde die Unterhandlung abgebrochen, und der verschlagene Franke erhielt eine Lehre, an welche er sich wahrscheinlich in allen Unterhandlungen mit Negern, die ihm noch vorkommen können, erinnern wird. Wir können diese unvollkommene Skizze nicht schicklicher schließen, als mit der denkwürdigen Proclamation des Präsidenten an die Commandanten, sobald die Unterhandlung abgebrochen war.

Johan Peter Boyer, Präsident von Hayti, an die Arrondissements-Commandanten.

„Die Gesandten, welche ich, in Folge einer an mich ergangenen Aufforderung, nach Frankreich geschickt hatte, um wegen Anerkennung der Unabhängigkeit Hayti's zu unterhandeln, sind hierher zurückgekehrt. Diese Sendung

hat nicht das Resultat gewährt, das wir zu erwarten berechtigt waren; denn die französische Regierung besteht, wie unglaublich es auch scheinen möge, noch immer auf die chimärischen Rechte der Suzeränität über dieses Land. Dieser Anspruch, auf welchen sie verzichtet zu haben schien, ist für immer unzulässig; er ist ein neuer Beweis, wie sehr, wie ich es bereits ausgesprochen habe, unsere wahre Sicherheit in unserm unerschütterlichen Entschluß besteht, und wie gegründet unser Mißtrauen und die von mir genommenen Maßregeln waren.

„Unter diesen Umständen müßt Ihr Euch mehr, als jemals, der Anordnungen meiner Proklamation vom 16ten Januar d. J. und der Instruktion erinnern, die ich darauf folgen ließ. Fördert alles, was nöthig ist, um Waffen, Geschütz und Schießbedarf in dienstfähigen Zustand zu setzen u. s. w. Nichts darf vernachlässigt werden. Setzet die Handwerker der Corps in Thätigkeit, und nehmt, wenn es nöthig seyn sollte, Privatleute zu Hülfe, um die Laveten für die Kanonen, an welchen es fehlen dürfte, desto schneller zu Stande zu bringen. Sorgt, mit Einem Worte, dafür, daß Ihr in keinem Punkt zurückstehet, auf den Fall, daß der Feind einen Angriff versuchen sollte. Gedenkt Eurer Pflichten, Eurer Verantwortlichkeit, und handelt danach.

„Die National-Ehre fordert (und dies müßt Ihr gleichfalls in's Auge fassen), daß die Ruhe und Sicherheit solchen Fremdlingen gesichert bleiben, die sich, unter der Sanction des öffentlichen Glaubens und der Verfassung, in unserm Lande befinden. Beschützt sie und ihr Eigenthum so, daß sie in vollkommener Sicherheit leben können.

Es

Es bedarf nur eines augenblicklichen Nachdenkens, um zu fühlen, welche Schande auf die Nation zurückfallen würde, wenn wir — gleich viel unter welchen Umständen — anders handeln wollten. Krieg auf Tod und Leben mit dem unversöhnlichen Feinde, der einen entweihenden Fuß auf unser Gebiet setzt! Laßt uns aber unsere Sache nicht durch Schandthaten beflecken.

„Als ich Abgeordnete nach Frankreich sandte, um die Förmlichkeiten der Anerkennung unserer Unabhängigkeit zu regeln, gab ich der Einladung der Agenten des Königs von Frankreich nach. Es war recht, daß ich diesen Schritt that, um Uebelwollenden jeden Vorwand zu nehmen, als sei meine Hartnäckigkeit das größte Hinderniß der Wohlfahrt unserer Insel; es war recht, daß ich so handelte, um meinem Gewissen genug zu thun, und die Meinung der Nation über diesen wichtigen Punkt endlich festzustellen. Ich glaube in dieser Hinsicht meine Pflicht erfüllt zu haben. Zum Wenigsten habe ich jetzt die Genugthuung, erklären zu können, daß ich nicht getäuscht worden bin.

„Die Republik ist frei; sie ist für immer unabhängig, seitdem wir entschlossen sind, uns lieber unter ihren Trümmern zu begraben, als uns unter das Joch des Fremden zu beugen. Nichts desto weniger rechnen die Feinde Hayti's noch immer auf die Chimäre einer Getheiltheit unter uns. Welcher Irrthum, und zugleich welche Doppelzüngigkeit! Laßt uns ewig vereinigt bleiben, und treu in Erfüllung unserer Pflichten. Unter dem Beistande des Allmächtigen werden wir alsdann immer unbesieglich seyn.

Boyer."

# Eigenthümliche Beschaffenheit der brittischen Opposition im sechszehnten Jahrhundert.

Als Heinrich der Achte seine rechtmäßige Gemahlin verstieß, um sich mit Anna Boleyn zu vermählen, da gerieth ganz England in Bewegung, und die freiesten Urtheile sprachen die Mißbilligung aus, welche ein so schlechtes Beispiel in Gang gebracht hatte. Es fehlte damals noch an öffentlichen Blättern, so wie an allem, was, seit dem achtzehnten Jahrhundert, der Stimme des Publikums Consistenz gegeben hat: aber es fehlte nicht an Muthvollen, welche, im stärksten Gegensatz mit den Rathgebern des Königs, das sittliche Ideal geltend machten. Diese Muthvollen gingen vorzüglich aus den Bettelorden hervor. Ein Franciskaner, Namens Peto — „ein einfacher, aber sehr frommer Mann," wie Stow von ihm aussagt — predigte zu Greenwich vor dem Könige über den Text: „Und gerade da, wo die Hunde das Blut Nabots leckten, sollen die Hunde auch dein Blut lecken, o König!" Er trug, diesem Texte gemäß, die Geschichte Ahabs vor, und sagte in seiner Nutzanwendung: „Ich, ich bin der Michas, den Du hassen wirst, weil ich Dir ehrlich sage, daß Deine Ehe mit Anna Boleyn gesetzwidrig ist. Ich weiß auch, daß ich das Brot der Trübsal essen, und das Wasser der Bekümmerniß trinken werde; da es mir aber der Herr in den Mund gelegt hat, so will ich davon reden."

So viel Kühnheit machte einen starken Eindruck auf

die Zuhörer. Der Hoffaplan, der nicht zu den Bettelorden gehörte, übernahm es, diesen Eindruck zu verwischen. Er zog also am nächsten Sonntag gegen Peto zu Felde, den er wegen seiner Predigt auf's Bitterste tadelte. Er nannte ihn einen Hund, einen Verläumder, einen niedrigen Bettelbruder, einen Stänker, einen Empörer, einen Verräther; wobei er behauptete, kein Unterthan habe das Recht, so verwegen von seinem Fürsten zu sprechen. Nachdem sich nun der Hoffaplan — sein Name war Curven — in diesen entehrenden Benennungen erschöpft hatte, erhob er seine Stimme und rief: „Zu Dir sprech' ich, Peto, der Du Dich selbst zum Michas machst, um Böses von Königen zu reden: allein Du bist nirgend zu finden; aus Furcht und Schaam bist Du davon gelaufen; denn Du warst unfähig, auf meine Gründe zu antworten.

Der Redner war im besten Fluß seines Vortrags, als ein gewisser Elstow, Mitbruder Peto's, welcher sich auf der Gallerie, wo die Heiligthümer ausgestellt worden, befand, unerwartet seine Stimme erhob, und den Dr. Curven also anredete: „Guter Herr, Ihr wißet sehr wohl, daß Pater Peto, einem ihn ehrenden Auftrage gemäß, zu dem Provincial-Concilium nach Canterbury abgegangen ist. Er ist demnach nicht vor Euch entflohen. Morgen kommt er zurück. Inzwischen bin ich da, wie ein zweiter Michas, und ich setze sogleich mein Leben ein, um zu beweisen, daß alles, was er aus der heiligen Schrift gelehrt hat, die reine Wahrheit ist. Vor Gott und allen billigen Richtern fordere ich Dich hiemit zum Kampf auf, Dich Curven, der Du einer von den vierhundert Propheten bist deren der Lügengeist sich bemächtigt hat. Wie! durch

Ehebruch willst Du die Thronfolge befestigen? In endloses Verderben stürzest Du den König, mehr um eitelen Ruhmes willen und in Erwartung irdischer Vortheile, als zur Entladung Deines beschwerten Gewissens und zum Heil des Königs."

Elstow war hierüber so warm geworden, daß alle Bemühungen, ihn zum Schweigen zu bringen, ganz vergeblich waren, bis endlich der König selbst auftrat und ihm seinen Frieden zu halten gebot.

Welch ein Auftritt in der Kirche!

Es blieb dabei nicht; denn Heinrich der Achte befahl, daß Elstow und Peto vor dem Staatsrathe erscheinen sollten, um daselbst ihre Zurechtweisung zu erhalten.

Dies geschah am folgenden Tage. Nachdem nun mehrere Lords ihren Tadel ausgesprochen hatten, trat der Graf von Essex hervor und sagte ihnen: „sie hätten verdient, in einen Sack gesteckt und in die Themse geworfen zu werden."

Hierauf erwiederte Elstow lächelnd: „dergleichen Dinge drohet den reichen und zärtlichen Leuten an, Denen, die sich in Purpur kleiden, köstlich tafeln und ihre größten Hoffnungen auf diese Welt gesetzt haben. Was uns betrifft, so sind wir darüber hinaus. Wir freuen uns sogar, daß wir, um unseres Gewissens willen, von hier ausgetrieben werden. Gott sei es gedankt! wir wissen, daß man zu Wasser eben so gut in den Himmel kommt, als zu Lande; und eben deswegen ist es uns gleichgültig, auf welchem Wege wir zum Ziele gelangen."

Nicht minder freimüthig waren die Urtheile der niedern Geistlichkeit in den Provinzen. In Lancashire

sagte der Priester James Harrison, nachdem er die Proclamation des Königs in Betreff seiner Ehescheidung verlesen hatte, zu seiner Gemeine: „die Königin Katharina war Königin, und was Nan Bullen (Anna Boleyn) betrifft, die ein Decret zur Königin macht: so soll Nan Bullen, diese H..re, nicht Königin seyn; und der König selbst bedenke wohl, daß alles auf sein Betragen ankommt.“

So lebte und wirkte die Opposition in England, während des sechszehnten Jahrhunderts. Die Reformation bereitete ihren Untergang durch die Aufhebung der Ordensgeistlichkeit. Doch ward hierdurch nur ihre Form verändert; denn ihrem Wesen nach dauerte sie fort, und indem sie ein geregelter Bestandtheil der Staatsverfassung wurde, trug sie zur Entwickelung der Lebenskraft des brittischen Reichs so mächtig bei, wie Alle wissen, denen die Geschichte dieses Reichs nicht unbekannt geblieben ist.

---

## Ueber Montesquieu's Geist der Gesetze.
(An den Herrn Geh. Staatsrath v. Stägemann.)

Ehe ich in die angekündigte Untersuchung eingehe, wird es nicht undienlich seyn, mein Unternehmen durch die Autorität Derjenigen zu beschützen, welche, lange vor mir, freiere Urtheile über den Geist der Gesetze des Herrn von Montesquieu gefällt haben; nicht als ob ich mich dadurch in den Augen eines so unbefangenen und wahrheitliebenden Mannes, wie ich Sie, mein hochverehrter Herr und Freund, seit einer Reihe von Jahren zu kennen die Ehre habe, zu rechtfertigen wünschte, sondern nur weil man Derjenigen schonen muß, welche noch immer alle ächte Staatswissenschaft in Montesquieu's Systeme abgeschlossen finden, und keine Gelegenheit unbenutzt lassen, ihn für einen großen Publizisten auszurufen.

Zu diesen Autoritäten aber zähle ich nicht den Herrn Crevier, ehemaligen Professor der Universität zu Paris, welcher den geistreichen Herrn von Montesquieu, wegen seines Geistes der Gesetze, einen Petit-maître, einen Gecken, einen schlechten Bürger, einen Feind der gesunden Moral und aller Religion nannte. Man weiß, welche Urtheile Partheigeist und Pedantismus sich erlauben. Montesquieu hatte einen alten Gegenstand auf eine neue und höchst sinnreiche Weise behandelt. Dies brachte alle Diejenigen gegen ihn auf, welche im Besitz der öffentlichen Lehrstühle waren, und ihre mühsam er-

lernten Doctrinen für ewige Weisheit hielten. Da nun der gewesene Präsident à mortier in einem Zeitalter geschrieben hatte, wo Theologie und Philosophie im Kampfe mit einander lagen, so war wohl nichts natürlicher, als daß man ihn hauptsächlich mit theologischen Waffen bekämpfte. Crevier glaubte dies mit dem besten Erfolge zu thun, wenn er den neuen Staatsphilosophen einen Spinozisten und einen Deisten nannte, um ihm in der öffentlichen Meinung zu schaden. Ueber solche Armseligkeiten durch den Geist des Jahrhunderts erhaben, können wir in dem gegenwärtigen Augenblick nur bedauern, daß der Verfasser des Geistes der Gesetze seinen Gegner einer Antwort würdigte, worin er ihm bewies, daß man nicht Spinozist und Deist zugleich seyn könne. Auf der andern Seite beweiset diese Antwort freilich, daß Montesquieu das Wesen des Staats nicht so rein aufgefaßt hatte, daß ihm jede theologische Beschauung desselben ganz fremd gewesen wäre. Doch hiervon weiter unten!

Der Erste, dessen Urtheil über den Geist der Gesetze Aufmerksamkeit und Beherzigung verdient, ist der berühmte Lord Chesterfield. Er war ein vertrauter Freund Montesquieu's; und die Art und Weise, wie er, im Jahre 1755, den Tod des geistreichen Schriftstellers ankündigte, beweiset die hohe Achtung, die er für den Hingeschiedenen empfand *). Gleichwol scheint allzu viel

*) Diese Anzeige in der Evening-post endigte mit einer Prophezeihung, welche nur die Freundschaft eingeben konnte; sie lautete von Wort zu Wort also: His works will illustrate his name, and survive him as long, as right reason, moral obligation and the true spirit of law shall be understood, respected and maintained.

Bewunderung für Montesquieu's berühmtestes Werk nicht sein Fehler gewesen zu seyn. Wie er darüber dachte, hat er am vollständigsten in einem Schreiben an den Abt von Guasco verrathen. In diesem Schreiben heißt es: „Es ist sehr zu bedauern, daß der Herr Präsident von Montesquieu, zurückgehalten unstreitig von der Furcht vor dem Ministerium, nicht den Muth gehabt hat, Alles zu sagen. Man fühlt im Ganzen wohl, wie er über gewisse Gegenstände denkt; allein er drückt sich nicht deutlich, nicht stark genug aus. Hätte er in London geschrieben, und wäre er ein geborner Engländer: so würde man vollständiger erfahren haben, was er dachte." Zufolge dieser Aeußerung hielt Lord Chesterfield den Geist der Gesetze für ein sehr unvollkommnes Werk; denn unvollkommen ist jedes Werk, aus welchem sich nicht deutlich erkennen läßt, was der Verfasser desselben denkt. Allein der brittische Lord irrt, wenn er die Furcht vor dem französischen Ministerium als die einzige Quelle der Unvollkommenheit des Geistes der Gesetze bezeichnet. Auch ohne zu behaupten, daß diese Furcht Montesquieu'n ganz fremd geblieben sei, läßt sich dafür streiten, daß sie nicht den geringsten Einfluß auf die Abfassung des Geistes der Gesetze gehabt habe: denn, wenn zur Auffindung des Wahren, des für alle Zeiten und für alle Entwickelungsgrade Gültigen, nichts weiter erforderlich wäre, als der Muth, womit man einem Ministerium die Stirne bietet, so würde nichts bewundernswürdiger seyn, als daß die Engländer nicht schon längst alle Wahrheit erschöpft, alle Tiefen der Wissenschaft erforscht und die Gränzen des menschlichen Verstandes für eine ganze Ewigkeit festgestellt hätten. Wir ehren den Ausspruch



Chesterfields; doch nur in Beziehung auf das in Rede stehende Werk, so wie es uns noch immer vorliegt, nicht in Beziehung auf das, was ihm seine innere Gestalt gegeben haben soll. Die Fortschritte jeder Wissenschaft sind, in unserem Urtheil, an Bedingungen gebunden, über welche der individuelle Geist wenig oder gar nichts vermag. Im Wesentlichen rühren sie von der Gesellschaft in ihrer Gesammtheit her, und das Verdienst des angeblichen Erweiterers oder Schöpfers beschränkt sich darauf, vorhandene Lichtstrahlen aufgefangen und verstärkt zurückgegeben zu haben. Auch hierüber wird sich unten mehr sagen lassen.

Meine nächste Autorität ist Voltaire. Wer könnte gegen den Philosophen von Ferney, gegen diesen unerbittlichen Verfolger jeder Art des Aberglaubens, gegen diesen großmüthigen Vertheidiger der Unschuld, gegen dieses aus der Nähe und Ferne aufgesuchte Orakel, gegen diesen außerordentlichen Mann, der es verdiente, der allgemeine Rathgeber Europa's zu seyn, und der es in vieler Beziehung wirklich war — wer könnte gegen ihn den Verdacht hegen, daß er je den Geist der Gesetze habe herabsetzen wollen? Dies Werk mußte, aus mehr als Einem Grunde, eine höchst willkommene Erscheinung für ihn seyn; für ihn, der Newtons Naturphilosophie kommentirt hatte, und unermüdlich die Anwendung des allgemeinsten Naturgesetzes auf die Gesellschaft zu bewirken suchte. Doch Montesquieu's Geist der Gesetze war für ihn nur anziehend durch die Behandlung, welche dieser Gegenstand unter der Feder eines geistreichen Mannes erhalten hatte. Er kommentirte ihn; er verbesserte ihn in mehreren Stellen, wo es darauf ankam, die Thatsachen genauer zu bestimmen:

allein sein Urtheil über das Ganze war, daß Montesquieu sein Ziel verfehlt habe. Die Art, wie er sich darüber ausdrückte, würde einen Mann von seltener Geistesschärfe bezeichnen, auch wenn von Voltaire nichts weiter vorhanden wäre, das zu demselben Resultate führte. Er sagte nämlich: Montesquieu a fait de l'esprit sur les lois. Der Leser wird es uns verzeihen, wenn wir diese Worte nicht übersetzen; denn sie sind bei der ganz verschiedenen Bedeutung von Geist und Witz, welche das Wort esprit in sich schließt, wirklich unübersetzlich. Nie aber ist ein gründlicheres Urtheil über ein Werk ausgesprochen worden, das vermöge des Gegenstandes, der darin abgehandelt wird, den Witz, wie alle falsche Abstraktionen, mehr hätte ausschließen sollen, und das daran nur allzu reich ist. Es läßt sich nicht sagen, ob Voltaire eine deutliche Vorstellung von einer besseren Behandlungs-Methode dieses Gegenstandes hatte; und nimmt man Rücksicht auf sein Zeitalter, in welchem die positiven Wissenschaften noch keine bedeutenden Fortschritte gemacht hatten, so ist es sogar erlaubt, daran zu zweifeln. Doch sein Ausspruch verdient ewig merkwürdig zu bleiben wegen der Tiefe, die er mit einer so beneidenswerthen Leichtigkeit verbindet. Es dürfte unter den Apophthegmen vorzüglicher Männer wenig ähnliche anzutreffen seyn.

Warum sollte ich nicht auch die Autorität des größten der Könige, der eben deswegen in der Geschichte den Beinamen des Einzigen führt, für mich in Anspruch nehmen? In seinen zahlreichen Schriften würden sich tausend Beweise auffinden lassen, daß Montesquieu's Geist der Gesetze ihn nie geblendet habe. Ich berufe mich

indeß nur auf ein Schreiben an Voltaire vom 2. Jan. 1772, worin von den damaligen Unruhen in Polen die Rede ist*). „Montesquieu — bemerkt Friedrich — würde seine Zeit verloren haben, wenn er bei ihnen (den Polen) die Principe der Republiken, oder der suveränen Regierungen, hätte finden wollen. Eigennutz, Hochmuth, Niederträchtigkeit und Kleinmüthigkeit scheinen die Früchte anarchischer Regierung zu seyn. Statt der Philosophen findet man daselbst Geister, die von dem dummsten Aberglauben beherrscht werden, und Menschen, fähig aller Verbrechen, welche Ehrlose begehen können. Die Conföderation handelt nicht nach einem System. Pulawsky, dessen Name Ihnen bekannt ist, hat die Verschwörung gegen den König von Polen angezettelt. Die übrigen Conföderirten betrachten den Thron als erledigt, obgleich er besetzt ist; einige wollen den Landgrafen von Hessen, andere den Kurfürsten von Sachsen, noch andere den Prinzen von Teschen auf denselben bringen, und diese verschiedenen Partheien hassen sich gegenseitig, wie die Jansenisten, die Molinisten und die Calvinisten." In der That, wie hätte Montesquieu's Theorie jemals passen können auf einen gesellschaftlichen Zustand, wie der der ehemaligen Republik Polen war? Hier, wenn irgend wo, wurden alle seine Regierungs-Principe zu Schanden; denn hier wollte man nichts wissen, weder von einer Tugend, die auf Erhaltung des Ganzen abzweckt, noch von einer Mäßigung, die verschonen möchte, noch von einer Ehre, welche der Antrieb eines bevorrechteten Standes ist, noch von einer Furcht, die unbedingten Ge-

*) S. Oeuvres posthumes de Frédéric II. Tom IX. pag. 151.

horsam erzwingt, weil ohne diesen alles noch viel schlimmer seyn würde. Ein so erleuchteter König, wie Friedrich, brachte an die Stelle dieses Spieles mit sogenannten Principien, die keine sind und jemals werden können, wie er es in seiner berühmten Abhandlung über Regierungsformen wirklich gethan hat, schlechtweg das Sittengesetz, als den Prototypus aller Gesetze; und wahrhaft klassisch ist die Stelle, wo er sich ausführlicher darüber auslässt. „Ohne Zweifel," sagt er, „führten die Gewaltthaten und Räubereien benachbarter Horden die vereinzelten Volksstämme zuerst auf den Gedanken, sich an andere Familien anzuschließen, um sich durch wechselseitige Vertheidigung ihre Besitzungen zu sichern. So entstanden die Gesetze, welche die Völker lehren, dem allgemeinen Vortheile den Vorzug zu geben vor dem Privat-Vortheile. Von nun an wagte Niemand, ohne Furcht vor Strafe, sich fremden Guts zu bemächtigen; keiner vergriff sich an dem Leben seines Nachbarn: man mußte sein Weib und Kind, als heilige Gegenstände betrachten, und wenn die ganze Genossenschaft sich angegriffen sah, so mußte Jeder zu ihrer Rettung herbei eilen. Die große Wahrheit, daß man sich gegen Andere betragen muß, wie man will, daß sie sich gegen uns betragen sollen, wird das Princip der Gesetze und des gesellschaftlichen Vertrages; und daraus erwächst die Liebe zum Vaterlande, dieses als Asyl unseres gesammten Wohlseyns betrachtet. Da aber diese Gesetze sich nicht aufrecht erhalten, noch vollziehen konnten, ohne einen Wächter, der sich unablässig damit beschäftigte: so war dies der Ursprung der Obrigkeit, welche das Volk wählte, und der es sich unterwarf. Man präge sich also

wohl ein, daß die Erhaltung der Gesetze der einzige Grund war, der die Menschen bestimmte, sich Obere zu geben; denn dies ist die echte Quelle der Suveränetät. Diese Obrigkeit war der erste Diener des Staats." — Wer sieht hierin nicht eine vollständige Widerlegung der ganzen montesquieuschen Theorie von den Regierungsformen, je nachdem sie demokratischer, oder aristokratischer, oder monarchischer Natur sind, so wie von den Principien oder leitenden Kräften dieser Regierungsformen, als da sind, Tugend, Mäßigung und Ehre? Was verschlägt es, daß der Geist der Gesetze nicht genannt ist? Das Urtheil ist deswegen nicht weniger über ihn gesprochen.

Noch eine zweite deutsche Autorität möchte ich für mich in Anspruch nehmen: es ist keine geringere, als die des königsberger Philosophen, dessen Name am Schlusse des abgewichenen Jahrhunderts in ganz Europa wiederhallte. Kant hat sich zwar nicht auf eine förmliche Widerlegung Montesquieu's eingelassen; allein, gleich unbefriedigt von den Thatsachen und von den Raisonnementsmitteln der französischen Staatsphilosophen, erklärt er an irgend einer Stelle, daß es ihm niemals habe gelingen wollen, irgend einen Zusammenhang in dem Geiste der Gesetze zu entdecken, und daß er das berühmte Werk nie aus den Händen lege, ohne sich berauscht und verwirrt zu fühlen *). Sollte nun da, wo der feinsinnige Kant keinen Zusammenhang entdecken konnte, wirklich einer vorhanden seyn? Ich werde, weiter unten, Gelegenheit finden, zu zeigen, wie der

*) Ich citire hier nur nach meinem Gedächtniß, weil ich Kants Werke nicht bei der Hand habe; in der Sache selbst aber glaub' ich mich nicht zu irren.

von Montesquieu verschobene Gegenstand hätte behandelt werden müssen, um in demjenigen Lichte zu erscheinen, worin er die Ueberzeugung aller Leser gewonnen haben würde. Jetzt bemerke ich nur, daß ein Metaphysiker, wie Kant, nicht wohl hinter das Geheimniß der Schwäche Montesquieu's kommen konnte, weil dazu vor allen Dingen erforderlich ist, daß man der Metaphysik entsagt habe, und genau wisse, weshalb so allgemeine Benennungen, wie Tugend, Mäßigung und Ehre, angewendet auf eine wirkliche Sache, wie Gesellschaft und gesellschaftliche Verhältnisse sind, nothwendig zu lauter Täuschungen führen. Ich läugne also zum Voraus ganz und gar nicht, daß ich mich keinesweges zu Denen zähle, welche dem Geiste der Gesetze einen starken und anhaltenden Einfluß auf die Ausbildung der Staatswissenschaft und die Gesetzgebung zuschreiben; ich glaube vielmehr, daß er in dieser Hinsicht nur allzu wirkungslos geblieben ist, und daß dies sehr nothwendig erfolgt sey. Doch weiter!

Es giebt einen sehr wesentlichen Unterschied zwischen Werken der Poesie und der Wissenschaft. Jene ziehen in eben dem Maße an, worin sie auf eigenthümlichen Anschauungen beruhen, und, ohne eine gewisse Wahrscheinlichkeit zu verletzen, der objectiven Wahrheit entsagen; auch dienen sie immer nur als Spiegel, worin ihre Urheber betrachtet werden. Diese sind alles, was sie sind, durch den engen und innigen Zusammenhang, worin ihr Inhalt sich vertheidigt; und da die Wissenschaft, als nie vollendet, in einem weit natürlicheren Verhältnisse zu dem menschlichen Geschlecht, als zu dem Einzelnen steht, von welchem sie in der Zeit bearbeitet und gestaltet wird: so kann es niemals

fehlen, daß die Urheber wissenschaftlicher Werke, sobald der erste Zauber, den sie ausgeübt haben, verflogen ist, ihre Gegner finden, welche vor allen Dingen die Wahrheit zu retten bemüht sind.

In Frankreich war Condorcet der Erste, der als förmlicher Bekämpfer des Geistes der Gesetze auftrat, ohne, wie Crevier, sich zum Vertheidiger irgend eines theologischen Systems aufzuwerfen. Nicht weniger als volle dreißig Jahre waren seit Montesquieu's Tode verflossen, als jener dies Werk seiner Kritik unterwarf: Ehre genug für dasselbe, daß es sich einen so langen Zeitraum hindurch in seiner Autorität behauptet hatte! Von Condorcets Arbeit scheint aber nur ein Bruchstück auf die Nachwelt gekommen zu seyn. Es umfaßt das neun und zwanzigste Buch des Geistes der Gesetze und preßt dasselbe mit Antaus-Armen zusammen. Dennoch geht auch Condorcet nur als Metaphysiker zu Werke. Er setzt der Ideenfolge Montesquieu's immer nur das sogenannte Natur- oder Vernunftrecht entgegen, ohne im Mindesten zu ahnen, wie schwach diese Waffe ist. Da, z. B., wo Montesquieu von dem Geiste des Gesetzgebers spricht, und die Behauptung aufstellt: „daß der Geist des Gesetzgebers der Geist der Mäßigung seyn müsse, weil alles politische, wie alles sittliche Gute sich immer zwischen zwei Gränzen finde," sagt Condorcet: „Ich verstehe dies Kapitel nicht. Der Geist des Gesetzgebers muß in allem, was eigentlich Gesetz ist, die Gerechtigkeit und die Beobachtung des natürlichen Rechts seyn. In Reglements über die Form der Richtersprüche oder der Entscheidungen muß er die Methode wählen, welche am meisten geeignet ist, diese Entscheidungen dem

Gesetz und der Wahrheit anzupassen. Nicht aus Mäßigung, sondern aus Gerechtigkeitsgeist müssen die Criminal-Gesetze sanft seyn, die bürgerlichen Gesetze auf Gleichheit abzwecken und die Verwaltungsgesetze zur Erhaltung der Freiheit und des Eigenthumes dienen." So fährt er fort, immer ernst und streng, und die Widersprüche, auf welche er bei jedem Schritte stößt, lieber zermalmend, als auflösend. Wir begnügen uns mit dieser kurzen Charakteristik der Manier Condorcets, weil wir eine letzte Autorität für uns anführen können, die unstreitig in jedem Betracht die allererheblichste ist.

Dies ist die des Grafen Destutt de Tracy (gegenwärtigen Mitglieds der französischen Pairkammer.) Er hat es der Mühe werth gefunden, einen förmlichen Kommentar über den Geist der Gesetze zu schreiben: ein Werk, das, nachdem es zuerst in Amerika erschienen war, im Jahre 1819 von dem Verfasser in Paris auf's Neue herausgegeben ist. Der Graf läßt sich gleich im ersten Kapitel angelegen seyn, nachzuweisen, daß Montesquieu keinen deutlichen Begriff vom Gesetze gehabt habe. Da nämlich Montesquieu Gesetze durch nothwendige Beziehungen definirt, welche aus der Natur der Dinge abfließen: so wendet Destütt de Tracy dagegen ein, daß ein Gesetz nicht eine Beziehung, und eine Beziehung nicht ein Gesetz sei; daß das Wort Gesetz in seinem spezifischen und besondern Sinne aufgefaßt werden müsse, und daß es nach diesem eine Regel bezeichne, welche unseren Handlungen von einer Autorität vorgeschrieben worden, die, nach unserer Ueberzeugung, das Recht gehabt habe, diese Regel aufzustellen. Er greift hierauf im zweiten Kapi-

Kapitel den Urheber des Geistes der Gesetze wegen der Sonderung der Regierungen in republikanische, monarchische und despotische an. „Das Wort „Republik,“ sagt er, ist ein höchst unbestimmter Ausdruck, in welchen man eine Menge Regierungen zusammenfaßt, die aufs Wesentlichste von einander verschieden sind, von der friedlichen Demokratie Schwyz und der stürmischen Demokratie Athen an, bis zur zusammengeengten Aristokratie Bern und der düsteren Oligarchie Venedig. Außerdem kann die Benennung „Republik“ nicht zur Bezeichnung des Gegensatzes von Monarchie dienen: denn die vereinigten Staaten Hollands, die vereinigten Staaten Amerika's haben ein einiges Oberhaupt, und werden als Republiken betrachtet; und man ist immer ungewiß darüber gewesen, ob man sagen sollte polnisches Königreich oder polnische Republik. Das Wort „monarchisch“ bezeichnet eine Regierung, worin die vollziehende Macht in den Händen eines Einzigen ruht; allein dies ist nichts weiter, als ein Umstand, der sich, vereint mit sehr viel anderen höchst verschiedenen, antreffen läßt, und das Wesen der gesellschaftlichen Organisation durchaus nicht bezeichnet. Den Beweis davon liefert das, was wir so eben über Polen, Holland und die vereinigten Staaten Amerika's bemerkt haben; und dasselbe läßt sich von Schweden und Großbritannien sagen, welche, in manchem Betracht, königliche Aristokratien sind. Auch den germanischen Staatskörper könnte man anführen, der, mit gutem Grunde, nicht selten eine Republik von suveränen Fürsten genannt worden ist. Selbst Frankreich (das alte nämlich) würde keine Ausnahme machen; denn, wer es gründlicher kennt,

weiß, daß es eigentlich eine kirchlich-feudale Aristokratie bildete. Was das Wort „despotisch" anlangt, so bezeichnet es einen Mißbrauch, ein Gebrechen, das sich, mehr oder weniger, in allen Regierungen wiederfindet, weil alle menschliche Einrichtungen unvollkommen sind, wie ihre Urheber; allein es bildet nicht die Benennung einer besonderen Gesellschaftsform, einer besonderen Regierungsart. Despotismus, Unterdrückung, Mißbrauch der Autorität giebt es allenthalben, wo das eingeführte Gesetz ohne Kraft ist und dem Willen eines Einzelnen oder Mehrerer weicht. Dies sieht man allenthalben, von einer Zeit zur andern. In vielen Ländern haben die unvorsichtigen oder unwissenden Menschen nichts gethan, um dies Unglück abzuwenden; und in andern haben sie nicht genug für diesen Endzweck gethan. Doch nirgends, und selbst im Orient nicht, ist der Grundsatz aufgestellt worden, daß dem so seyn müsse. Es giebt also keine Regierung, welche, ihrem Wesen nach, mit Recht despotisch genannt werden könnte. Gäbe es in der Welt eine solche Regierung, so würd' es die dänische seyn; denn bekanntlich hat in diesem Lande das Volk, nachdem es das Joch der Priester und des Adels abgeschüttelt hatte, die ganze Staatsgewalt in die Hände des Königs gelegt. Gleichwol ist diese, dem Gesetze nach unbeschränkte Regierung immer so gemäßigt gewesen, daß Niemand es wagen wird, Dänemark einen despotischen Staat zu nennen." —

Nachdem nun Destutt de Tracy das Schwankende in Montesquieu's Sonderung der Regierungsformen durch unverwerfliche Thatsachen nachgewiesen hat, wendet er sich

gegen die sogenannten Principe, welche der Verfasser des Geistes der Gesetze seinen verschiedenen Regierungsformen zutheilt. „Ist es wahr,“ fragt er, „daß die Tugend das Princip der republikanischen Regierung, die Ehre das der monarchischen, und die Furcht das des Despotismus ist? Giebt dies Alles einen klaren und abgewogenen Sinn? Freilich, was die Furcht betrifft, so läßt sich nicht daran zweifeln, daß sie die Ursache des Despotismus sey; denn das sicherste Mittel, unterdrückt zu werden, ist, ohne Widerrede, vor dem Unterdrücker zu zittern. Allein wir haben bereits bemerkt, daß der Despotismus ein Misbrauch ist, der sich in allen Regierungen antreffen läßt, nicht eine Regierung für sich. Wenn nun ein verständiger Mann, wie es nicht selten geschieht, den Rath ertheilt, Misbräuche zu dulden, aus Furcht, daß es noch schlimmer werden könnte: so will er, daß man sich dazu aus Gründen, nicht aus Furcht, entschließe; und außerdem befaßt er sich nicht damit, die Mittel zur Verlängerung und Vermehrung der Misbräuche aufzufinden. Noch mehr: Montesquieu selbst sagt ausdrücklich: „Obwohl die Art und Weise des Gehorsams in diesen beiden Regierungsformen (der monarchischen und despotischen) verschieden ist; so ist doch die Gewalt dieselbe. Nach welcher Seite der Monarch sich wenden möge, immer stürzt er die Waage um, und findet Gehorsam. Der ganze Unterschied läuft darauf hinaus, daß in der Monarchie der Fürst Einsichten besitzt, und daß seine Minister unendlich geschickter und gewandter in Geschäften sind, als im despotischen Staate.“ Es sind demnach nicht zwei verschiedene Regierungen. Die

eine ist nur der Misbrauch der anderen; und wie wir be- reits bemerkt haben, der Despotismus ist, in diesem Sinne, nur die Monarchie mit brutalen Sitten. Wir haben also weder von dem Despotismus, noch von der Furcht noch mehr zu sagen. Hinsichtlich der, vom Ehrgeiz begleite- ten Ehre, die man für das Princip der Monarchie aus- giebt; hinsichtlich der Tugend, welche das Princip der Republik seyn soll, und die man in Mäßigung verwan- delt, wenn diese Republik aristokratisch ist: was ist das Alles in den Augen einer gesunden Kritik? Giebt es denn nicht eine echte Ehre, die es nur mit dem zu schaffen hat, was wahrhaft gut ist, und die kein Vorwurf trifft? und giebt es nicht eben so eine falsche Ehre, die nur das Glänzende sucht, und sich mit Lastern und Lächerlichkeiten bläht, wenn diese in der Mode sind? Giebt es nicht auch einen großmüthigen Ehrgeiz, der dem Nächsten die- nen und seine Erkenntlichkeit erobern will, und einen an- dern Ehrgeiz, der, von dem Durst nach Macht und An- sehn gefoltert, diesen mit allen Mitteln zustrebt? Weiß man denn nicht, daß die Mäßigung, je nach den Veran- lassungen und Beweggründen, Weisheit oder Schwachheit, Großmuth oder Verstellung ist? Und was ist denn das für eine Tugend, welche nur den Republiken angehört? Sollte wahre Tugend sich irgendwo nicht an der rechten Stelle befinden? Und sollte Montesquieu im vollen Ernst behauptet haben, daß echte Laster, oder wenn man lieber will, falsche Tugenden, in einer Monarchie eben so nütz- lich sind, als wahrhaft lobenswerthe Eigenschaften? Soll- ten Höfe, weil er im fünften Kapitel ein so abscheuliches

Gemählde von ihnen entwirft, nothwendig und unvermeidlich Abscheu verdienen? *) Ich kann es nicht glauben. Uebrigens muß ich noch bemerken, daß von den verschiedenen Formen, welche diese Regierungen annehmen könnten, die reine Demokratie so gut als unmöglich ist. Nur unter wilden Horden, oder unter uncivilisirten Völkern, und nur in abgesonderten Winkeln der Erde, kann sie eine Zeit hinter einander fort bestehen. Wo die gesellschaftlichen Beziehungen enger und vervielfältigter sind, da ist sie von sehr kurzer Dauer, und die Anarchie, welche sie in sich schließt, führt sie schnell zur Aristokratie oder zur Tyrannei zurück; dies beweiset die Geschichte aller Zeiten. Außerdem kann die unbedingte Demokratie immer nur einen engen Raum einnehmen."

Doch genug und über genug, um den Geist zu bezeichnen, womit der Graf Destutt de Tracy die Fundamente des **Geistes der Gesetze** zerstört und zerstückelt.

*) Hier folgen die eigenthümlichen Ausdrücke eines Mannes, den man so oft als den Vertheidiger der Monarchie darstellt: L'ambition dans l'oisiveté, la bassesse dans l'orgueil, le desir de s'enrichir sans travail, l'aversion pour la verité, la flatterie, la trahison, la perfidie, l'abandon de tous ses engagemens, le mépris des devoirs du citoyen, la crainte de la vertu du prince, l'espérance de ses foiblesses, et plus que tout cela, le ridicule perpetuel jetté sur la vertu, forment, je crois le caractère du plus grand nombre des courtisans, marqué dans tous les lieux et dans tous les temps. Or, il est tres-malaisé que la pluspart des principaux d'un etat soient malhonnêtes gens, et que les inferieurs soirent gens de bien; que ceux-là soient trompeurs et que ceux-ci comsentent à n'être que dupes.

Wahrlich, hiernach läßt sich schwer bestimmen, was das für eine Art von Ehre sey, welche Montesquieu der Monarchie als Princip zutheilt.

Er ist dabei nicht stehen geblieben, sondern hat, in einer Reihe von Abhandlungen, die wichtigsten Gegenstände der Gesetzgebung betreffend, nachgewiesen, wie falsch Montesquieu gesehen hat, und wie wenig dieser hochgepriesene Staatswissenschafts-Lehrer verdient, für ein Orakel zu gelten. Von allen Bekämpfern Montesquieu's ist Destutt de Tracy ohne Widerspruch der gründlichste und einsichtsvollste.

Sofern es für uns vorhergegangener Beispiele bedurfte, um zu einem freieren Urtheil über Montesquieu's Geist der Gesetze in den Augen Derjenigen berechtigt zu seyn, welche dies Werk immer nur bewundert haben, glauben wir gegenwärtig mit gutem Muthe an's Werk gehen zu können.

Wir sind indeß nichts weniger als geneigt, diese Berechtigung zu einer noch tiefern Herabsetzung des fraglichen Werks zu benutzen, als dasselbe durch Condorcet und Destutt de Tracy erfahren hat. Es liegt vielmehr in unserem Plan, etwas, wo nicht zur Rechtfertigung, doch wenigstens zur Entschuldigung der montesquieu'schen Arbeit zu sagen, welche, wie es scheint, auf gewisse Geister noch lange und mächtig einwirken wird. Im Wesentlichen ist unsere Absicht, durch diese Abhandlung in's Klare zu setzen, von welcher letzten Triebfeder alle Fortschritte in der Gesetzgebung abhangen; und da eine solche Absicht keinen humanen Zweck ausschließt, so wird sie sich auch mit einer Apologie des Geistes der Gesetze vertragen.

Zur Sache!

Ist keinem Schriftsteller ein Vorwurf daraus zu machen, daß er einem bestimmten Volke und einer be-

stimmten Zeit angehört: so trifft alles, was Condorcet und Destutt de Tracy über den Geist der Gesetze bemerkt haben, bei weitem mehr den unvollendeten Zustand der Staatswissenschaft in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, als den Urheber jenes geistreichen Werks.

Was man nie aus der Acht lassen sollte, ist, daß der Geist der Gesetze der erste directe Versuch war, die Politik als eine Wissenschaft von Thatsachen, nicht von Dogmen, zu behandeln. Die theologische Ansicht von den Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens hatte seit zwei Jahrhunderten aufgehört, vorwiegend zu seyn; zurückweichend, hatte sie einer andern Platz gemacht, die sich aber für die consequente Herrschaft, welche sie ausüben sollte, noch allzu schwach fühlte. Da in der theologischen Ansicht der Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens alles Wunder ist, d. h. durchaus nicht mit Naturgesetzen zusammenhängt: so war man freilich dahin gelangt, das Daseyn und die Wirksamkeit dieser Gesetze in der Gesellschaft zu ahnen. Allein die Beobachtung war noch nicht so weit vorgeschritten, daß man sich zu einer unbedingten Unterwerfung unter dieselbe aufgelegt gefühlt hätte. Die Einbildungskraft hatte noch den freiesten Spielraum; und wenn diese sich in der Theologie an übernatürlichen Wesen geübt hatte, so übte sie sich in der Metaphysik an personificirten Abstractionen. Uneingedenk des baconischen Ausspruchs, „daß man sich nur dadurch zum Gebieter über die Natur und ihre Erscheinungen macht, daß man damit anfängt, sich ihnen unterzuordnen," wollte man lieber falschdeutend herrschen, als mühsam beobachten; die unabtreibliche Folge davon aber war, daß man zum Theil

in's Absurde gerieth, indem man sich z. B. den gesellschaftlichen Zustand als die Entartung eines eingebildeten Naturzustandes dachte, und so auf dem metaphysischen Wege zu der theologischen Idee von der Verschlechterung des menschlichen Geschlechts durch die Erbsünde zurückkehrte.

Unter diesen Umständen versuchte Montesquieu die Begriffe seiner Zeitgenossen von Gesellschaft und gesellschaftlichen Erscheinungen dadurch zu berichtigen, daß er ihnen über den Ursprung der Gesetze, so weit er denselben zu seiner Zeit zu erkennen vermochte, Aufschluß gab. Er blieb aber bei den Regierungsformen, als den zunächst wirkenden Ursachen, stehen; und da er wohl fühlte, daß Formen an und für sich todt sind, so hauchte er jeder, die er zum Erklärungsgrunde zu erheben für gut befand, ein besonderes Leben ein, das er ihr Princip nannte: der Demokratie die Tugend, der Aristokratie die Mäßigung, der Monarchie die Ehre, dem Despotismus die Furcht. Dies Alles war unstreitig ganz falsche Abstraction, verbunden mit den allerwillkürlichsten Schöpfungen; allein konnte er dafür, daß seine Hypothese in seinem Zeitalter genügte? und war es seine Schuld, daß die Anschauung von der großen allgemeinen Thatsache, welche alle politische Erscheinungen beherrscht — ich meine die natürliche Entwickelung der Civilisation — seinen Zeitgenossen fremd war? Es war unstreitig zu viel, wenn, bald nach der Erscheinung des Geistes der Gesetze, Einer von diesen ausrief: „das menschliche Geschlecht hatte seine Urkunde verloren; Montesquieu hat sie wieder aufgefunden, und sie ihm zurück gegeben." Allein, indem sich in dieser Uebertreibung wesentlich die Unwissenheit spiegelt, muß man

gleichwol eingestehen, daß Montesquieu's Gedanke, wenn auch weit entfernt, die Politik zum Range positiver Wissenschaften zu erheben, höchst neu und dadurch vor allem geeignet war, das Nachdenken einem Gegenstande zuzuwenden, der bis dahin unbeachtet geblieben, oder wohl gar gering geschätzt war.

Wollte man sagen, Montesquieu habe sehr leicht hinter das Geheimniß seiner falschen Principe kommen können: so läßt sich dies zwar zugeben, doch immer nur unter der Bedingung, daß er ein besseres wenigstens geahnet hätte, was nicht der Fall gewesen zu seyn scheint, weil er bei denjenigen stehen blieb, denen wir sein geistreiches Werk verdanken; denn das ist allen falschen Principen gemein, daß sie durch ein Uebermaß vom Geist verhüllt werden müssen.

Vier Jahre nach der ersten Erscheinung des Geistes der Gesetze sprach ein sinnreicher Mann sich über dieses Erzeugniß dahin aus *): „daß, wenn Montesquieu in England geschrieben hätte, sein Werk an Wahrheit gewonnen haben, aber eben deswegen minder gut ausgefallen seyn würde." Unstreitig verstand er unter „minder gut" minder geistreich; und dann könnte er leicht Recht haben. Was den höheren Grad von Wahrheit in einem wissenschaftlichen Werke betrifft, so läßt sich nicht absehen, weshalb dieser in England hätte in die Erscheinung treten sollen, da er unendlich mehr der Zeit, als dem Raume angehört. Am Schlusse der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich geschrieben, würde

---

*) Herr von Beaumelle in seinen Pensées pag. 154.

der Geist der Gesetze ganz anderen Inhalts geworden seyn; und nehmen wir vollends an, daß dies Werk in dem ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts hätte geschrieben werden sollen, so fehlt es, vermöge der heftigen Probe, auf welche die französische Revolution Montesquieu's Principe gebracht hat, an allem Grund zur Erklärung desselben, als Erscheinung. So viel hängt für die Würdigung von Geisteswerken von der Zeit ab, in welcher sie erscheinen! Werke, wie die Naturgeschichten des Aristoteles oder des Plinius, finden zwar ihre Entschuldigung in dem Zeitalter, wo sie entstanden: wer ließe sich aber gegenwärtig wohl einfallen, sie als vollständig und abgeschlossen in Beziehung auf die Wissenschaft zu empfehlen? Auf gleiche Weise verhält es sich mit Montesquieu's Geist der Gesetze; und wer seine Theorie noch jetzt in die Form eines Lehrbuchs der Staatswissenschaft bringen wollte, der würde nur beweisen, daß er hinter der größten Entdeckung seiner Zeit zurückgeblieben sei. Montesquieu war, seiner Profession nach, Legist, Parlementsrath in Bordeaux, Präsident der großen Kammer dieser Behörde. Dies alles hatte unstreitig einen starken Einfluß auf die Abfassung seines Werks; ja es erklärt, wenn ich nicht irre, am besten, wie er, in seinen philosophischen Anschauungen, bei einem so schwankenden Princip, wie Regierungsformen sind, stehen bleiben konnte. Seine Liebhaberei für das Alterthum und die seltsame Achtung, welche er für die Römer hatte, verdarben seine Weltansicht noch mehr. Ein so geistreicher Mann, wie er, kann, wenn er einem höheren Entwickelungsgrade angehört, nicht wohl umhin, einzelne treffliche Gedanken hervorzubringen, und so er-

habene Gesinnungen auszusprechen, wie in seiner satyrischen Vertheidigung des Negerhandels, und in seiner gefühlvollen Bittschrift eines Juden an den portugiesischen Großinquisitor erhalten sind: allein, da durch sein ganzes Werk keine haltbare Idee geht, an welcher sich alles Einzelne wie von selbst kristallisirt: so darf man auch vom Geiste der Gesetze sagen:

> Aemilium circa ludum faber unus et unguis
> Exprimet, et mollis imitabitur aere capillos:
> Infelix operis summa, quia ponere totum
> Nesciet.

Es waren demnach, ganz unwidersprechlich, Zeit und Verhältnisse, welche dem Geiste der Gesetze die Gestalt gaben, worin wir dies Werk seit beinahe achtzig Jahren kennen. Hätte sich Montesquieu zur Anschauung der allgemeinen Thatsache erheben können, welche alle politische Erscheinungen beherrscht — hätte er auch nur geahnet, daß das menschliche Geschlecht, vermöge der Organisation, welche den Menschen von dem Thiere sondert, einem Entwickelungs-Proceß unterworfen ist, der unaufhaltbar vorschreitet: so würde er nicht bei einer so abgeleiteten Thatsache stehen geblieben seyn, wie die Regierungsformen sind. Er hätte alsdann in Betrachtung gezogen, daß von der Lebensdauer, welche man dem menschlichen Geschlechte gemeinhin einräumt, die ersten drei Jahrtausende verflossen sind, ohne daß es sich zu einem so klaren Bewußtseyn erhob, worin es über sich selbst hätte Auskunft geben können; er hätte ferner in Betrachtung gezogen, daß von Gesetzen, in dem hergebrachten Sinne des Worts, nicht eher die Rede seyn konnte, als bis auf irgend einem

Punkte des von dem menschlichen Geschlechte bewohnten Planeten jene entscheidende Erfindung gemacht war, wodurch man Worte und Gedanken in Schriftzügen darstellt; er hätte endlich in Betrachtung gezogen, daß, selbst nach dieser entscheidenden Erfindung, noch nichts für die bessere Beschaffenheit der öffentlichen Willen oder der Gesetze geleistet war, außer etwa sofern die Summe der Machtmittel sich vermehrt hatte, und hierin eine Aufforderung zur Ausübung größerer Menschlichkeit enthalten war. Unstreitig war das menschliche Geschlecht in seinen verschiedenen Abtheilungen, auch während der ersten langen Periode seines Daseyns geordnet gewesen; aber die Mittel der Ordnung hatten sich auf's Wesentlichste von denjenigen unterschieden, welche seit Erfindung einer Schreibkunst angewendet werden konnten. Was waren also Regierungen und ihre Formen, so lange es keine Schreibkunst gab? Die Frage läßt sich sehr wohl beantworten, da wir noch jetzt auf dem Erdball Völker antreffen, die in der Civilisation nie so weit vorgeschritten sind, daß sie — ich will nicht sagen, eine Schreibkunst hätten e r f i n d e n, sondern daß sie dieselbe auch nur hätten benutzen können. Nach Erfindung der Schreibkunst selbst, waren die Regierungen bei weitem mehr die Organe der Gesetze, als Urheber des Geistes derselben; denn dieser wurde zu allen Zeiten durch den Civilisations-Grad bestimmt, den die Gesellschaft erreicht hatte — in der That so sehr bestimmt, daß keine Regierung, welche Form ihr auch eigen seyn mochte, wesentlich hinter demselben zurückbleiben, oder über denselben hinausgehen konnte. Wollte man also über den Unterschied des Geistes der Gesetze im funfzehnten und

im neunzehnten Jahrhundert auf der europäischen Halbinsel urtheilen: so müßte man vor allen Dingen den Einfluß der Buchdruckerei auf die Bildung des Gemeingeistes, nächstdem aber alles Das in Anschlag bringen, was sonst noch zur Erhöhung des Civilisations-Grades in den letzten Jahrhunderten beigetragen hat. Im Großen genommen giebt die Regierung die Gesetze nur in Folge ihrer Bestimmung, welche es mit sich bringt, das Organ der Gesellschaft auch für diesen Theil der öffentlichen Verrichtungen zu seyn. Der Spielraum für ihre Willkür aber ist in demselben wahrlich sehr gering: denn, bei Strafe gänzlicher Vernichtung ihrer Autorität, darf sie es nicht wagen, etwas zu wollen, was dem Vortheil der Gesellschaft unbedingt entgegen ist; und sofern sie diesen Vortheil in dem einen oder dem anderen Punkte bloß verkennt, ist ihr Irrthum immer leicht berichtigt. Weit entfernt also, daß die bloße Form der Regierung, je nachdem sie mehr oder weniger centralisirt ist, auf die Hervorbringung besserer oder wohl gar der besten Gesetze hinwirken sollte, ist sie in dieser Beziehung vollkommen gleichgültig, und der demokratische Canton Schwyz wird in Ansehung der Mittel, die ihm angemessenen Gesetze zu erhalten, nie hinter dem monarchischen Frankreich zurückstehen: denn beide sind gleichsehr den Fortschritten unterworfen, welche die allgemeine Civilisation Europa's gemacht hat.

Woher aber rührt es, daß sich von allem Diesen keine Spur in einem Werke findet, das, vom Geiste der Gesetze handelnd, zum ersten Male unverwerfliche Thatsachen an die Stelle ewig streitiger Dogmen bringt?

Die Ursache ist schwerlich eine andere gewesen, als daß Montesquieu, bei aller Abneigung von der Philosophie seiner Zeit, noch allzu tief in der Metaphysik verstrickt war, um seine Thatsachen anders als nach hypothetischen Ansichten an einander reihen zu können, wodurch sie alle Beweiskraft verloren, die sie in einer bessern Verbindung erhalten haben würden.

Dies erfordert, daß ich mich ausführlicher erkläre.

So wie alle Theologie in einer unvollkommenen Kenntniß der Natur und ihrer Gesetze gegründet ist, und ihr Wesen in eben dem Maße verändert, worin der menschliche Geist dem Wunderglauben entsagt: eben so ist alle Metaphysik in einer mangelhaften Physiologie des menschlichen Geschlechts gegründet. Wäre also um die Zeit, wo die erste Metaphysik entstand, die Urkunde des menschlichen Geschlechts nicht verloren gewesen, oder vielmehr, hätte man im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung alle die Mittel gehabt, die uns gegenwärtig zu Gebote stehen, jene Urkunde zu ersetzen: so würde es dem Philosophen von Stagira nie gelungen seyn, den menschlichen Geist, so viele Jahrhunderte hindurch, vermittelst einer Lehre zu bezaubern, die, so viel an ihr war, alle seine Fortschritte dadurch hemmte, daß sie ihn über sich selbst in die Irre führte. Es kam damals, wie noch gegenwärtig, darauf an, die Fortschritte zu erklären, welche das menschliche Geschlecht in der Civilisation gemacht hatte; und die Sache selbst war nur dadurch möglich, daß man 1) dasjenige in der Organisation des Menschen auffand, wodurch ein gesellschaftliches Daseyn möglich wird; und daß man 2) auf die niedrigsten Entwickelungsstufen der Gesellschaft zurückging,

um alle die Uebergänge kennen zu lernen, welche zurückgelegt werden mußten, um zu derjenigen zu gelangen, die in der Zeit die höchste war. Zur Vollbringung dieser doppelten Arbeit aber fehlte es an zweierlei; nämlich, erstlich, an den Mitteln zu einer vergleichenden Anatomie, durch welche allein der Unterschied der menschlichen Organisation von der thierischen in's Klare gesetzt werden kann; zweitens, an wahrhaft-historischen Nachrichten von Civilisations-Zuständen, die dem Grade nach verschieden waren. Indem nun Aristoteles gleichwol die Erscheinungen seiner Welt zu erklären suchte, blieb ihm schwerlich etwas Anderes übrig, als den Civilisations-Grad, dem er selbst angehörte, zum Erklärungsgrund der Civilisation überhaupt zu machen; und dies that er dadurch, daß er an die Stelle des theologischen Grundes aller Erscheinungen die menschliche Vernunft als wirksames Princip brachte. So entstand seine Metaphysik, diese Afterwissenschaft, welche alles beherrschen möchte, und immer gleich schwach bleibt, welche alle Wissenschaften zu befruchten verspricht, und jede läßt wie sie sie findet. Wußte dieser Philosoph nicht, daß man sich vergeblich bemüht, wenn man die Natur eines Dinges an diesem Dinge selbst erfahren will? Ahnete er nicht, daß es eine grobe Täuschung ist, das Erzeugniß eines gegebenen Culturgrades für die Ursache desselben zu halten? Begriff er nicht, daß, indem man, auf diese Weise, die ganze Vergangenheit als unvernünftig anklagt, man die ganze Zukunft zu demselben Verfahren gegen die Gegenwart berechtigt? Wir wollen nicht bestimmen, wie viele Irrthümer Aristoteles sich zu Schulden kommen ließ: aber klar ist, daß er den Menschen, als reines Natur-Product, nicht

von dem Menschen, als Product der Gesellschaft und ihrer Entwickelung in der Zeit, unterschied, und daß hieraus seine ganze Lehre erwuchs. Die lange Dauer der letzteren erklärt sich ganz von selbst, sobald man erwägt, wie viele Jahrhunderte es an den Wissenschaften fehlte, von welchen wir behauptet haben, daß sie allein im Stande sind, die Staatswissenschaft von ihren metaphysischen Irrthümern zu befreien; ich meine die Physiologie des Menschen und die des menschlichen Geschlechts: Wissenschaften, welche nothwendig zu einander gehören. Dazu kam denn freilich, daß nichts dem menschlichen Hochmuth mehr schmeichelt, als ein System von metaphysischen Lehren, das Jeden, der sich seiner bemächtigt, zum Herrn der Geister macht, selbst in der größten Armuth des Geistes. „Ein Metaphysiker", sagt Baco von Verulam, „beschwert sich, wenn er zuweilen zur Besinnung kommt, über die Unerforschbarkeit der Natur, über die Unergründlichkeit der Wahrheit, über die Dunkelheit der Erscheinungen, über die Verwickelung der Ursachen und über die Ohnmacht des menschlichen Geistes; aber bei allen diesen Klagen bleibt er sich selbst gleich, darin gleich, daß er lieber auf die ganze Einrichtung des Menschen und der Natur schelten, als auf sich selbst etwas kommen lassen will. Aus der Kunst selbst sucht er zu beweisen, daß es unmöglich sei, Höheres zu erreichen; und freilich kann die Kunst nicht verurtheilt werden, wenn sie Parthei und Richter zugleich ist. Diese Gewohnheit hat man eingeführt, um in der Unwissenheit nichts Entehrendes mehr zu finden. Alles aber, was man bisjetzt überliefert und angenommen hat, ist beinah' unfruchtbar in seinen Wirkungen, reichhaltig an

an Streitfragen, langsam und matt in seinen Fortschritten, scheinbar vollkommen im Ganzen, aber schlecht ausgeführt in einzelnen Theilen, zwar für den großen Haufen ausgesucht, seinen Urhebern selbst aber verdächtig, und wird eben deswegen durch allerlei Kunstgriffe befestigt und ausstaffirt. Man bildet sich ein, schon etwas Großes gethan zu haben, wenn man nur aus eigenen Mitteln einige Einschiebsel und Zusätze gemacht hat; durch Beifall am Alten glaubt man sich als bescheiden, und durch eigene Zusätze zugleich als Selbstdenker zeigen zu können, ohne zu erwägen, wie sehr man der Wissenschaft dadurch schadet. Denn es ist unmöglich, zugleich zu bewundern und zu übertreffen; es geht hier, wie beim Wasser, das nie höher steigt, als der Ort liegt, von wo es hinabfloß *).

Unstreitig ist Montesquieu, welcher vor 80 Jahren dachte und schrieb, sehr zu entschuldigen wegen der Mängel, welche seinen Lehren ankleben. Aber würde auch der zu entschuldigen seyn, der, in unseren Zeiten, diese Lehren für eben so viel Wahrheiten ausgeben wollte?

Das Einzige, das sich zu seiner Vertheidigung sagen läßt, ist, daß die Physiologie des menschlichen Geschlechts, von welcher wir behauptet haben, daß die Verdrängung

---

*) Ich wünsche von Herzen, daß diese Abhandlung dem Verfasser des Antiwillibald in die Hände fallen möge; denn aus ihr wird er am leichtesten abnehmen, wie die, den Universitäten unserer Zeit im 15ten Bande dieser Monatsschrift gemachten Vorwürfe gemeint waren. Zu einer förmlichen Widerlegung des Antiwillibals hab' ich mich nicht entschließen können; nicht etwa weil ich von den darin aufgestellten Gründen erschüttert wäre, sondern weil — Sera et contumeliosa emendatio senectutis mir, dem selbst im Alter Vorgerückten, nicht zu Schulden kommen möchte.

aller metaphysischen Irrthümer ihre Bestimmung sei, noch immer nicht vorhanden ist. Doch wie sehr ist alles für die Entstehung dieser neuen Wissenschaft vorbereitet! In ungeheuren Massen liegen die Materialien, aus welchen sie zusammengesetzt werden muß, da; sie harren nur des ordnenden Geistes, der ihnen die rechte Stelle anweise. Selbst an der, den Aufbau leitenden Idee fehlt es keinesweges. Da nämlich die in den physischen Wissenschaften gemachten Fortschritte den einzigen sicheren Maßstab für den in der Zeit errungenen Civilisations-Grad bilden: so kommt es zunächst auf nichts weiter an, als darauf, daß man das Volk auffinde, das sich in der Ausbildung der physischen Wissenschaften am meisten auszeichnet. Ist dies geschehen, so kann man eine Scala anlegen, welche, in unbestreitbaren Abstufungen, bis zu den Wilden Neu-Seelands und zu den Pescherä's zurückführt. Je sorgfältiger diese Scala gemacht ist, und je weniger Lücken darin angetroffen werden: desto deutlicher wird daraus hervorgehen, daß es in der Entwickelung der Völker durchaus keine Sprünge giebt, daß alle Einrichtungen und Gesetze, die jedes von ihnen aufweisen kann, in der allergenauesten Verbindung mit dem, durch die Cultur der physischen Wissenschaften mühsam errungenen Civilisations-Grade stehen, und daß dieser, anstatt sich beherrschen zu lassen, gebieterisch über alle Erscheinungen in seinem Wirkungskreise verfügt. Es giebt kein Volk auf Erden, dessen Entwickelungsgeschichte vollständig wäre; und leicht begreift man, weshalb eine solche unmöglich ist. Allein da in dem gegenwärtigen Zustande des menschlichen Geschlechts, wenn man dieses in seiner Gesammtheit auffaßt, noch alle

Civilisations-Grade angetroffen werden, durch welche die am meisten verfeinerten Völker gegangen sind: so läßt sich die Geschichte jedes, in der Civilisation weit vorgeschrittenen Volks durch die Zustände derjenigen Völker ergänzen, welche die niedrigern Stufen der Civilisation einnehmen: denn die unumstößliche Voraussetzung ist, daß alle, im Ganzen genommen, auf gleiche Weise angefangen haben, und nach demselben Entwickelungsgesetz vorgeschritten sind. In Wahrheit, wie groß die Macht des Klima und des Bodens, auf welchem eine gegebene Gesellschaft lebt, auch immer seyn möge: so beschränkt sie sich doch zuletzt darauf, die Wirksamkeit dieses Entwickelungsgesetzes entweder zu beschleunigen oder zu verzögern; denn um dieselbe ganz aufheben zu können, müßten Klima und Boden die Kraft besitzen, die Organisation des Menschen, von welcher seine gesellschaftliche Entwickelung nur eine Folge ist, zu verändern: eine Kraft, welche sie, aller Erfahrung nach, durchaus nicht haben. Die Wirksamkeit dieses Entwickelungsgesetzes aufzuheben, giebt es überhaupt nur Ein Mittel; und so viel mir bekannt geworden ist, giebt es auf dem Erdball auch nur Ein Volk, das davon Gebrauch gemacht hat. Dies sind die Bewohner der St. Carlos-Insel im Südmeer, die, um einer allzu starken Bevölkerung ihres Landes vorzubeugen, dieselbe auf eine bestimmte Zahl von Individuen gesetzt haben, und wenn sie über diese Zahl hinauszugehen drohet, entweder den ältesten Greis oder das jüngst geborne Kind heroisch tödten. Spanier haben diese Nachricht verbreitet. Ist sie als Thatsache gegründet, so haben die St. Carlosianer sich durch ihr Verfahren verdammt, Jahrtausende hindurch auf

O 2

derselben Stufe der Entwickelung zu verharren: von ihnen kann keine Entdeckung oder Erfindung ausgehen, welche sie in der Civilisation weiter brächte, und von allen Völkern, deren Regierungen es jemals auf Hervorbringung von Stabilität angelegt haben, würden sie, sofern diese Stabilität einen Werth hat, ganz unbedingt das preiswürdigste seyn. In Wahrheit, wie kraftlos und unwirksam sind alle die Mittel, welche man auf einzelnen Punkten der europäischen Welt ersonnen hat, um dieselbe Stabilität hervorzubringen; ja, wie sehr auf das Gegentheil hinwirkend sind sie, wenn man erwägt, daß es dabei zuletzt nur auf Erhaltung von Doctrinen ankommt, welche zu allen Zeiten streitig gewesen sind!

Nichts ist nun zwar gewisser, als daß eine solche Physiologie des menschlichen Geschlechts in seiner Gesammtheit allen metaphysischen Träumereien, wodurch man sich bisher an einer richtigen Auffassung der gesellschaftlichen Erscheinungen verhindert hat, und nebenher zur Idee einer unbedingten Beherrschung derselben verführt worden ist, ein schnelles Ende machen würde. Allein wer wird sie schreiben? Wer sich der mühseligen Arbeit unterziehen, welche mit ihrer Abfassung unauflöslich verbunden ist?

Niemand würde dazu fähiger seyn, als derselbe Aristoteles, dem wir die Metaphysik verdanken, wenn er ein Bürger des neunzehnten Jahrhunderts werden könnte; denn wahrlich ihm fehlte es weder an Scharfsinn, noch an Fleiß, um sich der angehäuften Materialien zu bemächtigen, welche die gegenwärtige Zeit ihm darbieten würde. Auf dem Stagiriten müssen wir freilich verzichten. Doch nur Geduld! Der rechte Mann wird sich finden, unstreitig

sogar nach kurzer Zeit, es sei in Deutschland, oder in Frankreich, oder in England; denn diese drei Länder sind vermöge der ihnen eigenthümlichen Geistes-Kultur allein im Stande, ihn hervorzubringen. Wo er nun auch in die Erscheinung eintreten möge: sein Werk wird nicht einmal überraschen; so vorbereitet sind die Geister, nachdem die Metaphysik sich in den letzten zwanzig Jahren zur Naturphilosophie zurückgewendet hat, und die Geschichte mehr als jemals philosophisch geworden ist, dies Wort in seinem ursprünglichen Sinne genommen, der alle Systeme gleich sehr verwirft *). Inzwischen wird man durch die Physiologie des menschlichen Geschlechts, wofern sie nicht ganz mißrathen ist, auch zu der Ueberzeugung gelangen, daß in solchen gesellschaftlichen Erscheinungen, welche einem bestimmten Civilisations-Grade angehören, nie irgend ein Widerspruch Statt finden kann — aus dem sehr einfachen

*) Nichts ist heut zu Tage entscheidender, als die Richtung der Geister nach Geschichte, d. h. nach den Thatsachen, welche Aufschluß geben über die Entwickelung des menschlichen Geschlechts, sowohl in seinem Ganzen, als in seinen Theilen; beinah' alle Geisteserzeugnisse der gegenwärtigen Zeit sprechen dies aus. Unter den Erzeugnissen dieser Art zeichnet sich aber, nach unserem Urtheil, keins noch mehr aus, als die vor Kurzem bei Dunker und Humblot in Berlin erschienene Einleitung in das Studium der griechischen Mythologie von Eduard Reinhold Lange. In ihr ist ein musterhaftes Beispiel gegeben, wie Gegenstände dieser Art behandelt werden müssen, damit ihnen volles Recht widerfahre. Einem Schriftsteller, der in der Behandlung seines Gegenstandes mit so genauer Kenntniß alles Einzelnen so viel Uebersicht und Darstellungsgabe verbunden hat, wie dieser Verfasser, eine Richtung geben wollen, wodurch er auf einen unendlich größeren Gegenstand hingeleitet würde, hieße sich versündigen; denn worüber er auch schreiben möge, immer wird er nur belehren können.

Grunde, weil ihre Quelle — der Civilisations-Grad selbst — eine gemeinschaftliche ist; daß also z. B. da, wo die Fortschritte in den physischen Wissenschaften bedeutend sind, kein vorherrschendes Priesterthum möglich ist. Auf gleiche Weise wird man daraus abnehmen, daß die höchsten Verrichtungen in der Gesellschaft (Gesetzgebung und Vollziehung der Gesetze) allenthalben genau dem Geiste entsprechen, der sich aus dem Studium der Natur und ihrer Gesetze entwickelt hat; und daß es folglich eine baare Thorheit ist, hinsichtlich der Gesetze und der Regierungsformen irgend etwas feststellen zu wollen, wodurch ihr Werth aufhörte, ein bezüglicher zu seyn. Den größten Nutzen aber wird diese Physiologie des menschlichen Geschlechts dadurch gewähren, daß sie den Civilisations-Proceß als etwas darstellt, das nothwendig fortdauert, so lange der von den Menschen jetzt bewohnte Planet bewohnbar bleibt, und daß, eben deswegen, von allen Versuchen, die einzelnen Erscheinungen dieses Processes in seine Gewalt zu bekommen, keiner gefährlicher ist, als der, wodurch sie zu ihrer Quelle zurückgeführt werden sollen. Fest und zuverlässig in allen ihren Aussprüchen (weil diese nur aus den bewährtesten Thatsachen hervorgehen können) wird sie durch die Vergangenheit die Zukunft aufklären, und so die Gegenwart auf eine Weise sichern, welche alle gewaltsame Erschütterungen ausschließt, und nothwendig gewordenen Veränderungen leichteren Eingang in die Gemüther verschafft.

Aus allem, was bisher bemerkt worden ist, geht sehr deutlich hervor, daß Montesquieu, als er den G e i s t d e r G e s e t z e schrieb, keinen deutlichen Begriff hatte von der

Arbeit, die er zu Stande zu bringen hoffte. Behaupten, „daß zwar ein zusammenhängender Faden durch das Ganze gehe, daß dieser aber so fein angelegt sei, daß er zuweilen ganz unterbrochen (abgerissen) scheine," heißt nichts weiter, als dem Werke eine Vollkommenheit andichten, die ihm gänzlich fehlt. Denn dieser Faden könnte nur die leitende Idee seyn, an welcher sich alle einzelnen Gedanken wie Perlen an einer Schnur reiheten; und gerade diese leitende Idee vermißt man am schmerzlichsten. Montesquieu war ein Eklektiker, der durch bloßes Meinen in den Besitz der Wahrheit zu kommen wähnt, und zugleich ein Schöngeist, der sich von seiner Einbildungskraft fortreißen läßt. Um über den Geist der Gesetze, die zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten entstanden sind, mit irgend einer Competenz urtheilen zu können, muß man einen Maßstab erworben haben, den nur die sorgfältige Vergleichung höchst verschiedener Gesellschaftszustände und Civilisations-Grade gewähren kann; denn ohne einen solchen Maßstab schwankt jedes Urtheil über diesen Gegenstand so sehr, daß man sogar berechtigt wird — einen geistlosen Geist vorauszusetzen. Da Montesquieu diesen Maßstab durchaus nicht erworben hatte, so mußte das Unzureichende seiner Urtheile sich vorzüglich in den Anwendungen derselben auf die Bedürfnisse der Gesellschaft bewähren. Auch hat es sich darin bewährt: denn alle von ihm in Vorschlag gebrachten Verbesserungen sind, wenn man sie genauer untersucht, nur mehr oder minder wichtige Abänderungen eines gesellschaftlichen Systems, das schon zu seiner Zeit in seinen tiefsten

Grundlagen erschüttert war; ich meine das theologisch-feudale, dessen Zerstörung sich mit jedem Tage mehr vollendete.

Es giebt einen Kupferstich, in welchem die Idee des Sinnlich-Schönen in einer Reihe von Gestaltungen dargestellt ist, welche sich, in den feinsten Abstufungen, von dem Frosch bis zum Apoll von Belvedere ausdehnt. Dieser Kupferstich ist mir immer als das angemessenste Bild einer wohlgerathenen Physiologie des menschlichen Geschlechts erschienen. So wie nämlich das Sinnlich-Schöne nur dadurch zur Anschauung gebracht werden kann, daß man es in seinen Abstufungen wahrnimmt, indem man diese unter einander vergleicht: eben so kann alles Sittlich-Schöne nur dadurch zur Anschauung gebracht werden, daß man die Uebergänge kennt, die zur Herbeiführung desselben gedient haben. Ohne eine genaue Kenntniß dieser Uebergänge über Gesetzgebung und Verfassung urtheilen zu wollen, ist eine unverzeihliche Anmaßung; und wer nach einem, ihm vorschwebenden Ideal gesellschaftliche Erscheinungen modeln möchte, der könnte, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, sich auch herausnehmen, zum Voraus zu bestimmen, wo und wie die Entwickelung des menschlichen Geschlechts endigen wird. In Dingen der Gesetzgebung ist alles so bezüglich, daß man behaupten kann, die besten Gesetze kommen nur dadurch zum Vorschein, daß sie sich vorhandenen Verhältnissen aufs Innigste anschließen. Schlechterdings unfähig, einen höheren Civilisations-Grad zu erzwingen, muß der Gesetzgeber diesen abwarten, ehe es eine Wirksamkeit für ihn geben kann, und alsdann seine ganze Kraft auf die

Beschützung desselben verwenden. Es läßt sich sogar behaupten, daß die Beschaffenheit der Gesetze bei weitem weniger die Regierten, als die Regierer trifft: denn mit schlechten, d. h. mit unangemessenen Gesetzen, die nicht ohne Verletzung der Gerechtigkeit und Billigkeit vollzogen werden können, gerathen die letzteren in Gefahr, vereinzelt zu werden — das Schlimmste, was ihnen begegnen kann — während die ersteren ungestört ihren Weg gehen, und allmählig auf einen Punkt gelangen, wo sie sich selbst helfen. Dies ist, in wenigen Worten, die Geschichte aller der Umwälzungen, welche mit einer wesentlichen Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse geendigt haben. Ist übrigens auf dem Entwickelungsgange einer Gesellschaft nur erst der Punkt erreicht, auf welchem sie, unabhängig von theologischen Meinungen, ihr Wohl und Weh nach ihrer besten Einsicht bestimmen kann: alsdann hat es keine Noth mehr mit schlechten oder unangemessenen Gesetzen; denn, selbst wenn diese zum Vorschein kommen sollten, so ist ihr Correctiv nie fern, weil in der Gesellschaft nichts vorhanden ist, das sein Daseyn auf schlechte und unangemessene Gesetze stützt. In diesem Falle befinden sich heut zu Tage die meisten europäischen Staaten durch die Kirchenverbesserung.

# Georg Waddington's Urtheil über die Wendung, welche die Angelegenheiten der Griechen nehmen müssen, wenn diese gerettet werden sollen.

Unter dem Titel: Besuch in Griechenland, in den Jahren 1823 und 1824, ist von Herrn Georg Waddington eine Reihe von Briefen erschienen, welche sehr anziehende Aufschlüsse giebt über das, was gegenwärtig in Ost- und West-Griechenland, so wie auf den griechischen Inseln, vorgeht. Im siebzehnten dieser Briefe, datirt Tripolizza im März 1824, erklärt sich der Verfasser über das Maß von Unabhängigkeit und Freiheit, das den Griechen, seinen Wünschen zufolge, zu Theil werden muß, wenn dem Kriege, worin sie seit vier Jahren befangen sind, ein Ende gemacht werden soll; und da dies ein Gegenstand ist, von welchem sich annehmen läßt, daß er unsere Leser interessiren werde: so theilen wir ihnen diesen Brief nach seinem ganzen Umfange mit.

„Die Griechen," schreibt Waddington, „urtheilen im Allgemeinen mit großer Unbefangenheit und mit gesundem Verstande über ihre gegenwärtige politische Lage; sie glauben, mit ihren Angelegenheiten vollkommen und besser bekannt zu seyn, als irgend ein Fremder, und sprechen sogar mit großer Mäßigung von der Behandlung, welche ihnen von ihren Mitchristen jenseits des adriatischen Meeres zu Theil geworden ist.

Oesterreich hat sich ihren Haß erworben und gesichert;

allein zu diesem Haß, der in der Brust jedes Griechen brennt, gesellt sich noch, wie ich zu bemerken Gelegenheit gehabt habe, oft Nichtachtung.

Das Betragen der in dem Archipelagus stationirten französischen Kriegsschiffe wird mit einigen wenigen Ausnahmen für ehrenvoll gehalten; aber es scheint, daß einige Personen, die sich für Deputirte der Malteser-Ritter ausgeben, und unlängst in Hydra Umtriebe gemacht haben, rücksichtlich der Uneigennützigkeit des französischen Philhellenismus, großen Verdacht erregt haben. Die eigentlichen Absichten dieser Leute sind unbekannt.

Was England betrifft, so kann ich, ungeachtet der gelegentlichen Complimente, die man mir wegen der Liberalität unserer Einrichtungen und Denkart macht, nirgends den Wunsch entdecken, unseren Schutz zu erhalten, so wie auch keine Vorliebe für unseren Charakter. Zwar stehen wir gegenwärtig bei der constitutionellen Parthei in großer Gunst, weil sie das Anlehn zu Stande zu bringen hoffen; aber dies ist auch alles: der einzige Schlüssel zu ihrem Wohlwollen ist, so viel ich weiß, das Anlehn. Sie fragen weder nach unseren Hospitälern, noch nach unseren Offizieren, noch nach unsern lancasterschen Schulen. „Das Geld ausgenommen, bedürfen wir, sagen sie, keiner Hülfe, die uns die Welt geben kann." Alles Glück und Wohlergehen schließen sie in dies theure Wort ein.

Nach dem Schrecken der Armuth zeigen sich ihnen noch zwei andere Uebel, welche sie fast eben so sehr erbittern: die frühere russische Protection und die Türkenherrschaft. Ueber diese zwei Punkte sind alle Meinungen einig. Sie blicken auf den Ursprung der Revolution zu-

rück, und sie erinnern sich, daß es Rußlands Hand war, welche in vergangener Zeit die erste Schlange in des Kindes Wiege warf. „Es war etwas Unnatürliches, sagen sie; es war eine Art von Kindermord in dieser Handlung.“ Das Andenken daran lebt in der Tiefe ihrer Herzen, und Jahrhunderte werden nicht hinreichen, um dasselbe auszutilgen.

Die bloße Möglichkeit, unter das otomanische Joch zurückzukehren, halten sie für etwas höchst Lächerliches. Diese Helden glauben, es sei bei weitem nicht so schwer für Griechenland, den Thron der Sultane umzustürzen, als es für den Sultan schwer sei, seinen Halbmond auf dem Boden Griechenlands wieder zu befestigen.

Dieses Zutrauen, welches unbedingter Einbildung und Anmaßung gleichkommt, ist die natürliche und beinah nothwendige Folge ihrer Umstände. Ohne fremde Hülfe und ohne fremden Schutz haben sie jetzt (was die Klugheit nicht voraussah, und die kühnste Hoffnung nicht zu ersteigen gewagt hatte) drei Jahre lang mit Erfolg gegen das mächtige Reich gekämpft, von welchem sie lange Zeit einen höchst unbedeutenden Theil ausgemacht haben. Die Erfahrung zeigt ihnen, daß die, denen sie zu gehorchen, die sie zu fürchten gelehrt worden waren, weit weniger Thatkraft, Geschicklichkeit und Talent besitzen, als sie. Erstaunt über diese Entdeckung, fliehen sie zu dem entgegengesetzten Extrem und tauschen ihren ehrfurchtsvollen Schrecken gegen eine so übermäßige Verachtung aus, wie selbst die türkische Regierung schwerlich verdient hat. Ich fürchte fast, dieser unbegränzte Uebermuth könne für sie eine Quelle von Unfällen werden; und ich bin überzeugt, daß die plötzliche

Kraftäußerung der Türken gegen einen, auf solchen Fall nicht ganz vorbereiteten Feind, für den Augenblick wenigstens, mit einem glücklichen Erfolge gekrönt werden könnte. Doch auch nur für den Augenblick; denn der griechische Charakter hat eine glückliche Elasticität, welche eine mit der Gewalt des Angriffes in Verhältniß stehende Rückwirkung auf den Angreifer herbeiführen würde. Die Anstrengungen, welche bisher von den Griechen gefordert worden sind, bilden bei weitem noch nicht den Culminations-Punkt ihrer Kraft. Sie besitzen eine Energie, welche die Unfähigkeit der Türken seither noch nicht in ihrer vollen Gestalt zum Vorscheinen kommen ließ; und ich zweifle durchaus nicht, daß sie, wenn ihnen eine große Gefahr von ihrem gegenwärtigen Feinde drohete, hinreichende Hülfsquellen zur Abwendung oder Abtreibung derselben finden würden.

Es gab, wie man mich versichert hat, in der Revolution eine Periode, wo die griechische Regierung geneigt war, sich mit der Türkei unter sehr gemäßigten Bedingungen durch Vermittelung der verbündeten Mächte zu vergleichen. Wenn dies wahr ist, so bin ich gegenwärtig überzeugt, daß diese Stimmung gänzlich verschwunden ist; und ich fürchte, sie wird nicht so leicht wieder erneuert werden können. Absolute Unabhängigkeit muß jetzt die Grundlage jedes Vertrages werden, mag die Bürgschaft dafür leisten, wer da will. Jeder Vorschlag, welcher nicht auf diesem Grunde ruht, wird, so denke ich, keiner Aufmerksamkeit gewürdigt werden.

Rücksichtlich dieser Punkte kann ich nicht umhin, die Ueberzeugung auszusprechen, daß sich die Griechen mehr

von ihrer Eitelkeit, als von der Betrachtung ihres gegenwärtigen Glücks leiten lassen. Die große Ursache ihres gegenwärtigen Glücks und die einzige Hoffnung ihrer künftigen Größe ist eine thätige Betreibung des Handels. Aber es leiden schon Viele durch die gegenwärtige Unterbrechung desselben, und je länger der Kampf dauern wird, desto mehr werden ihre Leiden sich häufen. Auch beschränkt sich dies Uebel nicht auf den merkantilischen Theil der Bevölkerung. Primaten, Priester, Künstler und Bauern, die wenigen Capitani ausgenommen, welche aus der allgemeinen Verwirrung Nutzen zu ziehen suchen, rufen einstimmig um Frieden. Allein wie manches Jahr wird ihr Geschrei und ihr Elend noch fortdauern, ehe der Großherr dazu vermocht werden wird, ihre Unabhängigkeit anzuerkennen! Wissen sie nicht, daß der Türk wenigstens eben so hartnäckig, als ohnmächtig ist, und daß er sich aus Mangel an wahrer Macht in Anmaßung und Trotz hüllt? Erwarten sie von einer Regierung, welche sich einzig und allein durch Stolz nährt, ein freiwilliges Geständniß ihrer eigenen Schwäche? Oder sehen sie, daß die christlichen Mächte (Oesterreich und Rußland z. B.) sich mit den Waffen in der Hand für sie zu verwenden geneigt sind? Denn die Hoffnung, daß sie durch ihre eigenen Mittel eine solche Anerkennung erzwingen und des Odysseus unbezahlte Halunken vor die Thore von Constantinopel marschiren lassen können, ist mehr als lächerlich. Sie scheinen sich daher zu einer langen Fortsetzung eines Vertheidigungs-Krieges entschlossen zu haben, eines Krieges, der mit jedem Jahre beschwerlicher, dem Volke verwünschter und gefährlicher werden wird.

Ich weiß nicht, ob das Glück, das den Griechen bei allen Gelegenheiten gelächelt hat, ihnen nicht im Geheim einen plötzlichen moralischen, physischen oder politischen Wechsel bereitet, der sie gleichzeitig in den Besitz des Friedens und der Unabhängigkeit versetzen wird; aber ich gestehe, daß ich, nach den gegenwärtig bestehenden Umständen, nicht ungehalten seyn würde, wenn der Streit, unter europäischer Vermittelung, auf eine Weise beigelegt werden könnte, die, möchte auch ihre Eitelkeit dadurch beleidigt werden, ihren Vortheil und ihr Glück sicherte. Um ihnen die Realität der Unabhängigkeit zu sichern, würde ich nicht gar hartnäckig um den Namen streiten, überzeugt daß dieser von selbst kommt, wenn man im Besitz der Sache ist.

Um besser verstanden zu werden, will ich einen kurzen Abriß von der Art des Vertrags geben, den die vermittelnden Mächte, wenn sie nur ein wenig einig wären, abschließen könnten.

1) Die Griechen sollen von der erhabenen Pforte unabhängig bleiben, und einen National-Tribut bezahlen.

2) Ganz Westgriechenland bis gen Arta, ganz Ostgriechenland bis zu den Termopylen, Morea und alle europäischen Inseln des Archipelagus, sollen sich selbst regieren dürfen; auch soll kein türkischer Beamter sich hier unter irgend einem Vorwande aufhalten dürfen.

3) Kreta sollen die Türken behalten (denn diese Insel ist in der That ganz in ihrem Besitze.)

4) Die Griechen werden mit allen türkischen Häfen Handel führen dürfen, und mit den begünstigten europäischen Flaggen gleiche Privilegien haben. Ihr Handel soll

unter dem Schutz der Gesandten oder Consuln der vermittelnden Mächte gestellt werden.

5) Die Griechen sollen auf dem schwarzen Meere und zwar mit denselben Privilegien Handel treiben dürfen. Die Bestimmung der Flagge, unter der die Griechen in den türkischen Häfen Handel treiben dürfen, würde, wie unbedeutend auch die Frage dem Anschein nach ist, zu einigen Schwierigkeiten führen. In der That unabhängig, würden die Hellenen den Schutz des Halbmondes nicht mit Gleichmuth ertragen. Dem Namen nach abhängig, würde man von ihnen erwarten, daß sie das Banner ihres Oberlehnsherrn, des Sultans, aufpflanzten. Jedoch auch in diesem Punkte muß die Pforte, nach der Analogie der Mächte der Barbarei, nachgeben.

6) Die vermittelnden Mächte sollen für die Vollziehung des Vertrags Gewähr leisten. Im andern Falle würde der türkische Pöbel die Schiffsmannschaft des ersten griechischen Fahrzeuges, das sich in ihre Häfen wagen würde, morden, und die Regierung die Wiederholung solcher Schandthaten erlauben, oder gar dazu aufmuntern.

Ich bin fest überzeugt, daß ein Vertrag dieser Art zu Stande gebracht werden könnte, wenn die vermittelnden Mächte sich im Ernste zu diesem Zweck vereinigen wollten. Die erste Wirkung derselben würde wenigsten allen Theilen zur Ehre gereichen — d. h. die Beendigung eines furchtbaren Kampfes, der durch jede Schauderthat und jede Abscheulichkeit gebrandmarkt ist, eins der schönsten Länder unter der Sonne verheert, und für die elenden Wichte, welche in denselben verwickelt sind, schimpflich ist."

---

## Berichtigung

für das neunte Heft dieser Monatsschrift.

Seite 62 Zeile 1 von oben, lies: nicht minder statt nicht wieder.

# Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

## Zwei und zwanzigstes Kapitel.

### Der spanische Erbfolge-Krieg.

Das achtzehnte Jahrhundert begann mit einem Kriege, dessen Gegenstand schwerlich noch größer gedacht werden kann. Es handelte sich nämlich um den Besitz des spanischen Thrones, der, über die pyrenäische Halbinsel weit hinaus reichend, in Europa die Königreiche beider Sicilien und Sardinien, das Herzogthum Mailand und die sogenannten spanischen Niederlande, in Amerika die weitschichtigsten Kolonieen, in Asien die Philippinen umfaßte. Die ungeheure Ländermasse, welche das Haus Habsburg im sechzehnten Jahrhundert zusammen gebracht hatte, war herrnlos geworden in demjenigen Theile, welcher, nach Karl des Fünften Tode, auf Philipp den Zweiten und dessen Nachkommen übergegangen war. Karl der Zweite, geboren 1661, König von Spanien in einem Alter von fünf Jahren, sein ganzes Regentenleben hindurch das gedankenlose Werkzeug seiner Beichtväter und Minister, starb

den 1sten November 1700; und mit dem Verschwinden dieses Schattenkönigs hob eine Reihe von neuen Begebenheiten an, welche nicht wenig zur Umgestaltung aller europäischen Verhältnisse beitrug, und noch gegenwärtig, obgleich in veränderten Triebfedern, fortwirkt.

Karls des Zweiten Camarilla-Leben war noch nicht beendigt, als das künftige Schicksal der spanischen Monarchie ein Gegenstand ernstlicher Unterhandlungen zwischen Ludwig dem Vierzehnten und Wilhelm dem Dritten wurde; sie nahmen bald nach dem ryswicker Friedensvertrag ihren Anfang, und die Hauptfrage in denselben war, was geschehen müsse, um die Wiedervereinigung der spanischen Monarchie mit dem deutschen Kaiserthron zu verhindern.

Da Karl der Zweite, dessen Tod schon im Jahre 1698 mit jedem Tage erwartet werden konnte, weder Sohn, noch Tochter, noch Bruder hinterließ, die Grundgesetze der spanischen Monarchie aber eine Erbfolge in den Seitenlinien nicht bloß gestatteten, sondern sogar verordneten: so mußte das Thronrecht auf die beiden älteren Schwestern jenes Königs übergehen, von welchen Maria Theresia mit Ludwig dem Vierzehnten, Margaretha Theresia mit dem Kaiser Leopold vermählt gewesen war. Nun aber hatte die Gemahlin des französischen Königs in ihrem Ehe-Contrakt auf die Thronfolge Verzicht geleistet, und diese Verzichtleistung war im pyrenäischen Friedens-Vertrage bestätigt worden. Anders verhielt es sich mit der Gemahlin Leopolds: sie hatte nicht Verzicht geleistet, und da sie längst verstorben war, so waren ihre Ansprüche auf den spanischen Thron auf ihre einzige Tochter Maria Antoinetta übergegangen, welche, mit dem Kurfürsten von Baiern vermählt, Mutter

des Kurprinzen Joseph Ferdinand war. Dieser Prinz war demnach der einzige rechtmäßige Erbe Karls des Zweiten. Doch seine Ansprüche wurden dadurch erschüttert, daß der Kaiser, welcher die spanische Monarchie bei seinem Hause zu erhalten wünschte, sich auf eine Verzichtleistung berief, die er von seiner Tochter, der Erbherzogin Maria Antoinetta, bei ihrer Vermählung mit dem Kurfürsten Maximilian erhalten zu haben versicherte. Er selbst trat als Kron-Prätendant auf, indem er die Rechte seiner Mutter Anna, Tochter Philipps des Dritten, Königs von Spanien, geltend machte. Seiner Behauptung zufolge war der letzteren Prinzessin die Thronfolge in der spanischen Monarchie, sowohl durch ihren Ehe-Contract, als durch die Testamente der Könige von Spanien, zugesichert worden; und da er aus seiner Ehe mit einer Prinzessin von Pfalz-Neuburg zwei Söhne, die Erzherzöge Joseph und Karl, hatte, so wollte er geruhen, dem älteren den deutschen Kaiserthron, dem jüngeren die spanische Monarchie zu hinterlassen.

Man sieht, daß, bei diesen Verwickelungen, ein Krieg nicht wohl zu vermeiden war. Frankreich, dessen Ansprüche auf die spanische Thronfolge am wenigsten begründet schienen, wollte zwar das Vorrecht des baierschen Kurprinzen anerkennen, doch immer nur, sofern die Vereinigung der französischen Krone mit der spanischen eine politische Monstrosität seyn würde. Behauptend, daß die Verzichtleistung der Gemahlin Ludwigs des Vierzehnten den Kindern derselben nicht zum Nachtheil gereichen könne, weil diese ihr Anrecht nicht sowohl durch ihre Mutter, als durch das Grundgesetz des spanischen Königreichs hätten, verlangte

es zum wenigsten einen bedeutenden Theil des großen Erbes. Und dies war der eigentliche Gegenstand der Unterhandlungen, welche Ludwig der Vierzehnte mit Wilhelm dem Dritten pflog. Da beide Könige sich mit einander versöhnt hatten, so war nichts billiger, als daß der König von England den deutschen Kaiser, seinen bisherigen Bundesgenossen, eben so aufopferte, als der König von Frankreich Jakob den Zweiten aufgeopfert hatte. Es kam, auf diesem Wege, zur Verhütung eines allgemeinen Krieges, im Jahre 1698 zwischen Frankreich und England ein Theilungs-Tractat zu Stande, nach welchem dem Kurprinzen von Baiern, auf den Sterbefall Karls des Zweiten, die spanische Monarchie mit ihren transatlantischen Besitzungen, dem Dauphin von Frankreich das Königreich beider Sicilien, nebst den toskanischen Häfen, so wie auch die Markgrafschaft Finale und die Provinz Guipuscoa, dem Erzherzog Karl, zweitem Sohn des Kaisers, das Herzogthum Mailand zugesichert wurde. Auswärtige Mächte warfen also das Loos über Spanien, ohne weder die Nation, noch den hinfälligen König derselben im Mindesten zu befragen: so herabwürdigend war die Vorstellung, welche man von der Schwäche beider hatte.

Als Karl der Zweite erfuhr, was in Beziehung auf sein Königreich vorgegangen war, misbilligte er zwar den Theilungs-Tractat, doch ließ er sich dadurch nicht abhalten, den Kurprinzen von Baiern in seinem Testamente zu seinem Nachfolger in der spanischen Monarchie zu erkennen: eine Maaßregel, bei welcher unstreitig darauf gerechnet war, daß er Mittel finden werde, die Zerstückelung des Königreichs zu hintertreiben. Kaum war indeß das

Testament des Königs von Spanien bekannt geworden: so starb der junge Prinz, dem das größte europäische Erbe beschieden war, plötzlich zu Brüssel, wohin er sich begeben hatte, um sich vorläufig mit einem Theile seiner Unterthanen zu befreunden. Dies geschah den 6ten Febr. 1699.

Ein zweiter Theilungs-Tractat, welcher nunmehr nothwendig geworden war, kam den 13ten März 1700 zu London dahin zu Stande, daß der Herzog Karl, jüngerer Sohn des Kaisers zum präsumtiven Erben des spanischen Throns bestimmt, und dem Dauphin, außer dem Königreiche beider Sicilien und der Provinz Guipuscoa, das Herzogthum Lothringen zugesichert wurde, wogegen der regierende Herzog das Herzogthum Mailand eintauschen sollte. Man glaubte den kaiserlichen Hof durch diese Abänderung zufrieden gestellt zu haben; und um nichts von dem zu unterlassen, was seine Zustimmung zu dem neuen Theilungs-Tractate beschleunigen konnte, schickte Ludwig der Vierzehnte den Marquis von Villars nach Wien, recht eigentlich mit der Absicht, jede Contestation in der Geburt zu ersticken. Doch im kaiserlichen Cabinete waltete das Gefühl unverlierbarer Rechte vor: ein Gefühl, nach welchem der letzte Theilungs-Tractat gleich dem früheren verworfen werden mußte. Anfangs hielt man den französischen Gesandten durch unbestimmte Versprechungen hin; und als dieser ungeduldig wurde, brach man die ganze Unterhandlung ab. Der kaiserliche Hof hatte, wie versichert worden ist, um die Zeit, wo er sich so störrig bewies, nicht so viel Geld, daß er den Erzherzog Karl auf eine, seiner Würde und seiner künftigen Bestimmung entsprechende Weise nach Madrid senden konnte: allein er ließ

deßhalb nicht weniger den günstigen Augenblick vorüber-gehen, wo er die spanische Monarchie, mit Zustimmung Ludwigs des Vierzehnten und der vornehmsten europäischen Höfe, hätte an sein Haus zurückbringen können.

Um so thätiger war die französische Politik, der gro-ßen Angelegenheit, welche ganz Europa zu beschäftigen an-gefangen hatte, eine solche Wendung zu geben, welche den Absichten und Wünschen des Wiener Hofes gerade entge-gen war. Wie groß das Verdienst des Marquis von Harcourt, französischen Gesandten am spanischen Hofe, hier-bei war, mag dahin gestellt bleiben; doch ist jedem Kenner des spanischen Staatswesens auf der Stelle klar, daß die Geistlichkeit des Landes ihm halben Weges entgegen kam, weil ihr persönlicher Vortheil nicht besser bewahrt werden konnte, als in der Fortdauer einer Monarchie, welche, da sie aus den ungleichartigsten Bestandtheilen zusammenge-setzt war, nicht wohl anders, als durch das kirchliche Ge-setz regiert werden konnte. Der Pabst Innocenz der Zwölfte, der dies nicht minder fühlte, erklärte die Ver-zichtleistung der Gemahlin Ludwigs des Vierzehnten für ungültig, weil sie den Grundgesetzen der spanischen Mo-narchie entgegen gewesen wäre. Um so freieren Spielraum gewann denn der Cardinal Portocarrero, Karls des Zwei-ten erster Minister, für ein zweites Testament dieses Königs, worin er die Rechte seiner älteren Schwester, Maria Theresia, anerkannte, und zugleich erklärte: die Verzichtleistung dieser Prinzessin habe nur den Zweck gehabt, die Vereinigung Spaniens mit dem Königreich Frankreich zu verhindern, ein Beweggrund, welcher gänzlich wegfalle, wenn die spa-nische Monarchie an einen von den jüngeren Söhnen des

Dauphins übergebe. Ausgehend von diesem Grundsatze, ernannte der Testator Philipp von Anjou, zweiten Sohn des Dauphin, zum Erben der spanischen Monarchie in ihrer bestehenden Integrität, und substituirte ihm den Herzog von Berri, seinen jüngeren Bruder, diesem aber den Erzherzog Karl, und diesem den Herzog von Savoyen. Karl der Zweite unterzeichnete dies Testament, wodurch alle Theilungs-Tractaten aufgehoben wurden, wie er alles unterzeichnet hatte, und verschied nicht lange darauf. Und so war denn, durch den Eigensinn des österreichischen Hofes und durch die Geistesschwäche Karls des Zweiten, die große Angelegenheit Europa's, hinsichtlich der spanischen Monarchie, auf einen Punkt gediehen, worauf Ludwig der Vierzehnte sie zu sehen schwerlich gehofft hatte.

Unmittelbar nach Karls des Zweiten Tode sendete die spanische Regierungs-Junta einen Courier an Ludwig, den sie bat, in Folge der Anordnungen des verstorbenen Königs, seinen Enkel den Wünschen der spanischen Nation zu schenken. Unter „spanischer Nation" verstand die spanische Geistlichkeit nur sich selbst. Wie dem aber auch seyn mochte: am französischen Hofe wurde ein großer Staatsrath gehalten, um zu überlegen, was in einer Angelegenheit geschehen müsse, bei welcher die allgemeine Ruhe Europa's in einem so hohen Grade betheiligt war. Nun fehlte es zwar nicht an Stimmen, welche die Befolgung des Theilungs-Tractates empfahlen; doch die Mehrheit war für die Annahme des Testaments, weil, wenn man es nicht annähme, der König sich in dem Falle befinden würde, entweder seinen Ansprüchen gänzlich zu entsagen, oder einen kostspieligen Krieg zu unternehmen, um das zu er-

obern, was ihm nach dem Theilungs-Tractate zukomme. Frau von Maintenon, welche bei dieser Berathschlagung gegenwärtig war, fragte gefühlvoll: was denn der Herzog von Anjou verbrochen habe, um der spanischen Krone unwürdig zu seyn? In Ungewißheiten dieser Art ist es in Frankreich nur allzu oft der Fall gewesen, daß eine hyperbolische Redensart, welche ein großes Bild an die Stelle des Vernunftgrundes bringt, den Ausschlag gegeben hat. Ludwig, längst entschlossen und ganz unstreitig sehr zufrieden mit dem Ausgange, den seine Bemühungen genommen hatten, rief, wie begeistert, aus: „Jetzt giebt es keine Pyrenäen mehr!" Und auf dieses einzige Wort war plötzlich alles entschieden: der Marsch französischer Truppen nach den Gränzen Spaniens, die Reise seines Enkels nach Madrid, und selbst der Krieg mit den sämmtlichen Mächten Europa's, sofern sie sich das höchst zweideutige Testament Karls des Zweiten nicht gefallen lassen wollten.

Man hat Ludwig dem Vierzehnten dies Verfahren zum Vorwurf gemacht, indem man gesagt hat: „er würde, bei der allgemeinen Abneigung Europa's von einem neuen Kriege, den Frieden haben erhalten können, wenn er mit mehr Klugheit zu Werke gegangen wäre, nicht allen Mächten Trotz geboten, am wenigsten aber bei der Abreise seines Enkels öffentliche Briefe untersiegelt hätte, wodurch dem künftigen Könige von Spanien seine Rechte auf die Krone Frankreichs vorbehalten worden." Was das Letztere betrifft, so war es etwas Ueberflüssiges, da kein Gesetz etwas über die Dauer der Dynastieen vermag. Im Uebri-

gen that Ludwig nur, was sich nicht länger vermeiden ließ; denn daraus durfte er sich kein Geheimniß machen, daß er durch die Annahme des Testaments den deutschen Kaiser und den König von England so tödtlich beleidigt hatte, daß beide alle ihre Kräfte aufbieten würden, ihm die Erbschaft streitig zu machen, die sein Enkel antreten sollte. Auf Seiten der Holländer war es nur politische Heuchelei, wenn sie die Miene annahmen, als könnten sie sich zur Anerkennung Philipps von Anjou entschließen: sie hingen von Wilhelm dem Dritten ab, und sobald es diesem gelang, die Engländer für einen neuen Krieg gegen Frankreich zu gewinnen, konnten und durften sie nicht hinter dem Willen ihres Statthalters zurückbleiben. Die übrigen europäischen Mächte konnten weder sehr viel nutzen, noch sehr viel schaden: nicht zu gedenken, daß sich im Norden Europa's ein besonderer Krieg entwickelt hatte, der seine eigenthümliche Bahn zu beschreiben versprach. Es war also im Grunde nur eine Handlung der Vorsicht, wenn Ludwig der Vierzehnte sich von der Regierungs-Junta in Madrid zur Besetzung der spanischen Niederlande berechtigen ließ; denn da er vorher sehen konnte, daß der Hauptschauplatz des Krieges in den Niederlanden seyn würde, so kam er durch diese Besetzung nur den Entwürfen seiner Gegner zuvor: ein Verfahren, das im Leben niemals für einen Fehler gelten kann. Es ist wahr, daß er bei dieser Gelegenheit jene holländischen Truppen entwaffnen ließ, welche, einem Vertrage mit dem verstorbenen Könige von Spanien gemäß, in mehreren Städten vertheilt waren; aber auch dies war eine Maßregel,

wodurch das Unvermeidliche nur beschleunigt wurde: denn wenn sie unterblieben wäre, so würde deshalb der Krieg nicht weniger ausgebrochen seyn.

Welches waren überhaupt die Beweggründe der Seemächte zum Kriege mit Frankreich, nachdem Ludwig das Testament Karls des Zweiten angenommen hatte?

Da nach den testamentarischen Verfügungen dieses Königs die spanische Krone nie mit der französischen vereinigt werden konnte; da das Haus Oesterreich von der Erbfolge nicht schlechterdings ausgeschlossen war; da endlich, wenn dies Haus den Vorzug erhalten hätte, die Integrität der spanischen Monarchie nicht minder würden stipulirt worden seyn: so war das Geschrei, welches die Seemächte, nach dem Bekanntwerden des Testaments, über Ludwigs unersättlichen Ehrgeiz erhoben, in der That sehr schlecht begründet. Auch walteten ganz andere Beweggründe zum Kriege vor. Alle Vortheile, welche Frankreich durch die Besetzung des spanischen Königthrons mit einem französischen Prinzen gewann, waren nur Handelsvortheile. Sofern nun Ludwig der Vierzehnte eine Seemacht besaß, wodurch er Frankreich in dem Besitz dieser Handelsvortheile beschützen konnte, hatten die Seemächte freilich nicht die glänzenden Aussichten auf Benutzung der spanischen Trägheit, die sie gehabt haben würden, wenn der Erzherzog Karl an Philipps von Anjou Stelle den spanischen Thron bestiegen hätte: allein hierin lag denn auch der ganze Unterschied zwischen Leopold dem Ersten und Ludwig dem Vierzehnten in dem Urtheil Englands und Hollands. Durch ihr Geschrei über aufgehobenes Gleichgewicht legten sie also nur die Befürchtung an den Tag, daß Frankreich,

von Spanien begünstigt, sie in dem vortheilhaften Handel stören möchte, den sie bis dahin mit den spanischen Kolonieen getrieben hatten. Es war mit der europäischen Entwickelung dahin gekommen, daß der Krieg, der, so viele Jahrhunderte hindurch, immer nur Eroberungen bezweckt hatte, als Mittel, zur Begünstigung der Betriebsamkeit im Innern der Staaten aufgefaßt und gedacht wurde; und wenn in irgend Etwas, so hatten die sogenannten Gleichgewichtskriege des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hierin ihren Sinn: man wollte von der erreichten Höhe nicht ohne dringende Noth wieder herabsteigen, und fand es angemessen, sich, selbst mit großen Aufopferungen, auf derselben zu behaupten.

Für Wilhelm den Dritten trat freilich noch mehr ein: in dem persönlichen-Verhältniß, worin er seit dem ryswicker Frieden zu Ludwig dem Vierzehnten stand, war sein Stolz um so mehr verletzt, weil das Parliament seine Theilungs-Tractate immer gemißbilligt hatte. Obgleich schon kränklich und auf einen nahen Tod gefaßt, wollte er sich nicht auf den Punkt zurückgesetzen lassen, von welchem er im Jahre 1688 ausgegangen war. Um nun diesem Schicksal zu entgehen, begab er sich zu Anfang des Juli 1701 nach Holland, wo er, nach seiner Ankunft, einer Versammlung der General-Staaten in Haag beiwohnte. Der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich hatte um diese Zeit bereits seinen Anfang genommen; und da auf diese Weise alles zu einer neuen Coalition vorbereitet war: so konnte diese nicht länger ausbleiben. Die Besprechungen wurden in Haag eröffnet; und den 7ten September 1701 kam zwischen dem Kaiser, dem König

von England und den General-Staaten ein Bündniß zu Stande, dessen Haupt-Artikel folgende waren: die spanischen Niederlande sollten erobert werden, um als bleibende Schutzmauer zwischen Frankreich und Holland zu dienen; der Kaiser sollte in den Besitz des Herzogthums Mailand, der Königreiche Neapel und Sicilien, so wie in den Besitz aller der Länder und Inseln treten, welche, längs der toskanischen Küste, bisher zum spanischen Königreiche gehört hätten. Dafür sollten denn der König von England und die General-Staaten alle die Länder und Städte behalten, welche sie den Spaniern in den beiden Indien abnehmen würden. Zugleich wurde festgesetzt: die Verbündeten sollten sich ihre etwanigen Entwürfe traulich mittheilen, keiner ohne Genehmigung des andern einen Frieden oder Waffenstillstand schließen, alle auf die Verhinderung einer Vereinigung Spaniens und Frankreichs unter derselben Regierung, so wie auf die Verhinderung von Erwerbungen, welche Frankreich in Amerika machen könnte, hinwirken, endlich mit vereinigter Kraft darauf dringen, daß den Seemächten der ungestörte Handel mit den spanischen Kolonieen verbleibe, und folglich, selbst nach abgeschlossenem Frieden, in dem Vertheidigungsstand gegen Frankreich verharren. Zwei Monate sollten angewendet werden, um die verlangte Genugthuung und Sicherheit auf gütlichem Wege zu erhalten, und nach Verlauf derselben, wenn Frankreich sich hartnäckig bewiese, der Krieg erklärt werden, und der Zutritt zu dem Bündniß allen, die daran Theil nehmen wollten, offen stehen.

Mit diesem Bündniß kehrte Wilhelm der Dritte nach England zurück, wo sich, während seiner Abwesenheit, die

Stimmung der Gemüther auf's Wesentlichste zu seinem Vortheil verändert hatte.

Den 16ten September 1701 (also neun Tage nach Abschluß des so eben gedachten Bündnisses) war König Jakob der Zweite zu St. Germain an einer langwierigen Krankheit gestorben. Zur Steuer der Wahrheit muß hier angeführt werden, daß dieser unglückliche Monarch nach dem letzten Versuch, noch einmal auf den verlornen Thron zu gelangen, aller irdischen Größe entsagt, und sich bloß mit seinen geistlichen Angelegenheiten beschäftigt hatte. Alle Bemühungen seiner Gemahlin, ihn zu neuen Hoffnungen und Entwürfen aufzuregen, waren gleich vergeblich gewesen: seine letzten Jahre waren unter Jagd und Andachtsübungen verstrichen, bei welchen er sich sogar die Büßungen früherer Sünden nicht erspart hatte. Selbst die Mönche von la Trappe, welche er häufig besuchte, waren erbaut worden von seinem demüthigen und frommen Betragen, das sich am wenigsten gegen seine Diener verleugnete; denn gegen diese war er, im stärksten Gegensatz von jener herrischen Denkart, die ihn aus England vertrieben hatte, die Herablassung und Milde selbst. In seiner letzten Krankheit hatte er seinen Sohn, den Prinzen von Wales, beschworen, seine Religion jedem weltlichen Vortheil vorzuziehen, und selbst den Gedanken auf die brittische Krone fahren zu lassen, wenn sie nur gegen Aufopferung des Glaubens erworben werden könnte. Er empfahl diesem jungen Prinzen, vor allem, Gerechtigkeit und christliche Vergebung, versichernd, daß er selbst dem Prinzen von Oranien, dem Kaiser und allen seinen übrigen Feinden von ganzem Herzen verzeihe. Unter solchen Aeußerungen, die freilich seinem

Alter eben so angemessen waren, als seinen widrigen Schicksalen, gab er den Geist auf, und wurde, auf sein Verlangen, ohne allen Pomp in der Kirche der englischen Benedictiner zu Paris beerdigt.

Ludwig der Vierzehnte hatte ihn während seiner letzten Krankheit mehr als einmal besucht; und es braucht nicht gesagt zu werden, daß von Seiten des Sterbenden keine Aufforderung zur Unterstützung der verwirkten Ansprüche des Prinzen von Wales erfolgt war. Wirklich würde, ohne die Reise Wilhelms des Dritten nach dem Haag, und ohne die Unterhandlungen, welche daselbst gepflogen wurden — Unterhandlungen, von welchen der König von Frankreich auf's Genaueste unterrichtet war — alles in dem Geleise geblieben seyn, worein der ryswicker Frieden die Dinge gebracht hatte. Nur die veränderte Lage Ludwigs brachte andere Beschlüsse in Gang; und zu diesen gehörte auch, daß der Prinz von Wales, unmittelbar nach dem Tode seines Vaters, zu St. Germain als König von England ausgerufen, und an dem Hofe zu Versailles als solcher behandelt wurde. Dies war allerdings ein förmlicher Bruch des ryswicker Friedens-Tractats; nur daß man nicht vergessen darf, daß dieser Tractat auch von Wilhelm bereits gebrochen war, sofern er einen neuen Tractat mit dem Kaiser abgeschlossen hatte. Wilhelm der Dritte war über den Schritt Ludwigs vielleicht am wenigsten verwundert; nichts desto weniger aber fertigte er auf der Stelle einen Eilboten an den König von Schweden, als Garant des ryswicker Friedens, ab, und rief seinen Gesandten zu Paris (den Grafen von Manchester) mit dem Befehl zurück, von dem Hofe keinen Abschied zu

nehmen. Zwar rechtfertigte Ludwig der Vierzehnte sein Verfahren durch ein Manifest, worin er bewies, daß er weit dringendere Ursache zur Unzufriedenheit mit dem Könige von Großbritannien und den General-Staaten habe, da ihre Erklärungen und Zurüstungen zu Gunsten des Kaisers als wirkliche Verletzungen der Tractaten betrachtet werden könnten: allein er fand wenig Eingang in die Gemüther, theils weil alle die Vorurtheile fortdauerten, die man seit beinahe vierzig Jahren gegen ihn gefaßt hatte, theils weil man sich immer im Nachtheil befindet, wenn man, wäre es auch nur scheinbar, bösen Rathschlägen vorgreift.

Diesen Umständen verdankte Wilhelm den herzlichen Empfang, der ihm zu Theil wurde, als er zu Anfang des Novembers von Holland nach England zurückkam. Alles flog ihm entgegen, weil man im höchsten Grade empört war von der Anmaßung, womit Ludwig der Vierzehnte den Bürgern Großbritanniens hatte einen König geben wollen; denn so wurde sein Verfahren gedeutet. Ein Fürst, den die Engländer nie geliebt hatten, sah sich also plötzlich angebetet und von den stärksten Anerbietungen überrascht. Er selbst wurde dadurch gewisser Maßen gezwungen, aus der Zurückhaltung hervorzutreten, die ihm bis dahin eigen gewesen war; und dies that er bei Eröffnung des nächsten Parliaments, wo seine Rede vom Thron lauter Vertrauen und Liebe athmete. Das Parliament blieb nicht zurück. In seiner Danksagung für die Thronrede trug es darauf an, daß den Allianz-Tractaten ein Artikel angehangen werden sollte, worin erklärt würde, „daß mit Frankreich nicht eher ein Friede zu Stande

kommen sollte, als bis es Genugthuung gegeben wegen der starken Beleidigung, die es sich in der Anerkennung und Erklärung des angeblichen Prinzen von Wales zum König von England, Schottland und Irland habe zu Schulden kommen lassen." Es blieb hierbei nicht stehen; denn es bewilligte 40,000 Mann für den Seedienst, und die gleiche Zahl, um in Verbindung mit den Truppen der Verbündeten Frankreich zu Lande zu bekämpfen. Nie war die Subsidie reichlicher ausgefallen. Kurz: seit den Zeiten der Königin Elisabeth war nie mehr Uebereinstimmung und Zusammenklang zwischen Volk und König gewesen, als zu Anfang des Jahres 1702, wo Wilhelm der Dritte seinem Ende so nahe war.

Vor seiner Zurückkunft aus Holland hatte dieser König mehrere deutsche Fürsten in das Bündniß gezogen, an dessen Spitze er stand, und mit ihnen die Unternehmungen des nächsten Feldzugs besprochen. Auf den Rath des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, war er selbst entschlossen, Cadiz zu erobern, damit es dem Admiral von Castilien und den übrigen Großen Spaniens nicht an Beweggründen zum Abfall vom Hause Bourbon fehlen möchte. Da der Kurfürst von Köln Kaiserwerth in die Hände der Franzosen hatte gerathen lassen: so sollten die Verbündeten zunächst diese Festung wieder erobern. Der Kurfürst von Hannover hatte die Entwaffnung des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel übernommen, welcher für Frankreich kämpfte. In Verbindung mit dem Markgrafen Ludwig von Baden wollte der römische König Landau einschließen; und der Kaiser hatte sich anheischig gemacht, dem Prinzen Eugen von Savoyen mächtige Verstärkungen für Italien nach-

nachzusenden. Von allen diesen Entwürfen sollte Wilhelm der Dritte keinen in's Werk gerichtet sehen. Seine Leibeskräfte waren erschöpft, und unter unsäglichem Anstrengen verbarg er den Verfall einer Gesundheit, welche täglich mehr dahin schwand. Er ritt den 21sten Februar von Kensington nach Hampton-Court, als sein Pferd unter ihm zusammenstürzte, und er, beim Fall auf den harten Boden, ein Schlüsselbein zerbrach. Man brachte ihn nach Kensington zurück, wo es in den nächsten Tagen den Anschein gewann, als ob er würde wieder hergestellt werden. Doch vom 1sten März an stellten sich nach einander die schlimmsten Symptome ein; und nachdem er mehrere Tage hindurch an einem Durchlauf gelitten hatte, verschied er den 8ten März in dem klarsten Bewußtseyn dessen, was er sein thätiges Leben hindurch gewollt hatte. Nur an seinem Sterbetage verließ ihn seine Theilnahme an den Händeln der Welt; denn als an diesem Tage der Graf von Albemarle aus Holland anlangte und ihm, in einer geheimen Unterredung, von dem Stande der Dinge Bericht erstattete, vernahm er diesen Bericht mit auffallender Gleichgültigkeit, und sagte alsdann, gleichsam zu seiner Entschuldigung: „ich nähere mich dem Ende meines Lebens.“ Sein Leichnam wurde in der Westminster-Abtei beigesetzt. In seinem Testament, das im Haag eröffnet wurde, erklärte er seinen Vetter Friso von Nassau, Statthalter von Friesland, zum Universalerben, und in einem angehängten Codicill vermachte er dem Grafen von Albemarle, den er vor allen geliebt hatte, die Herrschaft Breevert und ein Legat von 200,000 Gulden.

So endigte in einem Alter von zwei und funfzig

Jahren Wilhelm der Dritte, nachdem er dreizehn Jahre über England geherrscht hatte. Viel wird ihm von den englischen Geschichtschreibern zum Vorwurf gemacht; vornämlich der innigere Zusammenhang, worein er England mit dem festen Lande gebracht, und die Staatsschuld, wozu er durch seine Anlehen den ersten Grund gelegt hat. Es liegt indeß am Tage, daß diese Geschichtschreiber nur der beschränkten Ansicht folgten, die sie vom Staatsleben hatten. Nie würde Wilhelm eine Rolle in England gespielt haben, wenn er nicht die Kunst verstanden hätte, den Bedürfnissen seiner Unterthanen zu Hülfe zu kommen, um etwas mehr aus ihnen zu machen, als sie jemals unter den Stuarts werden konnten. Im Grunde that er nur, was der Vortheil der Britten forderte; und indem dies die Richtschnur seiner Politik war, erwarb er sich den Ruhm, der Gründer von Großbritanniens gegenwärtiger Größe zu seyn: ein Ruhm, den ihm heut zu Tage Niemand streitig machen wird. Im Allgemeinen läßt sich behaupten, daß nie eine Usurpation so glückliche Folgen gehabt habe, wie die des Prinzen von Oranien, als er sich auf Kosten seines Oheims und Schwiegervaters des brittischen Thrones bemächtigte.

Als die Nachricht von Wilhelms Hintritt im Haag anlangte, verbreitete sich die größte Bestürzung. Die Stände versammelten sich ohne Zeitverlust, und betrachteten sich gegenseitig mit Erstaunen und schweigsamer Befürchtung. Man seufzte, weinte, umarmte sich, und gelobte, mit Uebereinstimmung zu Werke zu gehen und für die Erhaltung des Vaterlandes den letzten Blutstropfen zu vergießen. Es wurden hierauf Sendschreiben an die

Städte und Provinzen ausgefertigt, worin man zur Einigkeit und Ausdauer ermahnte. Nicht lange darauf theilte der Staatspensionär Fagel den Ständen Hollands ein Schreiben mit, das er von dem Grafen von Marlborough erhalten hatte, und worin die bündigsten Zusicherungen von Freundschaft und Beistand gegeben wurden. Dies Schreiben richtete die Gemüther zu neuen Hoffnungen auf, und die letzte Spur von Niedergeschlagenheit verschwand, als Marlborough, bekleidet mit dem Charakter eines außerordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten der brittischen Regierung, in Haag erschien, und zugleich ankündigte, daß England entschlossen sey, den von dem verstorbenen Könige eingeleiteten Bündnissen treu zu bleiben, und alles zu thun, was die allgemeinen Angelegenheiten Europa's heischen würden.

Ganz entgegengesetzt war die Wirkung, welche die Nachricht von Wilhelms Tode in Frankreich hervorbrachte. Sie wurde für so wichtig gehalten, daß der Gouvernör von Calais den ersten Ueberbringer derselben einsperren ließ, bis seine Aussage sich bestätigt haben würde. Am Hofe Ludwigs des Vierzehnten verbreitete sich hierauf eine bis an Entzücken reichende Freude, welche zu Paris auf's Lebhafteste nachempfunden wurde; denn die Bewohner dieser Hauptstadt hatten Mühe, sich in den Gränzen der Schicklichkeit zu halten. Nur zu Rom ging man noch weiter, indem man sich, in dem Jubel über Wilhelms Tod, so kühn über alle Vorschriften der Anständigkeit hinweg setzte, daß sich der Cardinal Grimani, als kaiserlicher Minister, darüber gegen den Pabst, als über eine seinem Herrn zugefügte Beleidigung beschwerte, die dieser, als Wil-

helms Freund und Verbündeter, ahnden müsse. Das Werk der Jesuiten und ihrer Anhänger war hierdurch nicht beendigt. Beide glaubten den eingetretenen Unfall benutzen zu können, um den begonnenen Kampf auf Frankreich und den deutschen Kaiser zu beschränken. Vorzüglich wünschten sie Holland von dem großen Bündniß abzuziehen. Ohne Zeitverlust erhielt Herr von Barre, den der Graf von Avaux im Haag zurückgelassen hatte, Beglaubigungsschreiben, welche ihn zu Unterhandlungen mit den General-Staaten berechtigten; und in dieser Eigenschaft überreichte er eine Denkschrift, worin der französische Hof, nach strengen Bemerkungen über den verstorbenen König und das frühere Betragen der Holländer; die Hoffnung äußerte, daß die General-Staaten, nachdem sie ihre Freiheit zurückerhalten, mit ihrem wahren Vortheil besser zu Rathe gehen würden. Nichts paßte weniger zu der herrschenden Stimmung der Gemüther, als diese unzeitige Aufforderung. Die Antwort der General-Staaten war nur der Ausdruck der Verehrung für den verstorbenen Statthalter, doch so, daß man nicht unterließ, sich über die Unverschämtheit der französischen Einflisterungen zu beklagen. Der kaiserliche Gesandte und der Graf von Marlborough, in allen Dingen vollkommen einverstanden, waren der Meinung, daß die Kriegserklärung gegen Frankreich nicht länger verzögert werden dürfe; und um derselben noch mehr Nachdruck zu geben, verabredeten sie mit den General-Staaten, daß sie, an einem und demselben Tage, zu Wien, zu London und im Haag erfolgen sollte.

Dies alles war die Folge der Veränderungen, welche, seit Wilhelms des Dritten Tode, in England

vorgegangen waren. Wer hätte nicht glauben mögen, daß die ganze Coalition, welche dieser König im Jahre 1701 zu Stande gebracht hatte, mit ihm werde zu Grabe getragen werden? Dies war jedoch so wenig der Fall, daß seine Nachfolgerin, die Königin Anna, Jakobs des Vertriebenen zweite Tochter, bei der ersten Unterredung, welche sie, nach Wilhelms Tode, mit dem geheimen Rathe hatte, erklärte: sie sei fest entschlossen, alle, zur Bekämpfung Frankreichs bisher getroffene Anstalten fortzusetzen, und den Verbündeten die Versicherung zu geben, daß sie das Aeußerste zur Unterstützung der gemeinschaftlichen Sache thun werde. Anna war acht und dreißig Jahr alt, als sie sich auf diese Weise erklärte. Vermählt mit dem Prinzen Georg von Dänemark, hatte sie ihre vorzüglichste Stütze in der Gräfin von Marlborough, einer ränkevollen Frau, die von Jugend auf ihre Vertraute gewesen war. Die Königin selbst war nichts weniger als leidenschaftlich gesinnt; ihrer natürlichen Mäßigung, welche nur allzu sehr an Gleichgültigkeit gränzte, verdankte sie die ganze Reihe von Schicksalen, welche sie, nach der Vertreibung ihres Vaters und nach so vielen unter der letzten Regierung erlittenen Kränkungen, auf den brittischen Thron geführt hatte. Um so weniger gemäßigt war die Gräfin von Marlborough. Nur beschäftigt mit der Erhebung ihres Hauses, wollte sie die vorhandenen Umstände zu diesem Endzweck benutzen. Ihr Gemahl gehörte zu den Ehr- und Ruhmsüchtigen, die nur im Kriegsgetümmel ihre Genugthuung finden. Ausgezeichnet durch Gestalt und Schönheit, hatte er die Laufbahn eines Kriegers festgehalten, seitdem dem Marschall Türenne die Prophezeihung entfahren war, „daß der schöne

Engländer einer von den größten Helden seines Jahrhunderts seyn werde." Als der Familie Churchill angehörend, hatte er sein erstes Glück unter Jakob dem Zweiten gemacht, aber diesen Wohlthäter aufgegeben, sobald ihm klar geworden war, daß er sich aufopfern müsse, um den König zu retten. Man war in diesen Zeiten nachsichtig genug, um zwischen König und Vaterland zu unterscheiden, und von einem Dienste, der dem ersteren entzogen war, anzunehmen, daß er dem letzteren erwiesen sey. Die Brauchbarkeit Churchills war Wilhelm dem Dritten nicht entgangen; und dieser König hatte die Verdienste des angehenden Helden durch Erhebung in den Grafenstand belohnt. Nach Wilhelms Tode war dem Grafen von Marlborough nichts so günstig, als der Umstand, daß seine Gemahlin seit langer Zeit nicht bloß die Vertraute, sondern selbst das Orakel der Thronerbin war. Durch dies Verhältniß wurde er gewissermaßen der Suverän der Engländer; die Bedingung dieser Suveränetät aber war — ein Krieg mit Frankreich, wesentlich durch ihn auf einem Boden geführt, wo er jeden Zusammenstoß mit Landesleuten vermied, welche ihn an Ehrgeiz und Anmaßung gleich kamen. Glaubwürdig wird von Marlborough erzählt, daß seine erste Erziehung in einem so hohen Grade vernachlässigt worden sei, daß er nicht einmal die Fähigkeit erworben habe, sich in seiner Muttersprache schriftlich mit Bestimmtheit auszudrücken; was ihm aber auch dadurch abgehen mochte, so fehlte es ihm doch nicht an derjenigen Gewandtheit und Ueberlegenheit des Geistes, wodurch man erst den festen Punkt gewinnt, der zu allem erfolgreichen Einwirken nöthig ist, und sich dann die Köpfe unterordnet.

Als Marlborough vom Haag nach London zurückgekommen war, wurden die Anstellungen so geordnet, daß er den freiesten Spielraum für seine Wirksamkeit gewann. Die Hauptsache dabei war, daß Lord Godolphin Lord Großschatzmeister wurde. Marlborough drang hierauf mit so viel Nachdruck, daß er rund heraus erklärte, er werde den Oberbefehl über das Heer nur unter dieser Bedingung übernehmen. Als dies abgemacht war, fanden die Uebrigen ihre Plätze: der Gemahl der Königin als Generalissimus der sämmtlichen Truppen zu Lande und zu Wasser ein Titel, welcher nicht lange darauf in den eines Lord Groß-Admirals verwandelt wurde. Der übrigen Anstellungen zu gedenken, ist hier schwerlich der Ort. Genug, daß der Charakter der Königin Anna nichts an der Politik Wilhelms des Dritten veränderte, und daß sich schon vom Jahre 1702 an vorhersehen ließ, der Tod dieses entschlossenen Königs, weit entfernt, ein Vortheil für Frankreich zu seyn, werde diesem Staate zum größten Nachtheil gereichen.

In Wahrheit, je mehr Ludwig der Vierzehnte im Alter vorgerückt war, desto mehr hatte Frankreich angefangen, seine Kraftlosigkeit und Schwäche zu fühlen. Verschwunden bis auf die letzte Spur war jener Geist der Unabhängigkeit, der sich in den Bürgerkriegen entwickelt hatte und in den Frondeunruhen noch einmal aufgelebt war. Nachdem nun Ludwig vierzig Jahre hindurch gesagt hatte: „ich, ich bin der Staat," war es dahin gekommen, daß das willenlose Frankreich keines Aufschwungs mehr fähig war. Nicht mit Unrecht hatte Wilhelm in seinen letzten Lebensjahren über die verkehrte Welt

am französischen Hofe gespottet, „wo — wie er zu sagen pflegte — der König die Alten für die Freuden der Liebe, die Jungen zu seinen Rathgebern zu wählen gewohnt wäre.“ Eigentlich gingen alle Wahlen von der Frau von Maintenon aus, welche keinen anderen Maßstab für Verdienst und Tugend hatte, als die Fähigkeit, ihr Verhältniß zu dem Könige zu ehren. Hiernach brachte sie an die Stelle des jungen Barbesieur, den Ludwig hatte zum Kriegsminister bilden wollen, der aber schon im Jahre 1701 gestorben war, den frommen Chamillard, welcher die Einkünfte der Communität zu St. Cyr (eines Instituts zum Besten adeliger Wittwen und Fräulein) zu ihrer Zufriedenheit verwaltet, und, zur Belohnung für ein so hohes Verdienst, schon früher zum General-Controleur ernannt worden war. Das Talent, dieser Frau zu gefallen, schloß also jedes andere in sich; und wer es nicht besaß, der konnte, wenn er schon seit längerer Zeit angestellt war, auf Zurücksetzung, wo nicht auf noch Schlimmeres rechnen. Wollten die Minister irgend etwas durchsetzen, so mußte sie vorher dafür gewonnen seyn; denn ohne ihre Zustimmung that Ludwig der Vierzehnte durchaus nichts, und indem er sie zu seiner Pythie machte, war er, ohne es zu ahnen, für seine Beschlüsse nicht selten abhängig von Nanon Babbien, einer alten Magd, welche Frau von Maintenon, als Scarrons Wittwe, beibehalten hatte, und welche, theils in Folge der Gewöhnung, theils durch häusliche Dienste, ein unwiderstehliches Uebergewicht über ihre Frau ausübte *). So verhielt es sich mit den

*) „Ich habe — sagte Lemontey in seinem öfters angeführten Werke — mir sehr viel Mühe gegeben, zu erforschen, ob es,

Grundlagen der Unumschränktheit, auf welche Ludwig so stolz war, daß er, ihr zu Liebe, seine nächsten Verwandten als Sklaven behandelte. Alles, was auch nur von fern her Sittlichkeit genannt zu werden verdient, war in Hoffitte aufgegangen; und weil Personen, welche gleiches Interesse haben, sich aus ihren Beweggründen nicht lange ein Geheimniß zu machen pflegen, so trug man, in den letzten zwanzig Jahren der Regierung Ludwigs des Vierzehnten, kein Bedenken mehr, mit Hinwegsetzung über jedes Ehrgefühl die eigene Niederträchtigkeit einzugestehen *).

Bei dieser Auflösung, dieser Schwäche, würd' es das

während der Regierung des großen Ludwig, in Frankreich nicht noch eine andere Obergewalt gegeben habe; aber ich gestehe, daß es mir unmöglich gewesen ist, über Nanon Babbien hinauszukommen."

*) „Duclos Denkwürdigkeiten sind voll von Zügen, welche dies beweisen. Der erste Marschall von Villeroi, Erzieher Ludwigs des Vierzehnten, pflegte zu sagen: Il faut tenir le pot de chambre aux ministres, tant qu'ils sont en place, et le leur verser sur la tête, quand ils n'y sont plus. Er fügte hinzu: Quelque ministre de finances qui vienne en place, je déclare d'avance que je suis son serviteur, son ami et même un peu son parent et cet. — Welch ein Prinzenerzieher! — Wie weit der Götzendienst, mit Verleugnung aller Gefühle des eigenen Werths, in Beziehung auf Ludwig den Vierzehnten getrieben wurde, und in wie hohem Grade sich dieser dadurch geschmeichelt fühlte, davon zeugt folgende von demselben Schriftsteller aufbewahrte Anekdote. „Ludwig schickte einen von seinen Läufern mit einem Schreiben an den Herzog von Montbason. Der Läufer kam zu einer Zeit an, wo der Herzog sich eben zu Tische setzen wollte. Was that der Herzog? Er wies dem Läufer die erste Stelle an seiner Tafel an, und als abgegessen war, begleitete er ihn bis an die Hausthüre. Als Ludwig dies erfuhr, freute er sich über die Höflichkeit des Herzogs; und weit davon entfernt, darin eine Verspottung zu finden, sprach er bei mehr als Einer Gelegenheit davon, und wußte es dem Herzog Dank."

Wunder aller Wunder gewesen seyn, wenn es für Ludwig den Vierzehnten und für Frankreich noch glückliche oder glänzende Erfolge gegeben hätte. Von den alten Generalen war nur Catinat noch übrig; allein er stand bei Hofe nicht in Ansehn, weil es ihm an allen den Eigenschaften fehlte, wodurch man das Vertrauen Derer gewinnt, die nur mit der eigenen Wohlfahrt beschäftigt sind: selbst Villeroi wurde ihm vorgezogen; und wir werden sogleich sehen, welche Folgen dies für die Führung des Krieges hatte. Vendôme, ein Enkel Heinrichs des Vierten, galt für eben so tapfer als liebenswürdig; allein sein großer Fehler war, daß er nichts vorhersah und am Schlachttage durch einen wilden Ungestüm alles verbessern wollte: übrigens von dem Soldaten geliebt, weil er ihm viel nachsah, und durch seine Vertraulichkeit die Herzen gewann. Der vorzüglichste unter Ludwigs Generalen war unstreitig Villars; doch seine unabhängige Denkweise, sein rauher Ton und seine schonungslose Rede waren, in dem Urtheil der Minister, und noch weit mehr in dem Urtheil der Frau von Maintenon, Gebrechen, die durch keine noch so überwiegende Einsicht, ja nicht einmal durch Glanzthaten und Siege aufgewogen werden konnten. Berwick, ein natürlicher Sohn Jakobs des Zweiten, wurde, bei sonst vortrefflichen Eigenschaften, durch seine Schweigsamkeit und sein brittisches Phlegma verhindert, jemals den Beifall des Hofes und die Zuneigung des Heeres gewinnen zu können.

Der Krieg, dessen Gegenstand die spanische Erbfolge war, nahm schon im Jahre 1701 seinen Anfang. Jenen vortheilhaften Frieden, den Leopold im Jahre 1699 mit den Türken geschlossen hatte, verdankte er den Siegen des Prinzen Eugen von Savoyen und des Prinzen Ludwig von

Baden. Nachdem nun die Ruhe auch in Ungarn wieder hergestellt war, dachte der deutsche Kaiser vor allen Dingen darauf, wie er die Fürsten des deutschen Reichs für seine Plane gewinnen wollte. Die Erhebung des Hauses Hannover zur achten Kurwürde, so wie die Erhebung des Hauses Brandenburg zur Königswürde, waren freilich Schritte, wodurch alle inneren Verhältnisse des deutschen Reichs verändert wurden; allein, wenn diese Schritte durch den westphälischen Frieden eingeleitet waren, so hatte die Politik des österreichischen Hofes sie unter den gegenwärtigen Umständen nothwendig gemacht: denn von ihnen hing größten Theils der Erfolg ab, womit Frankreich in Italien bekämpft werden konnte. Während nur Pfalz-Baiern und der Kurfürst von Cöln es mit Frankreich hielten, rückte Prinz Eugen durch das Tridentinische in Italien ein. Kein anderer Heerführer hätte besser zu der Aufgabe gepaßt, welche hier gelös't werden sollte; denn außerdem, daß Ludwig der Vierzehnte die angetragenen Dienste des Prinzen Eugen verschmäht hatte, und diesem folglich Gelegenheit gegeben war, seine Zurücksetzung zu rächen, ließ sich annehmen, daß er, als savoyischer Prinz, das Erdreich, auf welchem er Krieg führen sollte, am besten kennen würde. Victor Amadeus, damals noch Herzog, hatte sich zwar noch nicht für Oesterreich erklärt; allein er schwankte in seiner Politik, wie alle kleinen Fürsten, sei es, weil er die wachsende Größe Frankreichs in Italien fürchtete, sei es aus noch schlechteren Gründen. In der Nähe von Chiari hatte Prinz Eugen sein Lager aufgeschlagen, und dasselbe stark verschanzt, als für die Franzosen die Frage entstand, ob sie vorgehen oder zurückweichen

sollten. Villeroi, welcher den Oberbefehl führte, drang auf einen Angriff auf das verschanzte Lager. Ihm widersprach Catinat: doch nur mit dem Nachdruck eines Untergeordneten, dessen Hauptpflicht der Gehorsam ist. Der Angriff geschah mit allen Nachtheilen, welche Catinat vorhergesehen hatte. Ein großer Verlust — er betrug nicht weniger als 5000 Mann — war die natürliche Folge davon. Catinat ging hierauf nach Frankreich zurück, wo er sich zu Versailles rechtfertigte, ohne irgend Jemand anzuklagen. Nach seiner Entfernung bemächtigte sich Prinz Eugen des Mantuanischen, ohne jedoch Mantua selbst zu erobern. Der Krieg wurde, den ganzen Winter hindurch, fortgesetzt; und bei jedem neuen Auftritt zeigte sich, wie wenig Villeroi seinem Gegner gewachsen war, welcher, nach und nach, alle Plätze am Oglio einnahm, und außer einem unbezwinglichen Muth eine unermüdliche Wachsamkeit an den Tag legte. Im Jan. 1702 gab es eine Ueberrumpelung Cremona's. Schon war das Thor geöffnet, durch welches Eugen und sein Gefolge einrückten; schon war Villeroi, den der Lärm aus seinem Schlummer geweckt hatte, auf der Straße gefangen genommen, als der Prinz die halb vollendete Eroberung der Stadt wieder aufgeben mußte, weil ein irisches Regiment in französischen Diensten die Brücke besetzt hatte, über welche, seinen Anordnungen zufolge, ein zweites Truppen-Corps aus dem Parmesanischen in Cremona eindringen sollte.

So verhielt es sich mit den ersten Erfolgen des spanischen Successions-Krieges. Ludwig der Vierzehnte, beunruhigt von der Thätigkeit und dem kriegerischen Geiste des kaiserlichen Oberfeldherrn in Italien, verstärkte sein

Heer daselbst, und sandte den Herzog von Vendôme als denjenigen unter seinen Generalen, in dessen Geschicklichkeit er das meiste Vertrauen setzte. Zugleich bot er alles auf, um den Herzog von Savoyen zu sich herüber zu ziehen. Doch dieser wollte, nachdem er von Frankreich alles erhalten hatte, was seinem Ehrgeiz schmeicheln konnte, d. h. nachdem seine älteste Tochter mit dem Herzog von Burgund und seine zweite Tochter mit dem Herzog von Anjou, gegenwärtigen König von Spanien, vermählt war, nichts auf's Spiel setzen, überzeugt, daß Frankreichs Verlegenheiten im Fortschritt der Zeit noch unendlich größer werden würden. So verstrichen mehrere Monate unter vergeblichen Unterhandlungen. Erst gegen die Mitte des August kam es zwischen Vendôme und Eugen zu einem ernstlichen Kampf. Jener ging darauf aus, die feindlichen Magazine bei Luzzara zu nehmen. In nächtlicher Stille zogen beide Heere gegen einander, ohne zu wissen, daß auch der Feind zum Angriff bereit sei. In der größten Verwirrung zogen die Franzosen einher, und Vendôme half dieser nicht ab, als die vorausgeschickten Haufen schon zum Gefecht gekommen waren. Erst als die Schlacht ihren Anfang genommen hatte, führte er voll Geistesgegenwart an; und unermüdlich in seinen Anstrengungen erreichte er wenigstens so viel, daß er nicht geschlagen wurde. Beide Heere behaupteten, die Nacht hindurch das Schlachtfeld. Am folgenden Tage fühlte sich Eugen allzu schwach, um noch länger Stand zu halten, und in dem er wich, kamen die Franzosen in den Besitz von Luzzara und Guastalla.

Als dies geschah, hatte der Krieg in Deutschland und

den Niederlanden bereits seinen Anfang genommen. Ohne den Krieg zwischen Schweden und Polen würde der größte Theil von Norddeutschland wider Frankreich aufgestanden seyn: die Fortschritte, welche Karl der Zwölfte in Polen gemacht hatte, und die Drohungen, welche er an dieselben knüpfte, nöthigten den König von Preußen und den Kurfürsten von Hannover, zur Beschützung ihrer eigenen Länder zurück zu bleiben; doch gelang es dem letztern, in Verbindung mit dem Herzog von Zelle, die Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel und von Sachsen-Gotha zur Entsagung der Verbindlichkeiten zu vermögen, welche sie für Frankreich übernommen hatten. Die Belagerung von Kaiserswerth, welches von den Franzosen besetzt war, dauerte vom April bis zum Juni, wo endlich, nach hartnäckigem Widerstande, dieser Platz übergeben wurde. Der französische General Tallard, welcher, vom entgegengesetzten Rheinufer, die Belagerer beunruhigt und die Belagerten mit frischer Mannschaft und Schießbedarf versorgt hatte, zog sich nun auf das große Heer zurück, an dessen Spitze der Herzog von Burgund (Enkel Ludwigs des Vierzehnten) getreten war. Nymwegen würde von diesem Herzog überrumpelt worden seyn, wenn der Graf von Athlone nicht zuvorgekommen wäre. Das Lager der Verbündeten befand sich noch unter den Kanonen von Nymwegen, als Marlborough zu Anfang des Juli in demselben erschien, um den Oberbefehl zu übernehmen. Zwar drang der Graf von Athlone darauf, daß dieser zwischen ihm und Marlborough getheilt werden sollte; allein die General-Staaten zwangen ihn dadurch zur Nachgiebigkeit, daß sie Marlborough zum Generalissimus ihrer sämmtlichen Truppen ernannten. An der Spitze eines

60,000 Mann starken und mit allen Nothwendigkeiten reichlich versehenen Heeres, verlor der Generalissimus keinen Augenblick, um über die Maas zu gehen und sein Lager bei Overasselt aufzuschlagen, wo er sich in einer geringen Entfernung von dem verschanzten Lager der Franzosen zwischen Goch und Genep befand. Als er hierauf über den Strom zurückging, und, nach seiner Vereinigung mit einem brittischen Artillerie-Zug, den 2ten August nach Klein-Burghel vorrückte, da zogen sich die Franzosen vor ihm zurück, nicht ohne Spanisch-Geldern Preis zu geben. Der Herzog von Burgund trat nunmehr den Oberbefehl an Boufflers ab, wahrscheinlich um nicht die Schande der Niederlagen und Capitulationen zu theilen, die er vorhersah: Venlo und Ruremonde geriethen in kurzer Zeit in die Hände der Verbündeten; und als Boufflers sich nach Lüttich zurückzog, folgte ihm Marlborough dahin. Die Voraussetzung war, daß Boufflers hier Stand halten würde; allein er begnügte sich damit, die Festungswerke zu besetzen und die Vorstädte in Brand zu stecken, worauf er sich nach Brabant zog, um Plätze zu vertheidigen, welche die Verbündeten im Laufe dieses Feldzuges nicht wohl angreifen konnten. Marlborough eroberte die Festungswerke von Lüttich, wo er nicht unbedeutende Schätze fand, und beendigte damit den ersten Feldzug zur größten Zufriedenheit seiner Königin und der General-Staaten.

Nicht ganz so unglücklich, wie in Flandern, waren die französischen Waffen am Rhein. Der Kurfürst von Pfalz-Baiern überrumpelte die freie Reichsstadt Ulm durch Kriegslist, und erklärte sich hierauf für Frankreich, welches um diese Zeit in alle seine Forderungen eingewilligt hatte.

Dies war der erste Anfang des Kriegs in diesen Gegenden. Der Reichstag, der um diese Zeit in Regensburg versammelt war, fühlte sich von dem Verfahren des Kurfürsten so aufgebracht, daß er den Kaiser in einer Denkschrift ersuchte, die Acht gegen den Reichsfeind auszusprechen. Zugleich wurde mit großer Stimmenmehrheit dem französischen König und dem Herzog von Anjou im Namen des Reichs der Krieg erklärt, weil sie sich mehrerer Reichslehne in Italien, des Erzbisthums Cöln und der Diöces Lüttich bemächtigt hätten; den Ministern der Kurfürsten von Baiern und Cöln wurde der Zutritt zu dem Reichstage verboten. Vergeblich protestirten diese Mächte gegen ein solches Verfahren: die Kriegserklärung des Reichs erfolgte nichts desto weniger, und der Friede Deutschlands ward unterbrochen, weil man sich einbildete, daß Territorial-Besitz Macht sey. Inzwischen bemächtigten sich die Franzosen Neuburgs im schwäbischen Kreise, und der Prinz Ludwig von Baden sah sich in seinem Lager bei Friedlingen zur Unthätigkeit gezwungen, weil er durch Absendungen geschwächt war. Das französische Heer theilte sich unter diesen Umständen in zwei Corps, von welchen der Marquis von Villars das eine, der Graf von Guiscard das andere führte. Prinz Ludwig suchte einer Einschließung dadurch zu entgehen, daß er sein Lager abbrach; allein, indem Villars gleichzeitig über den Rhein ging, kam er dem kaiserlichen General in den Rücken. Es erfolgte nunmehr ein hartnäckiger Kampf, den der Prinz von Baden abbrach, als er etwa 2000 Mann eingebüßt hatte. Artillerie, Schießbedarf und Fuhrwesen geriethen darüber in die Hände der Franzosen; doch ver-

verfolgten diese die Fliehenden nicht. Durch dies Treffen verdiente sich Villars den Marschallsstab. Verstärkt durch einige Truppen unter General Thungen, wollte Ludwig von Baden die Scharte wieder auswetzen; allein Villars wich ihm aus und ging über den Rhein zurück. Gegen das Ende des Octobers eroberten der Graf Tallard und der Marquis de Lomarie Trier und Trärbach, während der Prinz von Hessen-Cassel den Franzosen die Städte Linz, Breisach und Andernach wieder entriß.

Mit dem Landkriege hatte auch der Seekrieg seinen Anfang genommen; doch waren die Erfolge desselben im Jahre 1702 nichts weniger als glänzend. Sir John Munden, welcher gegen die Mitte des May mit 12 Kriegsschiffen unter Segel gegangen war, hatte zwar ein französisches Geschwader, das einen neuen Vice-König nach Mexiko begleiten sollte, in den Hafen von Coruña zurückgetrieben; allein da er sich nicht getraut hatte, das Geschwader hier anzugreifen, so war er unverrichteter Sache nach England zurückgegangen. Dies war ein Fehlschlag, über welchen das brittische Volk, nachdem ein Kriegsgericht den Vice-Admiral von aller Schuld frei gesprochen hatte, nur dadurch beruhigt werden konnte, daß der Prinz Generalissimus den Minderbeherzten aus dem Dienste entließ. Ein Unternehmen gegen Cadiz fiel nicht vortheilhafter aus. Nach Wilhelms Entwurfe sollte diese Seestadt erobert werden, ehe man zu Unternehmungen gegen die spanischen Niederlassungen in Westindien schritte. Um nun diesen Entwurf auszuführen, ernannte Wilhelms Nachfolgerin Sir Georg Rook zum Admiral der combinirten Flotte, und übertrug dem Herzog von Ormond den Oberbefehl über

die Landungstruppen dieser Ausrüstung. Das ganze Geschwader bestand aus 50 Linienschiffen, ohne die Fregatten, Brander und Boote zu rechnen. Es segelte gegen das Ende des Juni von St. Helens ab, und ankerte den 12. Aug. in einer Entfernung von einer halben Meile vor Cadiz. Ohne Zeitverlust forderte der Herzog von Ormond den Herzog von Brancaccio, welcher Guvernör dieser Seestadt war, zur Unterwerfung unter das Haus Oesterreich auf; allein dieser gab zur Antwort: „daß er sich des, in ihn gesetzten Vertrauens würdig beweisen werde." Nun landete zwar der englische General unter einem lebhaften Fregatten-Feuer, und machte in spanischer Sprache eine Proclamation bekannt, nach welcher die Verbündeten nicht als Feinde der Spanier, sondern nur in der Absicht, sie vom französischen Joche zu befreien, gekommen wären; doch diese Versicherung fand um so weniger Eingang in die spanischen Gemüther, weil Ormonds Truppen, nachdem sie das Fort St. Katharina und Puerto St. Maria erobert hatten, sich, anstatt die Eingebornen zu beschützen, jede Bedrückung derselben und nebenher alle nur möglichen Ausschweifungen erlaubten. Gegen das Fort Matagorda, Puntales gegenüber, wurde zwar eine Batterie errichtet; allein dieser Versuch mißlang und das ganze Unternehmen mußte aufgegeben werden. Schon waren die Truppen eingeschifft, schon befand sich Admiral Rook auf dem Wege nach England, als er durch den Capitain Hardy, welcher in der Lagos-Bay Wasser eingenommen hatte, die Nachricht erhielt, daß die spanischen Galleonen, unter Bedeckung eines französischen Geschwaders, bei Vigo vor Anker gegangen wären. Auf diese Nachricht wurde in

einem Kriegsrath beschlossen, daß der Feind angegriffen werden müsse. Man segelte unverzüglich dahin ab, und langte den 11. Octbr. vor Vigo an. Die Aussicht auf eine reiche Beute gab die Entschlossenheit zu einem sehr schwierigen Angriff: schwierig hauptsächlich durch den engen Eingang dieses Hafens, und durch die Hindernisse, welche auch dabei noch überwunden werden mußten. Um kurz zu seyn: nachdem der Herzog von Ormond mit etwa 2500 Mann in einiger Entfernung von Vigo ans Land gegangen war und mit Sturm ein Fort und einen Park von vierzig Kanonen genommen hatte, schritten die kleineren Schiffe zwar auch zum Angriff und überwanden alle Hindernisse, welche das Einlaufen erschwerten; doch, sobald der eigentliche Kampf seinen Anfang genommen hatte, entschlossen sich die Franzosen, ihre Schiffe und die spanischen Galleonen in Brand zu stecken, damit sie nicht in Feindes Hände fallen möchten. Wirklich verbrannten sie acht Kriegesschiffe und eben so viel Avis-Fahrzeuge. Nur zehn französische Schiffe und elf Galleonen wurden genommen und in Sicherheit gebracht. Mit jenen wurde der Werth von vierzehn Millionen Piastern zerstört; mit diesen kam die Hälfte dieser Summe in die Gewalt der Engländer, und triumphirend ging Rook damit nach England zurück, wo man ihn mit lautem Jubel empfing.

So verhielt es sich mit den Begebenheiten des Jahres 1702. Als Marlborough am Schlusse des Novembers nach England zurückkam, erhielt er für die, von ihm geleisteten Dienste (denen man das Prädikat „ausgezeichnet" nicht versagen wollte) den Dank des Hauses der Gemeinen; und die Königin, um hinter demselben nicht zurück-

zubleiben, ernannte ihn zum Herzog mit einer Pension von 5000 Pfund, welche vorläufig auf das Einkommen der Post angewiesen wurde. Sie drückte dem Hause der Gemeinen zugleich den Wunsch aus, daß es Mittel auffinden möchte, die dem Grafen Marlborough ertheilte Auszeichnung auf die männliche Nachkommenschaft desselben fortzupflanzen; doch dies schien einer berechnenden Versammlung allzu viel. Der neue Herzog bat die Königin, ihre Angelegenheiten nicht zu verderben in einem Kriege, dessen Dauer sich nicht berechnen lasse. Sie schickte also eine zweite Botschaft ins Parliament, wodurch sie anzeigte, daß Marlborough ihre Verwendung abgelehnt habe. So blieb es denn bei der, von der Königin ausgegangenen Belohnung; nur daß der neue Herzog sich von Stund' an von den Tories lossagte, mit welchen er es bisher gehalten hatte: denn sein Eigennutz war viel zu groß, als daß er die Hindernisse, welche die öffentliche Ausstattung seiner neuen Würde gefunden hatte, nicht dem Neide dieser Parthei hätte zuschreiben sollen.

Da die Erfolge des abgewichenen Jahres bedeutend genug waren, um die Ansprüche des kaiserlichen Hofes höher zu schrauben: so schlug der Kaiser seinen Verbündeten vor, daß sein Sohn, der Erzherzog Karl, den Titel eines Königs von Spanien annehmen, sich mit der Infante von Portugal vermählen und unter dem Beistande der Seemächte etwas von Wichtigkeit beginnen sollte. Die Verbündeten nahmen diesen Vorschlag unter der Bedingung an, daß der Kaiser ein Heer ins Feld stellen sollte, das stark genug wäre, den Kurfürsten von Baiern in kurzer Zeit aus allen seinen Besitzungen zu vertreiben. Nicht

ungern ließ Leopold sich diese Bedingung gefallen; doch die Langsamkeit, womit er zu Werke ging, verschaffte Ludwig dem Vierzehnten die Zeit, den Kurfürsten, in dessen Geschicklichkeit und Zuneigung er großes Vertrauen setzte, mächtig zu verstärken. Marschall Villars, welcher ein Heer von 30,000 Mann befehligte, überschritt den Rhein und eroberte Kehl, dessen Garnison nach Philippsburg geführt wurde. Beunruhigt durch diese Begebenheit, ließ der Kaiser den Grafen Schlick über Salzburg in Baiern einrücken, während der Graf von Stirum den Befehl hatte, dasselbe Kurfürstenthum über Neumark anzugreifen. Jener schlug die baiersche Miliz, welche die Linien von Salzburg vertheidigte, und besetzte Ried und einige andere Oerter; dieser kam ohne große Hindernisse in den Besitz von Amberg. Doch hier fanden sie ihre Gränze. Der Kurfürst, dem es nicht an Kriegstalent fehlte, führte seine Gegner durch falsche Nachrichten, die er ausſprengen ließ, irre, fiel alsdann über sie her, und trug mancherlei kleine Vortheile davon, welche, wenn sie auch nichts weiter leisteten, seine Vereinigung mit dem Marschall Villars sicher stellten. Dieser Marschall überwand alle die Schwierigkeiten, welche der Prinz von Baden seinem Marsche entgegen setzte, dadurch, daß er sich über Offingen durch den Schwarzwald zog, und so seine Vereinigung mit dem Kurfürsten zu Stande brachte. Graf Stirum wollte sich nunmehr mit dem Prinzen von Baden vereinigen; doch bei Schwemmingen angegriffen, sah er sich zurückgedrängt und bis unter die Kanonen von Nördlingen verfolgt.

So wurden die Entwürfe der Verbündeten in Beziehung auf Baiern vereitelt. Glücklicher waren sie am Nie-

derrhein und in den Niederlanden. Sobald Marlborough zu Anfang des April nach dem festen Lande zurückgekommen war und das Heer der Verbündeten sich versammelt hatte, wurde beschlossen, daß der Feldzug mit der Belagerung von Bonn beginnen sollte. Sie nahm den 24. April ihren Anfang. Die Besatzung vertheidigte sich aufs Kräftigste in allen den Angriffen, welchen der Erbprinz von Hessen-Cassel, der berühmte Coehorn und der General-Lieutenant Fagel nach einander machen ließen. Als endlich den 14. May das Fort durch Sturm genommen und die Bresche zugänglich war, trug der Commandant d'Allegre auf eine Capitulation an, welche, zwei Tage darauf, dahin abgeschlossen wurde, daß die Besatzung sich gefallen lassen mußte, nach Luxenburg geführt zu werden. Unterdeß hatten die beiden Marschälle Boufflers und Villeroi an der Spitze von 40,000 Mann die, in den Niederlanden befindliche Heeresmacht der Verbündeten nach Mastricht zurückgedrängt. Von Tongern aus drangen sie vor, entschlossen, eine entscheidende Schlacht zu liefern; als sie aber das verbündete Heer unter den Kanonen von Mastricht in Schlachtordnung und noch obendrein in einer sehr vortheilhaften Stellung fanden, da gaben sie, trotz ihrer numerischen Ueberlegenheit, ihren Entschluß auf und gingen nach Tongern zurück. Marlborough, welcher der Belagerung von Bonn beigewohnt hatte, kam um dieselbe Zeit nach den Niederlanden zurück. Mit der Verstärkung, die er brachte, belief sich sein Heer auf 150 Schwadrone und 95 Bataillone; Grundes genug, um eine Schlacht zu suchen. Allein die Franzosen verließen Tongern, nachdem sie die Mauern dieses Platzes in die Luft gesprengt hatten. Der Herzog

folgte ihnen bis Thys, wo er sein Lager aufschlug. Boufflers und Villeroi gingen jetzt nach Hannye zurück. Es handelte sich von nun an um die Eroberung Antwerpens, welches mit spanischen Truppen unter dem Oberbefehl des Marquis von Bedmar besetzt war. Um in den Besitz dieser wichtigen Stadt zu kommen, entsendete Marlborough den General Cochorn mit seinem fliegenden Lager nach holländisch Flandern, wo er den Marquis von Bedmar beschäftigen sollte; und zugleich befahl er dem Baron von Obdam, mit 12,000 Mann Posto zu fassen zwischen Eckern und Capellen, damit er, während er selbst (Marlborough) die Linie des Feindes von vorn angriffe, gegen jenen Theil derselben wirken möchte, der von den Spaniern vertheidigt wurde. Dies Unternehmen schlug dadurch fehl, daß Obdam sich bei Eckern von dem Marschall Boufflers überfallen und schlagen ließ. Villeroi, welcher bei St. Hiob sein Lager aufgeschlagen hatte, prahlte, daß er den Herzog von Marlborough in demselben erwarten wollte; doch als dieser, um eine Schlacht zu liefern, nach Hochstraten vorrückte, zog sich der französische Marschall mit fluchtähnlicher Eile in seine Linien zurück. Huy, von dem Herzoge angegriffen, wurde zur Uebergabe genöthigt. Statt des Sturmes, den er nunmehr auf die feindlichen Linien zwischen der Mehaigne und Leuve versuchen wollte, empfahlen die Abgeordneten der General-Staaten die Eroberung von Limburg, weil dadurch die Erwerbung einer ganzen Provinz vollendet, und ihr Vaterland, so wie Jülich und Geldern, vor den Entwürfen des Feindes gesichert würde. Ihr Wunsch blieb nicht unerfüllt; und nachdem Limburg gefallen war, ergab sich auch Geldern an den preußischen Ge-

neral Lottum. Und so endigte sich für das Jahr 1703 der Feldzug in den Niederlanden, ohne daß es zu einer entscheidenden Schlacht gekommen war. Es wird versichert, daß dies weniger die Schuld des Herzogs von Marlborough, als die der holländischen Deputirten in seinem Hauptquartier gewesen sei.

In Deutschland verdoppelte Ludwig der Vierzehnte seine Anstrengungen. Der Herzog von Vendôme erhielt den Befehl, sich durch das Tyrolische hin an den Kurfürsten von Baiern anzuschließen; und dies würde ganz unfehlbar erfolgt seyn, hätten die Bewohner dieser Gebirge nicht den Kurfürsten, der bereits bis Inspruck vorgedrungen war, aus ihrem Lande verjagt, ehe er sich mit dem französischen General vereinigen konnte. Auf den Beistand des Marschall Villars beschränkt, beschloß der Kurfürst, den Grafen Stirum anzugreifen, den Prinz Ludwig von Baden von seinem Heere entsendet hatte. Zu diesem Endzweck gingen Beide bei Donauwerth über die Donau, und ließen den Marquis d'Usson in dem Lager bei Lavingen zurück, damit er die Kaiserlichen in den Rücken fassen möchte, während sie von vorn angreifen würden. Sechs Kanonenschüsse sollten ihm das Zeichen geben. Kaum nun waren diese Schüsse gefallen, als Stirum, die Absichten des Feindes errathend, den Angriff auf d'Usson machte, ehe der Kurfürst und der Marschall zu Hülfe kommen konnten. Schon war die französische Reiterei aus einander gesprengt, schon befand sich das Fußvolk in Gefahr, getödtet oder gefangen zu werden, als der Kurfürst und Villars noch zu rechter Zeit kamen, um dem Gefecht eine andere Wendung zu geben. Dieses hatte von sechs Uhr Morgens bis vier

Uhr Nachmittags gedauert, als Stirum, von der Obermacht zu Boden gedrückt, mit einem Verlust von 1200 M. und der sämmtlichen Artillerie nach Nördlingen zurückgehen mußte. Wesentlich mußte dieser Sieg auf Villars Rechnung gesetzt werden; denn durch sein stürmisches Wesen hatte er den Kurfürsten mit sich fortgerissen. Doch dieser wußte ihm dafür keinen Dank. Beleidigt durch die Trockenheit eines Marschalls, der nur allzu leicht vergaß, wie viel Nachsicht den Ansprüchen eines deutschen Territorial-Herrn gebührte, trug er bei Ludwig dem Vierzehnten darauf an, daß er ihm einen höflicheren Feldherrn senden möchte; und ehe das Jahr 1703 abgelaufen war, erhielt Villars den Befehl, nach Frankreich zurückzukommen, wo er den Cevennen-Krieg fortsetzen oder vielmehr beendigen sollte.

Wir haben hier einen Gegenstand berührt, der einer ausführlicheren Erörterung bedarf.

Während Frankreich mit den größten Mächten Europa's zu kämpfen hatte, wüthete der Bürgerkrieg in seinem Innern. Dieser gehörte zu den traurigen Wirkungen der Aufhebung des Edikts von Nantes. Viele von den verfolgten Hugenotten hatten sich in die Cevennen, diesen Schlupfwinkel von Languedoc, geflüchtet, wo sie in den alten Albigensern, wo nicht auf Glaubensgenossen, doch auf Geistesverwandte gestoßen waren. Selbst hier verfolgt und mit Grausamkeit behandelt, erhielten sie Hülfe von den armen Landeinwohnern, welche dem Finanzdruck der königlichen Beamten erlagen. Man nannte diese, mit den höheren Bedürfnissen des gesellschaftlichen Lebens gänzlich unbekannten Menschen „Camisarden"; unstreitig, weil mit-

unter ein Hemd (camise) ihre ganze Habe ausmachte. Ihre Empörung wurde mehrere Jahre hindurch verachtet, bis sie nach und nach einen so ernstlichen Charakter gewann, daß nur die strengsten Mittel die Ruhe wieder herstellen konnten. Ludwig der Vierzehnte fand endlich in dem Verhältniß, worein er, seit dem Tode Karls des Zweiten, mit Spanien getreten war, das Heilmittel für diese Landesplage. Vielleicht erinnerte er sich des Verfahrens der alten Spanier, welche zu ihren Missionaren Doggen gesellten, die nach indischem Blute lechzten. Wie dem auch seyn mochte: so erzeigte er wenigstens den Franzosen die Ehre, ihrem Muthe in diesem Bürgerkriege zu mißtrauen. In Catalonien und in Aragon warb er unter solchen Geschlechtern, welche für die grausamsten und fanatischsten Europas gelten, jene Soldaten, die er zu den Niedermetzelungen in Languedoc gebrauchen wollte. Ihr Anführer sollte Villars seyn; denn ihm trauete der Hof alle die Härte und Unempfindlichkeit zu, welche ein solcher Krieg erfordert. Wirklich führte er ihn ein ganzes Jahr hindurch; und nur der Schlacht bei Hochstädt war es aufbehalten, ihn auf einen glänzenderen Schauplatz zurückzuführen. Wie sich dies machte, werden wir sogleich erzählen; nur wollen wir von dem Cevennenkrieg nicht scheiden, ohne noch bemerkt zu haben, daß er im Jahre 1705 von dem Herzog von Berwick beendigt wurde, der, nachdem er die vornehmsten Anführer in Montpellier gefangen genommen hatte, sie theils verbrennen, theils aufknüpfen ließ.

Der Feldzug des Jahres 1703 hatte sich für die Franzosen mit der Einnahme von Alt-Breisach und von Landau geendigt; und den Gränzen der österreichischen Erb-

staaten näher, hatte sich der Kurfürst von Baiern im December Augsburgs bemächtigt, und hierauf längs der Donau alle Plätze bis nach Passau hin besetzt. Die Lage des Kaisers war um so bedenklicher, weil auch die Ungarn wieder unruhig geworden waren, und unter Rogotzky die Fahne der Empörung erhoben hatten. Ueber Düsseldorf und Amsterdam hatte sich der Erzherzog Karl, von seinem Vater zum König von Spanien ernannt, zwar nach England begeben, um von hier aus nach Lissabon zu gehen; allein wie weit aussehend waren die Hoffnungen dieses Prinzen, so lange der Kaiser selbst in seiner Hauptstadt bedroht war! Leopold, der dies sehr wohl empfand, rief vor allen Dingen den Prinzen Eugen aus Italien zurück, und sprach hierauf den Beistand der Königin von England an. Der Herzog von Marlborough ward unter diesen Umständen seine vorzüglichste Stütze dadurch, daß er eine Verlegung des Kriegsschauplatzes nach Deutschland in Vorschlag brachte. Leicht willigte die Königin ein; und schon im Jan. 1704 ging der Herzog nach Holland zurück, um mit den Abgeordneten der General-Staaten den Operationsplan für den nächsten Feldzug zu verabreden. Sie kamen dahin überein, daß, während der General Overkirk mit einem angemessenen Corps in den Niederlanden zurückbliebe, die Haupt-Armee unter dem Oberbefehl des Herzogs am Rhein agiren sollte. Seinen eigentlichen Plan vertraute Marlborough nur Wenigen, auf deren Verschwiegenheit er sich verlassen konnte; er fürchtete die Engherzigkeit der Holländer, welche sich durch eine allzu weite Entfernung des Heeres leicht für verrathen halten konnten. Nachdem er nun im April alle seine Truppen bei Mastricht versammelt hatte, brach er

den 8. May nach Deutschland auf. Er war bei Bonn angelangt, als er die sichere Nachricht erhielt, daß die Verstärkungen des französischen Heeres in Baiern bei Villingen zu dem Kurfürsten gestoßen wären. Seine Schritte verdoppelnd, ging er den 3. Juni über den Neckar, und aus seinem Hauptquartier in Ladenburg meldete er den General-Staaten, daß er von seiner Königin den Befehl erhalten habe, dem deutschen Reiche zu Hülfe zu kommen. Da geschehene Dinge nicht ungeschehen gemacht werden können: so fanden sich die General-Staaten in ihr Schicksal, und übertrugen ihm einen unumschränkten Befehl über ihre Streitkräfte. In Mildenheim erhielt der Herzog den ersten Besuch von dem Prinzen Eugen, und beide Oberfeldherrn wurden von diesem Augenblick an vertraute Freunde. Am folgenden Tage langte der Prinz Ludwig von Baden in dem Lager zu Groß-Hippach an. Auch er wurde leicht von einem Helden eingenommen, dessen äußere Majestät, durch eine anmuthvolle Heiterkeit gemäßigt, jede Eifersucht zu Boden schlug. Auf die Bemerkung des Prinzen, „daß der Herzog gekommen wäre, das Reich zu retten und ihm Gelegenheit zur Wiederherstellung seiner Ehre zu geben, welche, wie ihm nicht unbekannt sei, seit der letzten Niederlage nicht wenig gelitten habe", erwiederte dieser auf der Stelle: „er sei nur gekommen, um von ihm zu lernen, wie man dem Reiche am besten dienen könne; denn wer wüßte wohl nicht, daß der Prinz von Baden, wenn seine Gesundheit es ihm erlaubt hätte, das Reich erhalten und seine Eroberungen weiter ausgedehnt haben würde?"

Zwischen den drei Feldherrn wurden nun alle die Verabredungen getroffen, wodurch der Erfolg ihres gemein-

schaftlichen Unternehmens gesichert werden konnte. Während Prinz Ludwig zu seinem Heere an der Donau zurückging und Prinz Eugen sich nach Philippsburg begab, setzte auch Marlborough, nachdem er sich bei Waßerstellen mit den Kaiserlichen vereinigt hatte, seinen Marsch über Elchingen, Gingen und Landhausen fort, und kam den 1. Juli in die Nähe der feindlichen Verschanzungen bei Dillingen. Als er nun erfuhr, daß der Kurfürst von Baiern den besten Theil seines Fußvolks zur Verstärkung des Grafen von Arco, welcher, nicht weit von Donauwerth, bei Schellenberg hinter starken Linien aufgestellt war, entsendet hätte, so beschloß er diese Verschanzungen ohne Zeitverlust anzugreifen. Zu diesem Endzweck ging er den 2. Juli über die Wermitz. An demselben Tage geschah der Angriff um 5 Uhr Nachmittags durch brittische und holländische Infanterie, welche von Reiterei und Dragonern unterstützt war. Der Kampf war blutig und würde sich zum Nachtheil der Britten und Holländer geendet haben, hätte ihnen Prinz Ludwig nicht an der Spitze der Kaiserlichen auf einer anderen Seite der Verschanzungen eine vortheilhafte Diversion gemacht. In Folge derselben erstiegen sie, nach heftigem Widerstande, die Verschanzungen und richteten ein fürchterliches Blutbad unter den Baiern an. Nicht weniger als 6000 wurden erschlagen. Der Ueberrest entfloh nach Donauwerth, das er gleich am folgenden Tage verließ. Die Verbündeten, zufrieden mit den sechzehn Kanonen, die sie erbeutet hatten, gingen an mehreren Stellen auf Schiffbrücken über die Donau, und ein abgesondertes Corps mußte über den Leck vordringen, um in dem Lande des Kurfürsten Posto zu fassen. Dieser hatte sich unter die Kanonen

von Augsburg zurückgezogen, wo er die Ankunft der französischen Marschälle Villeroi und Tallard erwarten wollte, welche ihm mit 45,000 Mann zu Hülfe kamen, und bei Kehl bereits über den Rhein gegangen waren. Sie aufzuhalten, wurde Prinz Eugen durch dreißig Schwadronen verstärkt, die der Prinz Maximilian von Hannover ihm zuführte. Marlborough und Ludwig von Baden breiteten sich inzwischen in Baiern aus, und mit dem Kurfürsten wurden Unterhandlungen angeknüpft, welche nichts Geringeres bezweckten, als seine Losreißung von dem Bündniß mit Frankreich.

Entzückt von dem, was durch die Erstürmung der Schellenberger Verschanzungen geleistet war, trug Leopold dem Herzog von Marlborough die Würde eines deutschen Reichsfürsten an, welche dieser ablehnte, bis seine Königin ihn zur Annahme derselben zwang. Dieselbe Vorsicht, die er hier bewies, sagte ihm, daß, wie viel auch bereits geleistet worden, das Schwerste noch zurück sei. Die Hauptsache war, den Kurfürsten von Baiern zum Abfall von dem französischen Bündniß zu bewegen. Da die Bewohner dieses Landes ihre Bitten mit Marlborough's Antrage vereinigten, so wankte der Kurfürst einige Augenblicke in seinem Entschluß; sobald er aber erfahren hatte, daß der Marschall Tallard mit einem bedeutenden Corps durch den Schwarzwald im Anzuge sei, erklärte er, daß er sich verpflichtet fühle, seinem Verbündeten getreu zu bleiben. Eine Landesverheerung, welche bis nach München reichte, war die Antwort auf diese Erklärung: nicht weniger als drei hundert Städte, Dörfer und Schlösser wurden in derselben mehr oder weniger zerstört. Schaudernd über ein so barbarisches Ver-

fahren, ersuchte der Kurfürst den Herzog von Marlborough in einem Schreiben um die Gefälligkeit, diesen, alle wahre Ehre verletzenden Gewaltthaten ein Ende zu machen; doch die Antwort des Herzogs war: es stehe in der Macht des Kurfürsten, seine Feinde in seine Freunde zu verwandeln, wenn er die ihm gemachten Vorschläge annehmen wollte. „Nun gut," erwiederte hierauf der Kurfürst, „weil ich einmal das Schwert ziehen muß, so will ich auch die Scheide zerbrechen." Während sich nun Marlborough und Prinz Ludwig von Baden mit der Einschließung von Ingolstadt beschäftigten, ging der Kurfürst den 5ten August nach Biberach, wo er sich mit Tallard vereinigte. Beide beschlossen, bei Lavingen über die Donau zu gehen, und den Prinzen Eugen anzugreifen, welcher dem französischen Heere von Biel aus gefolgt war, und sein Lager bei Hochstädt aufgeschlagen hatte. Dieser täuschte die Erwartungen des Feindes durch eine Bewegung, wodurch er sich ihm entzog. Da nun der Kurfürst und Tallard gleichwohl über die Donau gingen, und ihr Lager bei Blenheim aufschlugen: so beschlossen die Verbündeten, daß der Prinz Ludwig die Belagerung von Ingolstadt beginnen sollte, während Eugen und Marlborough den Kurfürsten beobachten wollten. Diesem Beschluß gemäß, vereinigten sich beide Feldherrn den 11ten August in dem Lager bei Munster.

Die Stellung des Kurfürsten, so wie diese am folgenden Tage beobachtet wurde, war in einem sehr hohen Grade vortheilhaft; denn, während sein rechter Flügel durch die Donau und das Dorf Blenheim, der linke aber durch das Dorf Lutzengen beschützt wurde, war die Front durch einen Bach gedeckt, dessen Ufer abschüssig und dessen Grund

moraſtig war. Ungeachtet dieſer Schwierigkeiten beſchloſſen die Oberfeldherrn, lieber unverzüglich anzugreifen, als unthätig zu bleiben, und ihre Vorräthe zu verzehren. Sie wurden zu einem ſo gefährlichen Unternehmen noch mehr angeſtachelt durch ein aufgefangenes Schreiben des Marſchalls Villeroi an den Kurfürſten von Baiern, welches meldete, daß ganz Würtemburg verheert werden ſollte, um die Communikation der Verbündeten mit dem Rhein deſto ſicherer abzuſchneiden. Sobald nun ein förmlicher Schlachtplan entworfen war, und die Untergenerale die nöthigen Weiſungen erhalten hatten, ſchritten die Truppen in's Blachfeld und ſtellten ſich in Schlachtordnung. Ihre Geſammtzahl belief ſich auf 55,000 Mann; auf dem rechten Flügel befehligte Prinz Eugen, auf dem linken der Herzog von Marlborough. Die Franzoſen und Baiern waren 60,000 Mann ſtark. Ihren rechten Flügel befehligte der Marſchall Tallard; und da dieſer Marſchall befürchtete, daß die Hauptanſtrengung der Verbündeten gegen das Dorf Blenheim gerichtet werden würde, ſo hatte er daſſelbe mit 27 Bataillonen und 12 Schwadronen beſetzt. Den linken Flügel leitete der Kurfürſt von Baiern unter dem Beiſtande Marſin's, eines fähigen und erfahrnen Generals der Franzoſen. Die Kanonade nahm um 9 Uhr Vormittags ihren Anfang und dauerte bis um 1 Uhr Nachmittags. Jetzt ging der General-Major Wilkes an der Spitze von Engländern und Heſſen im Angeſicht des Feindes über den Bach, und ſchwenkte ſich links zum Angriff des Dorfes Blenheim. Ein dreimaliger Angriff, den er auf daſſelbe machte, wurde zwar mit gleichem Erfolge zurückgeſchlagen; inzwiſchen aber gingen die Truppen

des Mittelpunktes und ein Theil des rechten Flügels über Planken auf verschiedenen Punkten über den Bach, und stellten sich auf dem entgegenstehenden Ufer auf, ohne gleich Anfangs von dem Feinde beunruhigt zu werden. Erst nach und nach sprengte die französische Reiterei heran; und da sie von der Infanterie des Dorfes Blenheim kräftig unterstützt wurde, so zwang sie einen Theil der Verbündeten über den Bach zurück zu gehen. Es eilte indeß, auf Seiten der Verbündeten, eine Verstärkung von Dragonern herbei, und ihr Anfall war so mächtig, daß die französische Reiterei in die Umzäunung des Dorfes Blenheim zurück gesprengt wurde. Da sich der linke Flügel der Verbündeten jetzt vollständig gebildet hatte, so rückte er in Masse vor, und drängte die feindliche Reiterei, welche sich von einem Zwischenraum zum andern wieder setzte. Um einen kraftvolleren Widerstand zu leisten, ließ Tallard die Zwischenräume der Reiterei mit 10 Bataillonen ausfüllen. Sogleich aber sendete der Herzog 3 Bataillone Zeller Truppen zur Unterstützung. Das Feuer des französischen Fußvolks war zwar sehr heftig, und verursachte bedeutende Lücken; doch der Eifer der Verbündeten stieg mit den Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatten, und nachdem die französische Reiterei gewichen war, wurde das Fußvolk niedergehauen. Schon fühlte Tallard sich so schwach, daß er den General Marsin durch einen Adjutanten auffordern ließ, eine Bewegung zu machen, wodurch die Verbündeten von Blenheim abgezogen würden. Doch dieser General ließ ihm zurück sagen, er habe Mühe, sich auf eigenem Grund und Boden zu behaupten. Das Schicksal des Tages war jetzt schon mehr als zur Hälfte ent-

schieden. Anhaltend gedrängt, suchte ein Theil der französischen Reiterei über die Brücken zu entkommen, welche zwischen Hochstädt und Blenheim geschlagen waren; allein er wurde so rasch verfolgt, daß die, welche dem Gemetzel entkamen, ihr Ende in den Fluthen fanden. Tallard, der ein kurzes Gesicht hatte, wurde bei der Mühle hinter dem Dorfe Sonderen gefangen genommen, nachdem er kurz zuvor seinen Sohn hatte an seiner Seite fallen gesehen. Mit ihm wurden mehre Generale gefangen.

Während dies auf dem rechten Flügel der Franzosen vorging, wurden Marsin's Quartiere bei dem Dorfe Oberklau im Mittelpunkt von 10 Bataillonen angegriffen, welche der Prinz von Holsteinbeck mit großer Unerschrockenheit über den Bach geführt hatte. Dieser Kampf war von kurzer Dauer; denn nach wenig Minuten war der Prinz tödtlich verwundet und gefangen. Obgleich durch Dänen und Hannoveraner verstärkt, wurden jene Bataillone noch einmal zurückgeworfen, bis endlich der Herzog von Marlborough einige frische Schwadrone von der Nachhut herbeiführte, und dadurch den Feind zum Weichen brachte.

Um diese Zeit hatte auch Prinz Eugen, nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten, in welchen seine Reiterei dreimal zurückgeschlagen war, den linken Flügel des Feindes zum Weichen gebracht. Der Herzog von Marlborough traf so eben Anstalt zur Unterstützung des Prinzen, als er durch einen Adjutanten erfuhr, daß dieselbe überflüssig sei, weil der Kurfürst von Baiern und General Marsin bereits Oberklau und Lutzingen geräumt hätten. Bis nach Morschlingen und Teissenhofen verfolgt, zogen sie sich nach Dillingen und Lovingen zurück.

Jetzt Herren des Schlachtfeldes, umringten die Verbündeten das Dorf Blenheim. Nicht weniger als 12,000 Mann der besten französischen Krieger waren hier zusammengedrängt; und da sie gänzlich abgeschnitten und von ihren vornehmsten Anführern verlassen waren, so legten sie ihre Waffen nieder und ergaben sich zu Gefangenen unter der Bedingung, daß ihre Offiziere nicht geplündert würden.

So endigte diese denkwürdige Schlacht: zehn tausend Franzosen und Baiern bedeckten mit ihren Leibern das Schlachtfeld; der größte Theil von 30 Schwadronen Reiter und Dragoner kam in den Fluthen der Donau um; dreizehn Tausend wurden gefangen genommen; dazu fielen in die Hände der Verbündeten 100 Kanonen, 24 Mörser, 129 Fahnen, 171 Standarten, 34 Kutschen, 3600 Zelte, 300 beladene Maulesel, viele Pontons und 15 mit Silber angefüllte Fässer.

Von den Verbündeten waren 4000 geblieben und die doppelte Anzahl verwundet.

Die Schlacht bei Hochstädt kann als diejenige betrachtet werden, worin sich, seit der Anwendung des Schießpulvers auf Vertheidigung und Angriff, zuerst eine fortgeschrittene Taktik offenbarte. Zum Wenigsten war in dem Angriff der Verbündeten nichts Uebereiltes, nichts Unüberlegtes. Sie schnitten gerade da ein, wo sie den mindesten Widerstand antrafen; und alle Fortschritte, welche sie machten, beruheten darauf, daß der Marschall Tallard durch eine allzustarke Besetzung des Dorfes Blenheim, wo er den heftigsten Angriff erwartete, den Mittelpunkt allzu sehr geschwächt hatte. Marlborough, dem dieser Mißgriff nicht entgangen war, benutzte denselben mit aller Kaltblütigkeit eines geübten Anführers; und die Unerschrocken-

heit, womit er, selbst im heftigsten Feuer, seinen ersten Gedanken verfolgte, war die wesentlichste Ursache des Sieges, den er davon trug.

Für Ludwig den Vierzehnten war die entscheidende Niederlage, welche sein Heer in Deutschland gelitten hatte, der erste große Unfall, von welchem er getroffen wurde. Auch wirkte sie mit der vollen Kraft der Neuheit auf den bejahrten Monarchen ein. So groß war seine Bestürzung, daß Frau von Maintenon, in ihrem unfruchtbaren Mitleide, den Wunsch äußerte, „sämmtliche Marschälle Frankreichs möchten Zeugen des königlichen Schmerzes seyn, um ihre Fehler bald wieder gut zu machen.“ Frau von Maintenon sprach, wie sie es verstand; denn um keine große Unfälle zu leiden, hätte Ludwig in seinem Hochmuth und in seiner Anmaßung nicht so weit gehen müssen.

Uebrigens waren durch den Ausgang der Schlacht bei Hochstädt alle Verhältnisse verändert. Beendigt war die Verlegenheit, worin sich der Kaiser bisher befunden hatte — um so mehr beendigt, weil der Herzog von Savoyen bereits von Frankreich abgefallen war. Vorherzusehen ließ sich, daß auch der König von Portugal nun nicht länger Bedenken tragen würde, der großen Coalition gegen Frankreich mit Nachdruck beizutreten. Was von französischen Truppen noch in Deutschland war, empfand die Nothwendigkeit, über den Rhein zurück zu gehen; und dies geschah mit so viel Eile, daß die Verbündeten sie nicht erreichen konnten. Der Kurfürst von Baiern begab sich nach den Niederlanden, um daselbst sein verlornes Kurfürstenthum wieder zu erobern. Hätten die Verbündeten die erste Bestürzung benutzt, so würde nichts leichter gewesen seyn, als

bis nach Paris vorzugehen und den stolzen Ludwig aus seinem Versailles zu vertreiben. Man sagt, daß der Prinz Ludwig von Baden dies durch seine Opposition verhindert, und daß diese keine andere Quelle gehabt habe, als — die Eifersucht.

Die unnütz gewordene Belagerung von Ingolstadt verwandelte sich in eine Belagerung von Landau, welche durch Eugen und Marlborough gedeckt wurde. Sie dauerte bis zum 23sten November, wo die Besatzung nach einer tapferen Gegenwehr kapitulirte, sobald die Bresche zugänglich geworden war. Um dieselbe Zeit kapitulirte auch Traerbach, welches von dem Erbprinzen von Hessenkassel belagert wurde. Die übertriebene Vorstellung, welche die Verbündeten von Frankreichs Widerstandskraft hatten, war unstreitig die Ursache, daß sie mit einer Vorsichtigkeit zu Werke gingen, die an Zaghaftigkeit gränzte. Aus dem Lager bei Kron-Weissenburg begab sich der Herzog von Marlborough nach Berlin, wo er wegen einer Verstärkung von acht tausend Mann unterhandelte, welche im nächsten Feldzuge unter dem Prinzen Eugen in Italien auftreten sollten. Auf dem Rückwege nach Holland wurde dieser Herzog von allen deutschen Höfen mit einer Auszeichnung behandelt, welche an Vergötterung reichte. Der Kaiser selbst ruhete nicht eher, als bis sein Erretter den Titel eines Reichsfürsten angenommen hatte. Mit demselben trat Marlborough am Schlusse des Jahres in England auf, wo man ihn als einen Helden bewillkommte, der den National-Ruhm wieder hergestellt habe. Die Achtung, die man, vierzig Jahre hindurch, für Ludwig den Vierzehnten gefühlt hatte, verschwand in eben dem Maße, worin

man das Mittel, sich von dieser Last zu befreien, gefunden zu haben glaubte. Verdrängt durch das Interesse an den Personen, begann der eigentliche Gegenstand, um welchen es sich handelte, vielleicht sogar vermöge seiner Größe, in den Hintergrund zurückzuweichen; man verwechselte die Schauspieler mit dem Stück, und die natürliche Folge davon war, daß man sich um so mehr erhitzte.

(Fortsetzung folgt.)

# Ueber den Einfluß des Klima auf die Gesetzgebung.

Friedrich der Große sagt in einer, seinen Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandenbourg angehängten Abhandlung:

„Wir legen dem Leser dieses Werks nur eine Auswahl der auffallensten und bezeichnendsten Züge des Genius der Brandenburger in jedem Jahrhundert vor. Doch welchen Unterschied bieten diese Jahrhunderte dar! Völker, die ein unermeßlicher Ozean trennt, Völker, die unter entgegengesetzten Wendezirkeln wohnen, können in ihren Gebräuchen nicht verschiedener seyn, als die Brandenburger es von sich selbst sind, wenn wir die Zeiten des Tacitus mit denen Heinrich des Finklers, diese mit denen des Kurfürsten Johann Cicero, diese mit denen Friedrichs des Ersten, Königs von Preußen, vergleichen."

Für ein scharf beobachtendes Auge würde der Unterschied, welche diese Brandenburger von sich selbst bilden, in den letzten hundert und fünf und zwanzig Jahren alles übertreffen, was früher davon in Anschlag gebracht werden konnte; doch wollen wir hierbei nicht verweilen, um schneller zur Beantwortung der Frage zu gelangen, die uns in diesem Artikel beschäftigen soll.

Wenn in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, oder auch im neunten, ja selbst im funfzehnten Jahrhundert, von irgend einem Südländer ein Preis gesetzt wäre auf die beste Beantwortung der Frage: „weshalb die Norddeutschen

in der Civilisation so weit zurückblieben?" — wer zweifelt wohl daran, daß alle Diejenigen, welche sich um den ausgesetzten Preis beworben hätten, mehr oder weniger auf das Klima von Norddeutschland zurückgekommen seyn würden? „Wie sind — würden sie gesagt haben — Fortschritte in der Civilisation da möglich, wo es so lange und so erstarrende Winter giebt; wo die Bewohner Mühe haben, sich bei gleicher Anzahl zu erhalten; wo sie, immerdar mit dem Nothwendigen beschäftigt, die höheren Lebensgenüsse, um nicht mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, zu verdammen und zu verabscheuen genöthigt sind; wo, wie alles Flüssige, auch der Gedanke erstarrt; wo, wenn die Kälte aufgehört hat, die dichten Schatten der Wälder und die Nebel der Moräste jeden Aufflug der Einbildungskraft, jede Erfindsamkeit lähmen und tödten?"

Die Falschheit dieses Räsonnements ist im neunzehnten Jahrhundert nur allzu sehr entschieden. Wir wollen nicht behaupten, daß das Klima von Norddeutschland gegenwärtig noch eben so beschaffen sey, wie es vor drei oder neun oder auch siebzehn Jahrhunderten war; allein, wenn die Veränderungen, welche es in allen diesen Zeitabschnitten erfahren hat, nicht von ihm selbst herrührten, sondern von der zunehmenden Entwickelung der Bewohner Norddeutschlands herbeigeführt wurden: so liegt hierin der vollständigste Beweis, daß das Klima, anstatt die Wirkungen der menschlichen Organisation zu beherrschen, bei weitem mehr von diesen beherrscht wird. Wie könnte man daran zweifeln! Der Mensch, unablässig auf Verbesserung seines Zustandes bedacht, lichtet Wälder, ebnet Berge, trocknet Sümpfe; und in sofern dies alles noch nicht aus-

reicht, ein Klima, das er als nachtheilig empfindet, zu verbessern, macht er alle die Erfindungen, wodurch er sich gegen ein Uebermaß von Kälte oder Wärme beschützet. Zugegeben also, daß das Klima dadurch, daß es erstarrend oder erschlaffend auf den Menschen einwirkt, die Entwickelung desselben hemmen kann: so vermag es doch nie, das Gesetz, nach welchem diese erfolgt, aufzuheben, und die natürliche Folge davon ist, daß es allenthalben, in einem höheren oder geringeren Grade, von diesem beherrscht wird. Ist es nun nicht das Absolut-Herrschende, so läßt sich auch nicht behaupten, daß die gesellschaftlichen Erscheinungen, welche in gegebenen Graden der Länge angetroffen werden, von ihm herrühren; es kann zwar zu ihrer Hervorbringung mit wirken, doch nie in einem solchen Maße, daß seine Kraft nicht überwunden werden könnte, sobald dasjenige wirklich vorhanden ist, wodurch eine Besiegung des Klima möglich wird. Die Pflanzen- und die Thierwelt stehen unter dem Einfluß des Klima so unbedingt, daß sie von demselben nicht gesondert werden können, ohne ihr Wesen zu verändern, oder einzubüßen. Nicht so der Mensch. Auf ihn wirkt das Klima am wenigsten ein. Er hat den Vorzug, sich alle Lagen, alle Gegenden, alle Lebensweisen aneignen zu können; und dieser Vorzug beruht im Wesentlichen darauf, daß er, durch den Umfang seiner geistigen Fähigkeiten, von bloß physischen Bedürfnissen minder abhängig ist, und daß ihm eine größere Fülle von Mitteln zur Befriedigung derselben zu Gebote steht. Je mehr seine Fähigkeiten entwickelt sind, je mehr Hülfsmittel ihm umgeben, mit Einem Worte: je mehr er civilisirt ist; desto geringer ist die Herrschaft, welche das Klima über ihn ausübt.

Ist nun von dem Einfluß des Klima auf die Gesetzgebung die Rede: so leuchtet auf der Stelle ein, daß dieser Einfluß niemals ein directer seyn könne. Erst wenn ausgemittelt ist, mit wie viel gesellschaftlichen Verrichtungen sich ein gegebenes Klima verträgt, kann genauer bestimmt werden, welchen Umfang die Gesetzgebung in diesem Klima haben wird; denn der alleinige und ewige Zweck aller Gesetzgebung ist die Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung, welche ihrerseits immer eine größere oder geringere Mannigfaltigkeit der Verrichtungen voraussetzt. Da nun das Klima, als solches, durchaus nicht die Kraft hat, die Zahl der gesellschaftlichen Verrichtungen zu begränzen, und da, selbst dann, wenn ein höherer Grad von Wärme oder von Kälte über die Summe der zu machenden Erfindungen entscheiden sollte, dadurch nur sehr wenig geleistet werden würde, weil man sich die Erfindungen anderer Völker aneignen kann: so ist klar, daß die Gesetzgebung, die immer nur der Entwickelung folgt, welche die Gesellschaft in ihren Verrichtungen erhält, mit dem Klima in gar keinem, oder höchstens in einem sehr entfernten Zusammenhange steht. Hätte das Klima die Macht, den physischen und moralischen Zustand eines Volks zu bestimmen: so würden gewisse Erscheinungen gar nicht zu erklären seyn. Dahin gehört z. B. die, daß die Europäer, die sich, seit mehr als drei Jahrhunderten, in tropischen Ländern niedergelassen, weit entfernt, den Charakter der Eingebornen anzunehmen und gleich diesen in Weichlichkeit und Schlaffheit zu versinken, ihre ursprüngliche Organisation bewahrt haben, und mit Hülfe ihrer höheren Geistesfähigkeiten dahin gelangt sind, alle die Hin-

derniſſe zu überwinden, welche das Klima einem vollkommeneren Geſellſchaftszuſtande entgegen zu ſtellen ſchien, als ſie bei ihrer Ankunft in dieſen Ländern vorfanden. Dahin gehört ferner, daß der Afrikaner, nach ſeiner Verpflanzung in die Länder Amerika's, dieſe mochten nördliche oder ſüdliche ſeyn, nicht nur nichts von ſeiner urſprünglichen Energie eingebüßt, ſondern dieſe in dem Umgang mit Europäern durch ſeine Bekanntſchaft mit einem ihm in Afrika fremden Cultur-Grade verſtärkt hat.

Was enthalten alſo alle die Kapitel, welche Montesquieu in ſeinem berühmten Werke vom Geiſte der Geſetze dem Einfluß des Klima auf die Geſetzgebung, d. h. auf die geſellſchaftliche Ordnung, gewidmet hat?

Nichts, gar nichts, das ſich von irgend einer Seite vertheidigen ließe.

Wenn in Oſtindien oder in einigen anderen Südländern eine ſehr frühe Reife das weibliche Geſchlecht zu einer ewigen Kindheit und zu einer Art von häuslicher Sklaverei verdammt: ſo ſcheint dies allerdings auf die Rechnung des Klima geſetzt werden zu müſſen. Allein wer hat hierüber genaue Unterſuchungen angeſtellt? Der Götzendienſt, welcher in Oſtindien ſehr verbreitet iſt, kann an der häuslichen Sklaverei der weiblichen Bewohner dieſes Landes unendlich größeren Antheil haben, als das Klima; ja, er muß daran größeren Antheil haben, da er, auf eine ſcheußliche Weiſe, mit der Wolluſt in Verbindung geſetzt worden iſt, und das Prieſterthum von Anbeginn jede Verkehrtheit gebilligt hat, wodurch es befeſtigt und gekräftigt wurde. Wer ermißt demnach, wie viel von der Polygamie, welche wir im Orient antreffen, uralten Anordnungen zugeſchrieben

werden muß, welche ihren letzten Grund in einer Theokratie hatten, die nicht ohne heftige Erschütterungen der Sinne bestehen konnte? Daß Polygamie und häusliche Sklaverei des weiblichen Geschlechts dem Orient nicht nothwendig sind, beweiset das Beispiel aller der morgenländischen Völker, die weder die eine noch die andere kennen, weil sie von jeher eine Erziehung genossen haben, die sie davon entfernt hielt. Alle neueren Gesetzgeber des Orients haben daran verzweifelt, daß man sich zum Herrn der ersten Fundamente der gesellschaftlichen Ordnung, welche unter allen Himmelsstrichen von Priestern herrühren, machen könne; allein man würde deshalb nicht weniger irren, wenn man annehmen wollte, das Klima habe irgend einen Antheil an den Verkehrtheiten, welche aus einem schwachen Civilisations-Grade hervorgehen.

Noch weniger hat das Klima die staatliche Sklaverei (l'esclavage civil) zu verantworten, welche Montesquieu ihm aufbürden möchte. Selbst wenn es Länder gäbe, worin die Sklaverei unveränderlich Jahrtausende hindurch bestanden hätte: so würde das Klima keinen Antheil daran haben. Dies ist schon daraus klar, daß die Sklaverei unter allen Graden der Länge und Breite angetroffen wird, wo die Gesellschaft noch nicht aufgeklärt genug über sich selbst ist, um zu begreifen, wie sehr sie sich dadurch schadet. Sklaverei, wo sie auch angetroffen werden möge — und sie wird im Norden eben so leicht angetroffen, als im Süden — ist immer nur ein Beweis mangelhafter Betriebsamkeit und eines höchst schwachen Gesellschaftzustandes, der sich gegen seine Gebrechen verblenden möchte. Sie verschwindet ganz von selbst, sobald das vorhanden ist, was sie überflüssig macht; und dies ist nie die Vernunft,

welche ihre Verwerflichkeit begreift und auf ihre Abstellung dringt, wohl aber diejenige Fülle von Hülfsmitteln, welche der Nothwendigkeit, Menschen in Dinge zu verwandeln, überhebt: eine Fülle, welche immer nur sehr allmählig erworben werden kann, und im Grunde immer nur dadurch erworben wird, daß sich die Summe der gesellschaftlichen Verrichtungen vermehrt! Auf diese Weise geht die bürgerliche und politische Freiheit aus sich selbst hervor. Kein Gesetzgeber, noch weit weniger aber das Klima, vermag sie zu geben. Das letztere kann ihre Entstehung begünstigen, sofern es die gesellschaftliche Entwickelung unterstützt; allein, selbst wenn dies der Fall ist, bleibt es noch ungewiß, welches Maß von bürgerlicher Freiheit für das rechte gehalten werden muß. Denn weder das Wesen des Menschen, noch das der menschlichen Gesellschaft ist so abgeschlossen, daß das, was heute Befriedigung gewährt, nach einem Jahrhundert oder Jahrtausend genügen wird. Nur unsere Kurzsichtigkeit versöhnt uns in den meisten Fällen mit unserer Lage; und wer möchte dagegen etwas einwenden, da, wenn wir die Entwickelung des menschlichen Geschlechts um Jahrhunderte anticipiren könnten — geschähe es auch nur in der Idee — wir uns in demselben Maße unglücklich fühlen würden, worin unsere Einsicht mit unserem Begehrungsvermögen in Widerspruch stände?

Hätte das Klima den allerschwächsten Einfluß auf die Hervorbringung besserer Gesetze und auf die Feststellung eines höheren Maßes bürgerlicher Freiheit: so würden Erscheinungen, wie alle Welt sie kennt, ganz unmöglich gewesen seyn. Da, wo einst Demosthenes donnerte, um seine Mitbürger vor den Ränken des mazedonischen Philipp

zu warnen, hat in den letzten drei Jahrhunderten der türkische Säbel gewaltet; und da, wo vor unserer Zeitrechnung der populus late rex das Schicksal naher und ferner Völker bestimmte, strengt gegenwärtig ein Oberpriester alle Kräfte an, um den Schatten von einem Einflusse zu retten, den seine Vorgänger zu einer weitgetriebenen Tyrannei mißbrauchten. Solche scheinbare Wunder erklärt nur die Geschichte des menschlichen Geschlechts, nicht ein gegebener Grad von Wärme und Kälte, nicht die Beschaffenheit des Bodens, nicht die Weltlage eines Staats. Alles in der Gesellschaft würde stationär seyn, wenn das Klima die Ursache, und zwar die Hauptursache der gesellschaftlichen Erscheinungen wäre; allein, weil dies nicht der Fall ist, so findet eine Entwickelung, ein Fortschreiten statt, das nur durch Vereinzelung und Aufhebung der natürlichen Wirkungen menschlicher Organisation gehemmt werden kann.

„Der Mensch, als Diener und Ausleger der Natur — so hebt Bacon den zweiten Theil seines neuen Organon an — wirkt und versteht nur so viel, als er von der Ordnung der Natur entweder durch angestellte Versuche oder durch Beobachtung bemerkt hat; und über das weiß und vermag er nichts.“ Was dieser tiefsinnige Denker von dem Individuum aussagt, dasselbe gilt von jeder Gesellschaft, ja von dem ganzen menschlichen Geschlechte. Jede Gesellschaft, unter welchem Himmelsstriche sie auch leben möge, wird gerade so mächtig und so frei seyn, als sie durch eine standhafte Beobachtung der Natur und ihrer Gesetze sich zu einer Wissenschaft erhoben hat, die sie in den Stand setzt, ihre Kräfte in einem nicht zu bestimmenden Grade zu verstärken; und da diese Wissenschaft nicht

wohl eine andere seyn kann, als die Naturwissenschaft, so erräth man leicht, worauf es für die Ausbildung der Völker ankommt. Hinsichtlich der europäischen Völker nun ist nichts so merkwürdig, als daß sie, nachdem sie sich im Laufe der Jahrhunderte immer mehr von den Hindernissen offener Mittheilung befreit haben, gegenwärtig durch die Naturwissenschaft in einem solchen Verbande mit einander stehen, welcher keinem erlaubt, hinter dem andern wesentlich in den Fortschritten zurückzubleiben, die in der Enthüllung der Naturkräfte gemacht werden. Jede erfolgreiche Entdeckung oder Erfindung, welche auf dem europäischen Continente gemacht wird, ist für alle Bewohner desselben Gemeingut; und ist es selbst dann, wenn sie Bedenken tragen, davon Gebrauch zu machen. Daher nun die Gleichheit des gesellschaftlichen Zustandes, die unter den europäischen Völkern angetroffen wird: eine Gleichheit, die wenigstens so groß ist, das die Verschiedenheiten und Abweichungen als unbedeutend verschwinden. Wie könnte nun die höchste Aehnlichkeit der G e s e t z g e b u n g e n (der organischen sowohl, als der bürgerlichen) ausbleiben? Die Aufgabe ist für alle Regierungen, sofern sie gesetzgebend sind, im Wesentlichen dieselbe; und wenn es, hie und da, scheinen möchte, als bezwecke die eine oder die andere von diesen Regierungen ein geringeres Maß von Freiheit, so beruht dies auf einer Täuschung, die nur daraus entspringen kann, daß man unbekannt ist mit dem Maßstabe, an welchem alle Fortschritte bürgerlicher Freiheit gemessen werden müssen.

Wir haben das ausschließende Princip aller Fortschritte in der Gesetzgebung angegeben. Dies Princip ist, wenn man sich nicht absichtlich gegen seine Wirksamkeit

verblenden will, so sehr das leitende, daß man mit der höchsten Sicherheit behaupten kann, es bestimme, unter allen Himmelsstrichen, durch den errungenen Grad der in einer gegebenen Gesellschaft vorhandenen scientivischen Kenntnisse und industrieller Geschicklichkeit das Mehr oder Minder des Gerechten und wahrhaft Menschlichen in der Gesetzgebung und in den sämmtlichen Einrichtungen zur Vollziehung derselben. In Wahrheit, wozu sollte dem Lapländer, oder auch dem Hottentoten eine Verfassung, wie die brittische oder die französische, nützen, da er nicht im Stande ist, sie durch sich selbst zu erzeugen? Ist man aber genöthigt, in Beziehung auf den Lapländer und den Hottentoten zuzugeben, daß er diejenige Verfassung hat, welche seinem gesellschaftlichen Zustande und der von diesem bestimmten Entwickelung entspricht: so ist wahrlich kein Grund vorhanden, dieses nicht in Beziehung auf alle Völker der Welt einzugestehen. Der Irrthum, worin man rücksichtlich der Verfassungen lebt, rührt immer nur von dem Glauben an die absolute Macht des Gesetzgebers, d. h. von dem Wahn her, daß es nur einer veränderten Gesetzgebung bedürfe, um einen verbesserten Gesellschaftszustand, und in demselben ein Maximum von bürgerlicher Freiheit zu erhalten. Daran fehlt so viel, daß, wenn der verbesserte Gesellschaftszustand nicht vorhergegangen ist, die veränderte Gesetzgebung, wie ohne Grundlage, so ohne Gegenstand bleiben, und nichts mehr und nichts weniger seyn wird, als ein bloßes Spiel der Einbildungskraft. Was die Hypothese auch dagegen einwenden möge: der natürliche Gang der Civilisation bestimmt für jeden Zeitraum die Vervollkommnungen, die der gesellschaftliche Zustand,

so-

sowohl in seinen Elementen als in seinem Ganzen, zu erfahren hat. Diese allein können sich vollziehen, und sie vollziehen sich nothwendig mit Hülfe der Combinationen, welche von denkenden Staatsmännern gemacht werden, oder auch trotz diesen Combinationen.

Wir wollen dies durch ein Beispiel erläutern, das auf allgemeine Theilnahme rechnen kann.

Spanien liegt gegenwärtig in faece Romuli. Wie hat dies geschehen können? Die einfache Antwort auf diese Frage ist, daß Spanien im Verlauf der Jahrhunderte, sei es durch die eigene Kraft seiner Bevölkerung, oder durch die Einwirkungen des übrigen Europa, einen Civilisations-Grad erreicht hat, zu welchem seine theokratische Gesetzgebung nicht mehr paßt. Daß dies wirklich der Fall ist, geht vorzüglich aus dem Umstande hervor, daß seine priesterliche Regierung sich in dem letzten Jahrhundert nicht getraut hat, zur Behauptung ihres Ansehens so schonungslos zu Werke zu gehen, als sie es früher gewohnt war. Sobald in die sogenannten Glaubensschauspiele ein Stillstand gebracht war, (dieser mochte laut erklärt seyn oder nicht) lag die Schwäche der Regierung, der Widerspruch, worein sie mit ihrer Bestimmung gerathen war, am Tage. Von jetzt an konnte es sich nur um die Frage handeln: wie ist das theokratische System, das seine Kraft verloren hat, durch ein, dem höheren Civilisations-Grade angemessenes zu ersetzen?

Die Auflösung dieses Problems war aber um so schwieriger, je weiter Spanien hinter den civilisirten Reichen Europa's zurückgeblieben war; denn für allmälige Uebergänge

war, oder schien, die Zeit zu kurz, und zu raschen und gewaltsamen Uebergängen gebrach es an Kraft. Unter diesen Umständen trat das Schicksal ein, von welchem Spanien im Jahre 1808 heimgesucht wurde. Jetzt nun schien kein Augenblick mehr zu verlieren zu seyn; und die Folge davon war, daß die Gesetzgeber von Cadiz, unbekannt mit der Nothwendigkeit der Uebergänge, im Jahr 1810 ihre Zuflucht zu einem System nahmen, das, in Hinsicht seines Geistes, den reinsten Gegensatz desjenigen bildete, worin Spanien bis dahin gelebt hatte. Die berüchtigte Constitution von Cadiz hatte also ihren Charakter darin, daß sie in den Spaniern einen Entwickelungs-Grad voraussetzte, der in ihnen nicht vorhanden war. Sobald es nun zur Anwendung kam, mußte das Unbedingte in der Theorie nothwendig zu dem Willkürlichen in der Praxis führen, und aus diesem eine Zwietracht hervorgehen, welche die Einmischung auswärtiger Mächte in einem gesellschaftlichen Zustande, wie der europäische nun einmal ist, unabtreiblich machte. Durch den Feldzug der Franzosen im Jahre 1823 wurde die Constitution von Cadiz zu Boden geschlagen. Wer aber wundert sich darüber, daß dieser große Act den Spaniern nicht den Frieden zurückgegeben hat? Die Sache ist nur auf den Punkt zurückgeführt worden, worauf sie im Jahre 1810, und, wenn man will, schon weit früher stand. Mit welchen Schwierigkeiten die Einführung einer neuen Ordnung der Dinge für Spanien noch jetzt, zwei Jahre nach der Befreiung des Königs aus den Händen der Cortes, verbunden sey, darüber giebt es kein vollständigeres Document, als das Manifest, wodurch die apostolische Junta

das Unternehmen des Generals Bessieres zu unterstützen gedachte. Gleichwol wird der Civilisations-Grad, welcher eine neue Ordnung nothwendig macht, sein Recht behaupten: Spaniens Staatsmänner werden immer mehr zu der Ueberzeugung gelangen, daß das Königreich im neunzehnten Jahrhundert nicht mit den Mitteln bestehen könne, die im sechszehnten Jahrhundert wirksam waren; und von welcher Beschaffenheit ihre Combinationen auch seyn mögen, so wird doch, nach wiederholten, vielleicht höchst beklagenswerthen Versuchen, die Zeit kommen, wo alles dadurch ausgeglichen wird, daß Gesetz und Verfassung mit den physischen und geistigen Bedürfnissen der Nation in Harmonie treten. Ein Einziger wird alsdann, wie es zu geschehen pflegt, den Ruhm genießen, dies Riesenwerk zu Stande gebracht zu haben: allein das Wahre in der Sache wird seyn, daß alle seine Vorgänger, vorzüglich aber seine stärksten Gegner, ihm in die Hände gearbeitet haben; denn das ist Charakter aller ernsthaften politischen Krankheiten, daß sie ohne den Eintritt heftiger Krisen nicht gehoben werden können.

Was nun auch in Spanien zur Vollendung der begonnenen Umwälzung geschehen möge: das, in sich selbst hochverschiedene Klima dieses Königreichs wird nie den allermindesten Antheil daran haben; und so wie es nie die Ursache des, vergleichungsweise gegen andere Völker geringeren Civilisations-Grades der Spanier gewesen ist, so wird es auch nie die Ursache eines höheren Maßes von Aufklärung und Erleuchtung in dieser Nation werden. Wer ließe sich dies auch nur für einen Augenblick einfallen! Wenn Spanien in scientiver und industrieller Rücksicht

hinter England, Frankreich und Deutschland zurückgeblieben ist: so hat dies nie einen andern Grund gehabt, als daß die Fortdauer seines theokratisch-politischen Systems ein solches Opfer forderte. Da nun dies System nicht länger bestehen kann, und da mit dem Verschwinden der Ordengeistlichkeit und mit einer wohlberechneten Stellung der Weltgeistlichkeit gegen die Gesellschaft alle inneren Verhältnisse dieses Königreichs nothwendig verändert werden: so ist nichts natürlicher, als daß aus den ganz neuen Richtungen, welche die Volksthätigkeit zu nehmen nicht verfehlen kann, neue gesellschaftliche Beziehungen hervorgehen werden, die, indem sie zu Gegenständen der Gesetzgebung werden, einen, bis dahin nicht geahneten Rechtszustand zu bilden beginnen. Welche Kräfte ein Land in sich schließt, das groß genug ist, um eine bedeutende Mannichfaltigkeit von Beziehungen in sich zu tragen, dies geht über alle Berechnung hinaus. Nichts ist weniger gegründet, als das, was von National-Charaktern ausgesagt wird. Der Mensch ist kein Stereotypus; und die Gesellschaft ist es eben so wenig. Um eine ganz neue Entwickelung der letzteren hervorzurufen, bedarf es in der Regel nur der Entfernung dessen, wodurch sie zurückgehalten wurde: denn so wie ein wenig mehr oder weniger Licht den Pflanzen Farbe und sogar Gestalt giebt; eben so giebt ein höheres oder geringeres Maß von gesetzlicher Freiheit den Gesellschaften Kraft und Leben. Für Spanien wird von dem Augenblick an, wo es in die rechte Bahn getreten ist, alles um so rascher gehen, da es, um empor zu kommen, sich nur die Erfindungen anzueignen braucht, welche civilisirtere Nationen gemacht haben. Es war ein arger

Misgriff, der vom Jahre 1820 an gemacht wurde, das Staatsbürgerliche durch eine gewaltsam veränderte Regierungsform verbessern zu wollen; dieser Versuch hat geendigt, wie er konnte. Naturgemäß, d. h. dem richtig aufgefaßten Wesen der Gesellschaft entsprechend, ist nur der entgegengesetzte Weg. Dieser muß also eingeschlagen werden; und der Erfolg wird zeigen, daß die Spanier in demselben Maße aufhören werden, ein Gegenstand des Bedauerns zu seyn, worin sie die politische Ordnung auf die bürgerliche stützen.

---

## War Leibnitz ein Katholik, und ist es wahr, daß der Protestantismus sich in großen Staaten nicht halten kann, weil diese nicht mit ihm bestehen können?

Wir fühlten uns vor einigen Jahren bestimmt, über Gottf. Wilhelm Leibnitz als Propheten zu reden; ein brittischer Zeitungs-Artikel gab uns die Veranlassung dazu.

Wenn wir in diesem Artikel über denselben großen Mann als Anhänger eines Kirchenthums reden, so hat uns wiederum ein Zeitungs-Artikel die Veranlassung dazu gegeben.

Es ist nämlich in der Hauptstadt Frankreichs ein lebhafter Streit darüber entstanden, ob Leibnitz, seinem Glauben nach, mehr Katholik oder mehr Protestant gewesen sei; und diesen Streit schiedrichterlich schlichtend, behauptet die Etoile vom 28sten September d. J.: „Leibnitz sei Katholik gewesen, und habe für den Katholicismus gearbeitet." Dasselbe Blatt fügt, gleichsam zur Rechtfertigung des deutschen Philosophen, hinzu: „der Protestantismus, der mit oder in den kleinen Staaten geboren und durch den westphälischen Frieden zur öffentlichen und National-Religion erhoben wurde, kann sich in großen Staaten nicht halten, weil die großen Staaten nicht mit ihm bestehen können. Ueberall, wo die reformirte Religion sich festgesetzt hat, hat sie die besondere Neigung angenommen, die großen Staaten in föderative Regierungen aufzulösen."

So ist die Ueberschrift dieses Artikels entstanden, in welchem wir die eine und die andere Frage zu beantworten gedenken. Keiner Parthei dienend, bemühen wir uns nur, die Wahrheit zu erforschen; und wenn uns dies gelingen sollte, so werden nicht bloß die einzelnen Erscheinungen, welche die europäische Welt in kirchlicher Hinsicht darbietet, in ein helleres Licht treten, sondern wir werden sogar praktische Resultate gewinnen, welche der Zeit, worin wir leben, nichts weniger als gleichgültig und fremd sind.

Es würde sehr schwer seyn, zu beweisen, daß Leibnitz irgend eine Vorliebe für den Katholicismus gehabt, sich durch irgend eine Neigung zu demselben hingezogen gefühlt habe. Geboren und erzogen im Protestantismus, ausgerüstet mit Kenntnissen aller Art, ein Polyhistor zwar, aber als solcher begabt mit einem durchdringenden Verstande, ausgezeichnet durch die Bewunderung seiner Zeitgenossen, geachtet von allen deutschen Höfen, in inniger Verbindung mit einem dieser Höfe, welcher im achtzehnten Jahrhundert sein Glück durch den Protestantismus machte, ergeben der speculativen Philosophie, wenn gleich nicht in einem so hohen Maße, daß er sich gegen die Forderungen der wirklichen Welt verblendet hätte, Staatsmann in einem sehr hohen Grade, und in einem schon vorgeschrittenen Alter noch Stifter einer Akademie der Wissenschaften — wie hätte er mit allen diesen Eigenschaften wohl die eines Kryptokatholiken vereinigen, wie in der Welt, worin er nun einmal lebte, als Kryptokatholik, die Achtung seiner Landesleute und selbst der Ausländer bis zu seinem letzten Athemzuge retten wollen?

Wenn das ganze Leben eines ausgezeichneten Man-

nes — und Leibnitzens Leben umfaßt einen Zeitraum von nicht weniger als siebzig Jahren — einer über ihn ausgesprochenen Behauptung widerspricht: so kann man mit der höchsten Sicherheit annehmen, daß diese Behauptung falsch ist. Für Leibnitz aber kommt noch ein Umstand hinzu, der die kecke Versicherung der Etoile auf der Stelle zu Schanden macht. Die Werke des ausgezeichnetsten Denkers seiner Zeit sind noch alle vorhanden; von welchem dieser Werke ließe sich wohl sagen, daß es eine besondere Vorliebe für das katholische Kirchenthum ankündigte? Noch mehr: Leibnitz war Geschichtforscher in einem hohen Grade. Wie nun, einem solchen Manne sollte alles das entgangen seyn, was die Reformation auf eine Weise herbeiführte, daß sie nur die Vollendung dessen war, was sie seit dem vierzehnten Jahrhundert verbreitet hatte? Wie, von einem solchen Manne ließe sich, bei seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, annehmen, daß er nie die Werke eine Fra Paoli Sarpi gelesen habe? Wie, ein solcher Mann sollte nicht durch sich selbst dahin gekommen seyn, den Zusammenhang zu ahnen, worin alles Kirchenthum, aller Cultus, von jeher mit dem Civilisations-Grade gestanden hat, so daß alle wesentlichen Veränderungen, welche mit beiden vorgehen, immer nur der Ausdruck höherer religiöser Bedürfnisse sind? Wie — um alles mit Einem Worte zu sagen — ein Mann, wie Leibnitz, hätte sich verblendet gegen den Unterschied zwischen Religion und Kirchenthum, und, im klarsten Widerspruch mit sich selbst, aus der ersteren in eine verbrauchte Form des letzten zurückgestrebt?

So gewiß Leibnitz seinen Landesleuten nie als Ka-

tholik erschienen ist; eben so gewiß ist er nie Katholik gewesen. Wenn Ausländer ihn, mehr als hundert Jahre nach seinem Tode, dafür erklären: so kann dies seinen Grund nur darin haben, daß in seinen Werken nichts anzutreffen ist, was ihn als einen eifrigen Protestanten bezeichnet. Es dürfte indeß höchst übereilt seyn, wenn man hieraus schließen wollte, daß er in seinen Neigungen und nach seiner ganzen Denkweise dem katholischen Kirchenthum angehört habe. Leibnitz, keiner besonderen Profession zugethan, fühlte nicht die Verbindlichkeit, irgend einer Parthei anzugehören; und als ein Mann, der sein ganzes Leben damit zugebracht hatte, Meinungen zu erforschen und die Verschiedenheit derselben in ihrer Nothwendigkeit aufzufassen — wie hätte er anders als duldsam, nachsichtig und menschlich empfinden können? Es kam noch hinzu, daß er durch die Erscheinungen seiner Zeit nur allzu stark aufgefordert wurde, sich kirchlich zu neutralisiren. Wahrlich der Schluß des siebenzehnten Jahrhunderts und das erste Viertel des achtzehnten — die Periode, worin Leibnitz lebte und wirkte — waren weit entfernt, Zeiten zu seyn, worin ein Mann von allgemeinem Wohlwollen sich glücklich fühlt. Man erinnere sich des Zeitraums von 1680 bis 1690! Während in Deutschland Katholiken und Protestanten mit Groll und Mistrauen gegen einander erfüllt sind, trägt Ludwig der Vierzehnte, voll von der Ueberzeugung, daß nur Katholiken echte Freunde der Monarchie sind, kein Bedenken, durch die Aufhebung des Edicts von Nantes eine Million protestantischer Unterthanen aus Frankreich zu vertreiben und jedem Schicksal Preis zu geben, das sie im Auslande

treffen kann. Drei Jahre nach dieser ungeheuren Begebenheit wird Jakob der Zweite von seinen Unterthanen vom Thron gestoßen, weil er den Wahn des französischen Königs theilt, und die Engländer nicht das Schicksal der Franzosen haben wollen. In Frankreich brechen hierauf die Cevennen-Kriege aus, welche mit aller Schonungslosigkeit religiöser Partheiwuth geführt werden. — Wie viel Aufforderung für ein wohlwollendes und menschenfreundliches Herz zum Unmuth und zur Trauer!

Die große Aufgabe in diesen Zeiten war, das Mittel aufzufinden, wodurch Meinungen mit Meinungen versöhnt, und Menschen, die sich Christen nannten, dahin gebracht werden könnten, in Eintracht und Frieden mit einander zu leben. Diese Aufgabe ist im Fortschritt der Zeit gelöst worden, und das achtzehnte Jahrhundert ist nicht verflossen, ohne dem Grundsatz der Duldung und der Nachsicht mit übernatürlichen Lehren den Sieg zu verschaffen. In den Zeiten Leibnitzens glaubten die edleren Geister, ihn dadurch herbeiführen zu können, daß sie gewisse Mittel-Linien erfänden, um den Protestantismus und den Katholicismus mit einander zu versöhnen; und sofern es bei diesem menschenfreundlichen Geschäft vorzüglich darauf ankam, daß Männer von großer Autorität sich mit demselben befaßten, war wohl nichts natürlicher, als daß man, vor allen, Leibnitz für dasselbe zu gewinnen suchte: ihn, dessen Name durch ganz Europa wiederhallete. Daß er sich dazu hergab, kann wenigstens nicht zu einem Gegenstand der Anklage in Beziehung auf sein Herz gemacht werden. Jeder noch so große Denker wandelt in den Schranken seines Jahrhunderts, und muß daher Verzeihung finden, wenn

er nicht über die Mittel hinausgeht, welche der allgemeine Geist seiner Zeit zuläßt. Jetzt, nachdem sich das, was am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts so eifrig gesucht wurde, ganz von selbst — wiewohl auf nicht geahneten Wegen — gefunden hat — jetzt wollen wir nicht den Fehler begehen, Leibnitzen einen Vorwurf daraus zu machen, daß er, um den Frieden zwischen den beiden, aus Unverstand antagonistirenden Kirchenthümern wieder herzustellen, dem katholischen Manches auf Kosten des protestantischen zugestand. Er war deswegen noch nicht ein Katholik im eigentlichsten Sinne des Worts; er handelte darin nur als Philosoph und Staatsmann, der, weil er begriffen hatte, daß das Vorwiegende auch das Leitende in der Gesellschaft ist, nichts will, was diesem Naturgesetz entgegen ist. Nur das Bedürfniß seiner Zeit in's Auge fassend, vergaß er zweierlei: 1) daß ein modificirter, d. h. mit Protestantismus versetzter Katholicismus, sofern er aus dem Verstande eines Einzelnen hervorging, gar keine Bestimmung mehr hatte; 2) daß das, was den Protestantismus für einzelne Staaten Europa's herbeigeführt hatte, ihn, im Verlauf der Zeit, für alle übrigen, noch im Katholicismus beharrenden Staaten, wenn gleich auf anderen Wegen und zu anderen Zwecken, als im sechzehnten Jahrhundert, herbeiführen mußte. Mit Einem Wort: Leibnitzens Entwürfe hinsichtlich des kirchlichen Zustandes umfaßten nur den Augenblick, der mit Zentnerschwere am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts auf die Gesellschaft drückte. Da das Vorwiegende sich nicht unter allen Umständen gleich bleibt; ja, da sein Wesen, unter nachtheiligen Einflüssen, sich so verändern kann, daß es gänzlich aufhört, vorwiegend zu seyn:

so würde Leibnitz, wenn er späteren Zeiten angehört hätte, seine Vorschläge minder vortheilhaft für den Katholicismus eingerichtet haben. Eben deswegen aber ist es kaum noch etwas mehr, als bloßer Unverstand, wenn man sich, im Streit über den Vorzug des einen kirchlichen Systems vor dem andern, auf die Autorität eines Mannes beruft, der, wie auch sein Urtheil seyn mochte, mit demselben doch immer dem Entwickelungsgrade seiner Zeit angehörte.

Wir glauben jetzt alles gesagt zu haben, was einen der größten Denker und Schriftsteller, die Deutschland hervorgebracht hat, von der Beschuldigung, daß er ein Kryptokatholik gewesen, lossprechen kann; denn man widerlegt eine falsche Beschuldigung niemals besser, als wenn man nachweiset, wie sie für diejenigen, welche sich dazu bekennen, hat entstehen müssen.

Auf gleiche Weise wollen wir bei Beantwortung der zweiten Frage, welche die Ueberschrift dieses Artikels in sich schließt, verfahren; denn, so wir hoffen mit desto größerer Sicherheit darzuthun, daß nichts oberflächlicher ist, als das Urtheil, nach welchem der Protestantismus sich nicht für größere Staaten paßt, und diese in sogenannte Föderativ-Staaten auflöst.

Wir bemerken zuvörderst, daß sich nicht begreifen läßt, woher einem System von übernatürlichen (theologischen oder metaphysischen) Lehren die Kraft kommen soll, irgend eine Regierungsform, von welcher Art diese auch seyn möge, zu verändern. Für die Leitung der Gesellschaft entscheidet nichts so sehr, als die mehr oder weniger gründliche Kenntniß der Wirklichkeit; und da das Uebernatürliche seinen Charakter gerade darin hat, daß es die Wirklich-

keit, als etwas durchaus Untergeordnetes, verachtet, so läßt es auch die Regierungsformen unberührt.

Mit dieser Behauptung stimmt die Erfahrung auf's Genauste überein. Läge, wie die Etoile will, in dem Protestantismus die Neigung, große Staaten in Föderativ-Regierungen aufzulösen: so müßte seinem Gegensatze, dem Katholicismus, auch die Tendenz eigen seyn, das Föderative in das Republikanische oder das Monarchische aufzulösen. Daran aber fehlt nicht weniger, als Alles. Die katholischen Cantons der Schweiz haben nie dahin gewirkt, die Schweiz in eine Monarchie zu verwandeln; und anstatt die ihnen eigenthümliche Regierungsform monarchischer zu machen, lassen sie dieselbe seit Jahrhunderten unverändert. Auf gleiche Weise haben die protestantischen Staaten Deutschlands nie dahin gewirkt, daß die Monarchie aus Deutschland wäre verbannt worden. Es ist eine arge Verwechselung der Wirkungen mit den Ursachen, wenn man das Kirchliche zum Erklärungsgrund des Politischen in einem so hohen Grade macht, daß selbst die Regierungsformen ihre Entstehung durch das Kirchliche erhalten. Lange vor der Reformation war die Schweiz ein Staatenbund. Dasselbe läßt sich von Deutschland sagen, wiewohl das Föderative dieses großen Landes im sechzehnten Jahrhundert weniger ausgesprochen war, als im neunzehnten. Nicht die Reformation brachte das Föderative, wohl aber brachte das Föderative die Reformation; wenigstens in sofern, als diese mit und bei dem Föderativen leichter durchzuführen war. Hätten Maximilian der Erste, oder auch Karl der Fünfte, in Deutschland dieselbe Macht ausgeübt, welche Franz der Erste und dessen Nachfolger

bis auf Ludwig den Funfzehnten in Frankreich ausübten: so würde die Reformation in Deutschland gerade dieselben Schicksale gehabt haben, wovon sie in Frankreich getroffen worden ist. In beiden Ländern hat das Politische über das Kirchliche, nicht das Kirchliche über das Politische entschieden. Und dabei läßt sich behaupten, daß, wenn die Reformation hätte zu einer Zeit eintreten können, wo die Macht der französischen Könige weniger befestigt war, d. h. wo Frankreichs Könige noch durch unabhängige Herzoge beschränkt wurden, das kirchliche System in Lehre und Hierarchie eben so große Veränderungen erlitten haben würde, wie in Deutschland, England und Schweden.

In Wahrheit, daß Frankreich bis auf unsere Zeiten katholisch geblieben ist, rührt von Dingen her, welche, wie es scheint, am wenigsten von Franzosen angeschaut und begriffen werden; und hierüber das Hauptsächlichste zu sagen, ist um so weniger am unrechten Ort, da diese Zeitschrift keine andere Bestimmung hat, als die Zeitgenossen durch die Erläuterung von Begebenheiten früherer Jahrhunderte über sich selbst aufzuklären.

Wie Deutschlands Kaiser und die sämmtlichen Fürsten des westlichen Europa, eben so hatten auch Frankreichs Könige durch den Verlust des Investitur-Rechts einen sehr wesentlichen Theil ihrer Autorität eingebüßt. Nun läßt sich freilich nichts dagegen sagen, daß es für die christliche Welt ein elftes Jahrhundert gab, und daß in der zweiten Hälfte desselben, vermöge des vorherrschenden Geistes der westeuropäischen Nationen, ein römischer Pabst, Namens Gregor der Siebente, es dahin zu bringen wußte, daß

man sich eine theokratische Universal-Monarchie gefallen ließ, die sich herausnahm, die Entwickelung des menschlichen Geschlechts beherrschen zu wollen. Weil aber die Päbste etwas übernommen hatten, was sich nicht durchführen ließ: so mußte ihr Ansehn, nach und nach, in Abnahme gerathen; und am auffallendsten ward diese Abnahme von dem Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts an, wo die Geneigtheit zu neuen Kreuzzügen so gut als gänzlich verschwunden war. Vom vierzehnten Jahrhundert an entwickelte sich eine bestimmtere Opposition gegen die Forderungen der theokratischen Universal-Monarchie; und diese verstärkte sich im Laufe der Zeit, bis es sich am Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts für Frankreichs Könige, nach der Wiedervereinigung der bedeutendsten Vasallen-Domäne mit dem Königs-Domän, ernstlich um eine Wiedereroberung des im elften Jahrhundert eingebüßten Investitur-Rechts handeln konnte. Zu diesem Endzweck wurden jene Kriege in Italien geführt, welche im Jahre 1495 begannen und 1515 durch das Concordat beendigt wurden, welches Franz der Erste mit Leo dem Zehnten abschloß. Vermöge dieses Concordats traten Frankreichs Könige wenigstens in sofern in den Besitz des Investitur-Rechts zurück, als ihnen von Seiten des Pabstes die Ernennung zu allen großen und kleinen Pfründen gestattet wurde, während der Pabst sich die Bestätigung in denselben vorbehielt. Ein großes Domän von Belohnungen für Verdienste aller Art wurde auf diese Weise von jenen wiedererobert; und zufrieden mit dem Zuwachs, den ihre Gewalt hierdurch gewonnen hatte, wurden sie zu natürlichen Feinden aller der Neuerungen, welche die, wenig Jahre darauf,

in Deutschland und in der Schweiz ausbrechende Reformation für das christliche Kirchenthum hervorzubringen strebte.

Ohne das Concordat von 1515 würden also Franz der Erste und seine Nachfolger unstreitig nachsichtiger gegen die Reformatoren gewesen seyn. Es kam aber noch ein Umstand hinzu, der sie und die gesammte französische Geistlichkeit zu unversöhnlichen Feinden des Protestantismus machte. Dies war die Form, worin dieser in Frankreich auftrat. In einem, für kirchliche und politische Herrschaft so vollständig ausgebildeten Königreiche, wie Frankreich, selbst bei großen Gebrechen, schon im sechzehnten Jahrhundert war, konnte der Calvinismus nicht sein Glück machen: er verletzte in eben dem Maße, worin er, um sich selbst genug zu thun, alles Kirchenthum zu den ursprünglichen Formen des Christenthums herabdrücken mußte. Ohne den Schutz, welchen die Prinzen vom Geblüt ihm gewährten, um eine Waffe mehr gegen die Guisen zu gewinnen, würde er sich kaum bemerkbar gemacht haben. Von keiner Seite paßte er für Frankreich; und indem man dies in allen Jahrhunderten seit seiner ersten Entstehung gefühlt hat, ist man sich in der Behauptung gleich geblieben, daß der schweizerische Calvinismus — wie es wirklich der Fall ist — nur für kleine Staaten passe, und, in größere verpflanzt, diese zu seinen Dimensionen herabzudrücken strebe.

Man sieht hieraus, wie der Verfasser des fraglichen Artikels in der Etoile zu dem Urtheil gekommen ist, „daß die großen Staaten nicht mit dem Protestantismus bestehen können, der in kleinen Staaten geboren und durch

den westphälischen Frieden zur öffentlichen und National-Religion erhoben ist;" aber man sieht zugleich, auf welcher Verwechselung diese Behauptung beruht.

Der Protestantismus ist keinesweges im Calvinismus abgeschlossen. Dieser ist nur eine einzelne Form desselben; und selbst, als solche, ist er weit davon entfernt, sich überall gleich zu seyn. Dieselbe Lehre, welche in der Schweiz, in Holland und in noch andern Ländern die Hierarchie ausgeschlossen und sich mit einem einfachen Presbyterial-System verbunden hat, tritt in England in der gebietenden Gestalt hervor, die ihr das Episkopal-System gewährt, und nimmt die Benennung einer Hochkirche an, welche alle übrigen Kirchenthümer beherrschen möchte. Was leistet der Calvinismus in England? Er sondert dies Königreich von der katholischen Welt und von dem Oberhaupte derselben: da sich in ihm aber die Lehre mit einer kräftigen Hierarchie verschmolzen hat, so bringt er keinesweges die Wirkungen hervor, welche die Etoile dem Protestantismus im Allgemeinen zuschreibt; ja er bringt sie so wenig hervor, daß man sagen kann, England sey erst von dem Augenblick an zu einem mächtigen Königreiche geworden, wo es sich zum Calvinismus bekannt hat. Ganz auf dieselbe Weise verhält es sich mit der zweiten großen Form des Protestantismus: dem Lutherthum. Selbst wenn es dazu beigetragen haben sollte, daß Deutschland sich in neuerer Zeit zu einem förmlichen Staatenbund ausgebildet hat: so ist es doch nicht die Ursache dieser Staatsform; denn diese war, wie wir oben bemerkt haben, wenn gleich in minder bestimmten Umrissen, lange vor Luther da, und sogar eine von den Be-

bingungen der nachdrucksvollen Wirksamkeit dieses Reformators. Unstreitig ist der Organismus, worin es sich in den einzelnen Staaten bewegt, diesen Staaten angemessen; daß er ihm aber, als Lehr-System aufgefaßt, nicht nothwendig ist, beweiset das Beispiel Schwedens, wo eben dies Lehr-System sich mit einer Episcopal-Verfassung der Kirche verbunden hat.

In welcher Eigenschaft übernatürlicher Lehren sollte es überhaupt liegen, daß ein großer Staat sich bei seiner Größe erhält? Zuverlässig nicht in der Fülle derselben: denn diese könnte immer nur dahin wirken, ihn schwach und elend zu machen, und seine Auflösung auf irgend einem Wege herbei zu führen. Nun unterscheidet sich der Protestantismus von dem Katholicismus hauptsächlich dadurch, daß er die Summe der übernatürlichen Lehren vermindert und dadurch eine Sonderung hervorbringt, welche die Staaten, als geordnete, oder als zu ordnende Gesellschaften, sich selbst zurückgiebt. Er kann also durchaus nicht die Wirkung hervorbringen, daß große Staaten sich in kleine auflösen. Vielleicht darf man behaupten, daß die äußere Gestaltung des Kirchenthums in jedem Lande der des Staats entsprechen müsse: allein dies wäre alsdann das einzige Wahre in dieser wichtigen Angelegenheit, und die Gestaltung des Dogma bliebe dabei ganz aus dem Spiele.

Kirchliche Lehren, sofern sie übernatürliche sind, haben unstreitig einen absoluten Werth, der sie unantastbar macht, so lange sie für wahr gehalten werden; wer, der auf Duldsamkeit Anspruch macht, möchte sich damit befassen, sie anzufeinden, oder zu bekämpfen? Ganz

verschieden hiervon aber ist die Frage von dem politischen Werth eines gegebenen Kirchenthums; denn durch diese Frage wird alles Kirchliche in die Sphäre des Menschlichen gezogen, das bekanntlich sich nicht gleich bleibt und lauter Beziehungen in sich schließt. Man kann demnach wohl fragen: ob, politisch genommen, der Katholicismus den Vorzug vor dem Protestantismus verdiene, oder ob das Umgekehrte Statt finden müsse.

Wird nun, wie dies jetzt so häufig der Fall ist, diese Frage wirklich aufgeworfen: was soll alsdann den Maßstab bilden? Uebernatürliche Lehren können in keiner Hinsicht dazu dienen; man würde sie dadurch sogar entweihen. Was aber sonst? Was anderes, als dasjenige, was zu allen Zeiten alle gesellschaftliche Erscheinungen, von welcher Art sie auch seyn mochten, bestimmt und beherrscht hat: der Civilisations-Grad. Hiernach aber wird man nur allzu leicht dahin gebracht, daß man den Protestantismus den Vorzug vor dem Katholicismus giebt: einmal, weil er selbst die Ausgeburt eines höheren Civilisations-Grades ist; zweitens, weil er die Entwickelung der gesellschaftlichen Kräfte unendlich wirksamer unterstützt, als dasjenige kirchliche System, wogegen er gerichtet ist.

Es giebt in der protestantischen Welt zwei Erscheinungen, die man nicht genug beherzigen kann, wenn von den Wirkungen des Protestantismus auf die Gesellschaft die Rede ist.

Die eine ist: daß in den protestantischen Staaten die Fürsten einer weit unbedingteren Achtung genießen, als die Fürsten in katholischen Staaten. Die Ursache dieser Erscheinung ist leicht aufgefunden, und im Wesentlichen

keine andere, als daß protestantische Unterthanen nicht zwischen zwei Autoritäten getheilt sind, von welchen der Landesfürst die eine, ein entfernter Monarch, Pabst genannt, die andere bildet. Wie hieraus die höhere Einheit der protestantischen Staaten folgt, braucht gar nicht nachgewiesen zu werden, weil es sich ganz von selbst versteht. Genießen übrigens protestantische Fürsten, wie dies zum Theil wirklich der Fall ist, eines höheren Grades von Unumschränktheit: so ist dies ohne allen Nachtheil für die Gesellschaft, an deren Spitze sie stehen, weil sie in ihrem Wirkungskreise nicht durch eine frembartige Gewalt gestört werden, die sie bestimmen möchte, noch etwas mehr in's Auge zu fassen, als gerade das Wohl der Gesellschaft.

Die zweite Erscheinung ist: daß, indem das protestantische Kirchenthum, als ärmer an Dogmen, Ceremonien u. s. w., die Arbeitsamkeit — wir wollen nicht sagen mehr befördert, aber doch weniger unterbricht, die protestantischen Staaten sich durch ein höheres Maß von Ordnung, Regelmäßigkeit und Sittlichkeit auszeichnen. Dies ist eine so erwiesene Sache, daß darüber nie ein Streit Statt gefunden hat. Was will man aber mehr? was kann man Höheres wollen? Zwecken alle gesellschaftliche Einrichtungen immer nur darauf ab, ein höheres Maß von Uebereinstimmung und Harmonie unter den Vergesellschafteten hervorzubringen, und gehört die Kirche zu jenen Einrichtungen (was heut zu Tage wohl Niemand leugnen wird): so ist man auch durch die Natur der Dinge genöthigt, demjenigen Kirchenthume die Palme zu geben, das für den allgemeinen Zweck gesellschaftlicher Vereine das Meiste leistet.

Wäre, wie die Etoile will, dem Katholicismus, als Gegensatz des Protestantismus, die Kraft eigen, Staaten bei ihrer einmal gewonnenen Größe zu erhalten: so würde nichts unbegreiflicher seyn, als das Schicksal der spanischen Monarchie, welche in einem Zeitraum von zwei Jahrhunderten Einen Abfall nach dem andern gelitten hat, bis sie gegenwärtig auf den Raum eingeschränkt worden ist, den sie auf der pyreneischen Halbinsel einnimmt. Wenn in irgend einem Reiche für die Erhaltung des hergebrachten Kirchenthums gesorgt war, so war dies im spanischen Königreiche der Fall; ging man hierin nicht so weit, daß man die Lehre mit der Gewalt bewaffnete, und allen Vorschriften der Gerechtigkeit und Menschlichkeit Trotz bot, um den Glauben bei gleicher Reinheit zu erhalten? Allein was hat dies alles gefruchtet? Die spanische Monarchie ist deshalb nicht weniger zerstückelt und verkleinert worden. Wir sind weit davon entfernt, behaupten zu wollen, daß der Katholicismus dies Schicksal herbeigeführt habe; allein, da er es eben so wenig abwenden konnte, so erlaube man uns, daraus zu folgern, daß seine zusammenhaltende Kraft an und für sich sehr gering sey, und daß eben diese Kraft gänzlich verschwindet, wenn sie mit veränderten Bedürfnissen, so wie mit allem, was die Entwickelungsfähigkeit des menschlichen Geschlechts mit sich bringt, in Widerstreit geräth.

Niemand leugnet, daß Gesetzgebungen veralten können, und daß unzählige von ihnen wirklich veraltet sind. Warum sollten also Kirchenthümer, welche immer nur eine besondere Art von Gesetzgebung sind, nicht auch veralten und alle Kraft verlieren? Wem der Inhalt der Geschichte

nicht ganz fremd ist, der weiß hinlänglich, woran er in dieser Hinsicht ist. Nichts ist demnach unverantwortlicher, als jener blinde Partheigeist, der, den auffallendsten Thatsachen zum Trotz, Dinge zu Ursachen macht, welche entweder nie, oder doch nur auf eine sehr bedingte und abgeleitete Weise Ursachen gewesen sind. Nicht in Folge des Protestantismus oder des Katholicismus veralten und verschwinden Reiche, wohl aber in Folge einer verkehrten Anschauung des Wesens der Gesellschaft und einer Verkennung des allgemeinen Entwickelungsgesetzes, das die menschliche Organisation in sich schließt.

---

# Ueber gewisse, angeblich zuverlässige Mittel, der herrschenden Noth des landwirthschaftlichen Standes abzuhelfen.

Zu Ilmenau ist vor Kurzem eine kleine Schrift unter folgendem Titel erschienen:

„Ueber die zur Zeit in Deutschland herrschende Noth des landwirthschaftlichen Standes; über ihre wahre Beschaffenheit, ihre eigentlichen Quellen, ihre nothwendigen Folgen und die einzig sicheren Mittel, derselben für immer abzuhelfen."

Verfasser dieser, ihrem Gegenstande nach so wichtigen Schrift ist Herr Gustav Heinrich Haumann: ein Mann, „dem," seiner eigenen Versicherung nach, „die Verhältnisse, worin er lebt, Gelegenheit verschafft haben, die wahre Beschaffenheit der in Rede stehenden Noth genau kennen zu lernen, und der aus innigem Mitleide mit den Tausenden, die, ohne ihr Verschulden, dem größten Elende Preis gegeben werden, so wie aus warmer Liebe zu dem deutschen Vaterlande, sich bewogen fühlt, das bekannt zu machen, was er, die Quellen des öffentlichen Elendes erforschend, entdeckt hat." Der lebhafteste Wunsch dieses Biedermannes ist, daß das, was er mittheilt, von allen seinen Landsleuten gelesen, überlegt und beherzigt werden möge. „Möchten — so schließt er sein Vorwort — alle meine lieben Landsleute, ein Jeder nach seiner besonderen Lage und seinen persönlichen Verhältnissen, vorzüglich aber Diejenigen, deren Hülfsvermögen durch Stand

und Macht und Ansehn umfassender ist, als das der Andern, sich in thätiger und kräftiger Wirksamkeit zur Abhülfe des leider! schon so sehr gesunkenen National-Wohlstandes unseres gemeinsamen Vaterlandes brüderlich vereinigen!"

Ohne uns auch nur von fern her zu den Letzteren zu rechnen, wollen wir wenigstens das Unsrige dazu beitragen, daß die Ansicht des Herrn Haumann allgemeiner bekannt werde; und da wir denselben Gegenstand mehr als einmal zur Sprache gebracht haben: so bitten wir vorläufig, zur Rechtfertigung unserer eigenthümlichen Ansicht von demselben, um die Erlaubniß, die eine und die andere Bemerkung über die von unserem Verfasser in Vorschlag gebrachten Mittel, so wie über die denselben zum Grunde liegenden Behauptungen machen zu dürfen.

Zur Sache!

Aus Deutschlands geographischer Lage deducirt Herr Haumann, daß die Bewohner desselben von den hauptsächlichsten Bereicherungsquellen anderer europäischer Völker, der Schiffahrt und dem Seehandel natürlich ausgeschlossen sind. Dieselbe Lage hat, nach ihm, die Deutschen von jeher an der Gründung und Erwerbung fruchtbarer Kolonien und einträglicher Factoreien in andern Welttheilen verhindert. Es ist daher auch kein Wunder, wenn Deutschland in seinen Fabriken und Manufacturen hinter anderen Ländern zurück geblieben ist. Damit dergleichen blühen, ist, nach unserem Verfasser, dreierlei erforderlich, nämlich: 1) leichter und guter Absatz in's Ausland; 2) Kapitale, welche auf die Anlegung und die Unterhaltung der Manufacturen und Fabriken verwendet werden können; 3) rohe Stoffe, die im Lande

selbst erzeugt werden, oder um einen solchen Einkaufspreis zu haben sind, welcher, bei der Mitbewerbung anderer Länder, die möglich=billigsten Verkaufspreise gestatten.

Wir enthalten uns einer förmlichen Widerlegung dieser Sätze; doch wollen wir zweierlei nicht unbemerkt lassen: 1) daß es keinesweges die Schuld der geographischen Lage Deutschlands, wohl aber die des politischen Systems dieses großen Landes ist, wenn es einen so schwachen Antheil an dem Welthandel genommen hat, indem seine Küsten denselben mehr begünstigen, als unser Verfasser glaubt; 2) daß Herr Haumann über den Zustand der deutschen Manufacturen und Fabriken gar zu sehr nach dem unvortheilhaften Standort urtheilt, auf welchem er sich befindet.

„Noch eine andere Quelle des National=Reichthums — so fährt der Verfasser fort — liegt im Innern der Erde. Aber auch diese fließt für unser Vaterland nur sparsam und kärglich, da es sich weder Brasiliens Diamantgruben, noch Mexiko's und Peru's Gold= und Silberminen aneignen konnte. Von unedleren Metallen und anderen Mineralien sind zwar, hie und da, reichlichere Vorräthe im Schooß des heimathlichen Bodens vorhanden; aber dennoch reicht, was von ihnen zu Tage gefördert wird, kaum für den Selbstverbrauch hin. Es kann also auch der Bergbau nicht die Grundlage des National=Vermögens und des Volkswohlstandes in Deutschland abgeben."

Auch hierüber wollen wir keine berichtigenden Bemerkungen machen, die einzige ausgenommen, daß der Bergbau nie und nirgends die Grundlage des Nationalvermögens und des Volkswohlstandes seyn soll.

Herr **Haumann** hat sich durch alle diese Vorbemerkungen zu dem Resultat verholfen, „daß die **Erdscholle** und ihre **Bearbeitung** das Einzige sey, was das Schicksal dem Deutschen übrig gelassen habe, daß also die Landwirthschaft in ihren verschiedenen Gestalten und Verzweigungen die Grundlage des deutschen National-Reichthums ausmachen müsse.“ „Glücklicherweise, fügt er hinzu, ist aber auch unser Vaterland durch seine physische Lage, so wie durch seinen Boden und sein Klima, für diesen Erwerbzweig seiner Bewohner ganz geeignet. Getreidebau und Viehzucht können in den meisten Gegenden mit Vortheil vereint betrieben werden; die Veredelung der Hausthiere läßt sich auf einen hohen Grad von Vollkommenheit bringen, wie Hannovers, Holsteins, Mecklenburgs Pferdezucht, Ostfrieslands und des sogenannten Frankenlandes Rindviehhaltung, und Sachsens Schäfereien beweisen, welche die edelste Race der spanischen Wollenträger auf eine noch höhere Stufe der Vollkommenheit erhuben im Electoral-Schaaf. Viele Landstriche eignen sich ganz vorzüglich zur Erzeugung von Oelgewächsen, Gespinstpflanzen, Farbe-, Gewürz- und Arznei-Kräutern. Obst- und Gemüsegartenpflege krönt an den meisten Orten erfreulicher Erfolg. Die südlichere Hälfte begünstigt ausnehmend die Wein-Cultur, und im kälteren Klima der nördlicheren Theile, an den Abhängen der höheren Bergketten, an ihren Stirnen und auf ihren Scheiteln wuchert, bei geringer Wartung von Menschenhand, mit tausendfach verschiedenen Holzarten in Hochstämmen und Buschdickigt der Laub- und Nadelwald.“

So weit ist alles, wie es seyn muß. Wenn nun aber Herr **Haumann** aus dieser Prämisse die Folgerung

zieht, daß der landwirthschaftliche Stand (so ist es ausgedrückt) der Haupt- und Grundstand in Deutschland seyn müsse, weil von ihm aller Erwerb ausgehe und durch ihn alle Volksthätigkeit begründet werde: so befindet er sich in einem offenbaren Irrthum. Denn worin hat dieser landwirthschaftliche Stand sein Gedeihen? Offenbar in der Thätigkeit aller übrigen Stände. Dient er diesen, so dienen sie ihm wieder. Alle seine Fortschritte rühren so wenig von ihm selbst her, daß man behaupten kann, er würde ohne die Unterstützung und den Beistand der übrigen Stände gar nichts seyn. Es ist überall ein eitles Unternehmen, den Vorzug eines einzelnen Standes deduciren zu wollen. Gesellschaft, nicht Stand, ist das Wort, worauf man zurückkommen muß, wenn es die Erklärung von Erscheinungen der sittlichen Welt gilt; in der Gesellschaft aber stützt und trägt sich alles in einem solchen Grade, daß man durchaus nicht sagen kann, hier ist der Anfang der Kraft, und hier ihr Ende. Wie viel verdankt die Landwirthschaft dem Bergbau, und wie viel verdankten wiederum beide den übrigen Gewerben, alle Künste und Wissenschaften mit eingeschlossen!

Die erste falsche Folgerung ist in der Regel die fruchtbare Mutter vieler anderen; und dies bewährt sich in Herrn Haumanns Schrift.

Hat man einmal einen einzelnen Stand als den Hauptstand und alle übrigen Stände als in demselben gleichsam eingeschachtelt dargestellt, dann thut man freilich einen Schreckschuß, wenn man jenen als in seinen Grundlagen erschüttert beschreibt: denn der Zusammensturz des ganzen gesellschaftlichen Gebäudes versteht sich nunmehr von selbst.

Allein die Frage ist, ob man richtig beobachtet hat, ob man an der Stelle von Thatsachen nicht bloß Fantasieen zu bringen verführt worden ist.

Herr Haumann will — nicht etwa für das Ländchen, dem er selbst angehört, sondern für ganz Deutschland — ausgemittelt haben:

„Daß der Wohlstand des landwirthschaftlichen Standes nicht nur ganz vernichtet ist, sondern daß dieser Stand sich auch zur Zeit in einer drückenden Noth befindet, die von Jahr zu Jahr, ja von Tage zu Tage mit Riesenschritten zunehme."

Wir halten uns nicht bei den Symptomen auf, welche dieser Wahrnehmung zum Grunde liegen; sie sind was sie seyn können in dem engen Gesichtskreise des Verfassers. Wichtiger, bei weitem wichtiger, sind uns die Ursachen, aus welchen die Noth des Landmannes und des ganzen landwirthschaftlichen Standes von ihm erklärt wird.

Diese Ursachen nun sind nicht Unthätigkeit und Faulheit, auch nicht der zu weit getriebene Luxus (wiewohl der Verf. eingesteht, daß dieser sein Schärflein zur Vermehrung und Vergrößerung der Noth beigetragen habe), selbst nicht der Druck der Kriegslasten in dem zuletzt verflossenen Jahrzehend (soll unstreitig heißen bis zum Jahre 1816): wohl aber die so ungeheuer herabgesunkenen Preise der Früchte und aller landwirthschaftlichen Erzeugnisse. „Hier liegt — so ruft der Verfasser aus — die Krankheit, welche an dem bürgerlichen Leben des landwirthschaftlichen Standes nagt. Sie gleicht, rücksichtlich des Landwirths, der Schwindsucht, welche die von ihr Befallenen von Tage zu Tage mehr

auszehrt und abmattet, und dieselben, unter steter Hoffnung der Genesung, oft unvermuthet dem Grabe überliefert; hinsichtlich des Staats aber einem giftigen Krebsgeschwüre, das zuerst die damit behafteten Theile anfrißt, zugleich aber auch, alle übrigen Theile inficirend, je länger je weiter um sich greift, und endlich dem ganzen Körper Untergang und Tod bringt."

Nachdem nun der Verfasser die allgemeine Ursache des täglich zunehmenden Verfalls des landwirthschaftlichen Standes angegeben hat, bemüht er sich zu beweisen, daß der Productions-Preis in allen Zweigen der ackerbaulichen Betriebsamkeit durchaus den Marktpreis der Erzeugnisse übersteigt, und daß folglich der Agricultor nicht nur keinen Lohn für seine Arbeit hat, sondern jährlich von seinem Kapital zusetzet. Die Berechnungen, die er zu diesem Endzweck darlegt, geben das Resultat: „daß bei den stehenden Preisen, an jedem Acker Roggen, wovon der Landwirth die Frucht verkauft, 5 Thaler, an jedem Acker Gerste aber 3 Thaler eingebüßt werden; und daß, auf gleiche Weise, der Landwirth, wenn er unter den gewöhnlichen Verhältnissen lebt, d. h. nicht durch die Nähe einer volkreichen Stadt Gelegenheit findet, die Milch frisch gemolken abzusetzen, an jeder Kuh, von welcher er sämmtliche Nutzung verkauft, 10 Thaler, und an jeder Henne, die er zum Eierverkauf hält, jährlich 15 Gr. verliert." (S. 33.)

Wir berichten hier nur, ohne im Mindesten zu widerlegen; das letztere scheint uns um so überflüssiger, weil, wenn die Berechnungen des Herrn Haumann die mindeste Wahrheit enthielten, nichts unbegreiflicher seyn würde,

als daß nach der sechsjährigen Noth, worin sich der Agricultur-Stand befindet, noch ein einziger kleiner oder größer Agricultor es der Mühe werth finden könne, seinen Acker zu bestellen. Wir sind immer der Meinung gewesen, daß das Daseyn und die Wirksamkeit des Landmanns alle die Berechnungen zu Schanden machen werde, wodurch man beweisen möchte, daß es keins von beiden für ihn gebe.

„Hierin — so fährt der Verfasser fort — liegt also die unmittelbare Ursache der zur Zeit im landwirthschaftlichen Stande herrschenden Noth. Allein mit der Kenntniß dieses nächsten Grundes ist uns noch wenig gedient. Wir müssen von diesem nächsten Grunde wieder den Grund einsehen; denn dieser wird uns erst die Mittel und Wege zur Hebung jener Noth auffinden lassen. Dieser Grund nun liegt in nichts Anderem, als in dem großen Misverhältnisse der alljährlichen Erzeugung landeswirthschaftlicher Produkte, und ihres alljährlichen Verbrauchs. Die nächste Folge dieses Misverhältnisses ist, daß die Märkte überfahren werden; und indem dies an und für sich die Preise herabdrückt, kommt die schon bestehende Noth des Landmanns noch hinzu, jene Preise noch tiefer herabzudrücken. Er muß Geld anschaffen, um den Kapitalisten, der seine Interessen verlangt, den Zinsherrn, der seine Erbgefälle haben will, die Landeskasse, welche die gestundeten Steuern fordert, den Amtmann, der die das Jahr über aufgelaufenen Sporteln beitreibt, und zugleich den Wagner, Sattler, Schmied, Schuster, Schneider, kurz alle diejenigen zu befriedigen, welche Forderungen an ihn zu machen berechtigt sind. Der Käufer, der seine Noth bemerkt, bietet

immer weniger und weniger, und so ist der arme Mann, der öfters nicht einmal deutlich weiß, wie hoch ihm seine Waare eigentlich zu stehen kommt, gezwungen, sie unter der Hälfte ihres wahren Werths zu verschleudern. Und eben so geht es ihm mit allen andern Wirthschaftserzeugnissen, mit dem Mastvieh, mit den Produkten des Rindviehstandes und der Federviehzucht. Je mehr der Landmann in Noth geräth, je dringender er baares Geld braucht: desto mehr häuft sich die Concurrenz der Verkäufer, und desto tiefer fallen die Preise."

„Aber herrscht denn in Deutschland, wie viele behaupten, wirklich eine schädliche Ueber-Produktion?"

„Hier stoßen wir auf den faulen Fleck. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß jetzt auf Deutschlands Boden mehr erzeugt, als verbraucht wird; allein man muß deshalb nicht glauben, daß eine Ueberfruchtbarkeit des Bodens das Misverhältniß der Produktion und Consumtion verursache. Die Ursache desselben liegt in anderen Dingen; namentlich in dem so unmäßigen und über alle Gebühr ausgedehnten, unter allen, selbst den niedrigsten Ständen eingerissenen, auf alle, auch die gewöhnlichsten Gegenstände sich erstreckenden Gebrauch ausländischer Produkte und fremder Waaren. Kaffee, Zucker, Thee, Chokolate, ausländischer Wein und Taback, Rum, Olivenöl, Arack, Rosinen, tausenderlei Gewürze und Farbematerialien, Seide, Baumwolle, fremde Holzarten, und wer mag sie alle aufzählen, die Fremdlinge, die man vor hundert und zweihundert Jahren kaum den Namen nach kannte, und die jetzt allgemein zum Bedürfniß geworden sind? — das

sind die bösen Geister, die Deutschlands National-Wohlstand vernichten, sein Volksglück untergraben, und unser beklagenswerthes Vaterland an den Abgrund des schrecklichsten Elends und Verderbens führen. Wir selbst müssen uns als die Urheber unseres Nothstandes anklagen. Der ungeheure Verbrauch dieser ausländischen Produkte und der, aus mehreren derselben im Auslande verfertigten Waaren bewirkt, daß unsere Landes-Produkte nicht verbraucht werden können, und indem sie sich über die Gebühr anhäufen, unverhältnißmäßig im Preise sinken. Aber er schadet auch noch von einer andern Seite; denn es geht für sie auch jährlich eine ungeheure Summe baares Geld aus dem Lande, und der dadurch verminderte Umlauf des baaren Geldes wirkt wieder höchst nachtheilig auf die Preise unserer Landes-Produkte."

„Zum Beleg des eben Gesagten wollen wir nur auf einige der vorzüglichsten ausländischen Produkte, die in Deutschland fast allgemein in Gebrauch sind, unser Augenmerk richten; die Wahrheit der aufgestellten Behauptung wird daraus unwidersprechlich hervorgehen."

„Der Kaffee wird jetzt in Deutschland so allgemein getrunken, daß man gewiß nicht zu viel behauptet, wenn man annimmt, daß im Durchschnitt jeder Deutsche jährlich für 1 Th. von diesem ausländischen Produkte verzehrt. Setzt man nun die Zahl der Bewohner unseres Vaterlandes, wie sie gewöhnlich in runder Zahl angegeben wird, zu 30,000,000 Seelen an: so zahlt Deutschland allein für Kaffee den ungeheuren Tribut von 30,000,000 Thalern. Welche ungeheure Masse von Landes-Produkten muß aber nicht wegen des Kaffee-Verbrauchs unbenutzt bleiben!

Statt

Statt des Kaffee's könnte und würde, wenn wir ihn gar nicht kenneten, genossen werden: Bier, Eierbier, Brannt-wein, mancherlei Suppen, als, beim gemeinen Mann, Mehlsuppe, Kartoffelsuppe u. s. w. Wir wollen einmal annehmen, daß lauter Bier, statt des Kaffee's, verbraucht würde, und daß die Person täglich ein halbes Nösel zum Ersatz desselben bedürfte. Dies würde für ganz Deutschland täglich 15,000,000, und jährlich 5,475,000,000 Nösel oder 34,218,750 Eimer tragen. Zur Bereitung dieses Biers wären, wenn man 1 Malter Gerste und 1 Pfund Hopfen auf 4 Eimer Bier rechnet, erforderlich: 8,534,667 $\frac{1}{2}$ Malter Gerste und 77,760 $\frac{45}{46}$ Centner Hopfen. Diese Gerste aber würde, nach Obigem, ungefähr das Erzeugniß von 2,851,562 Morgen oder Acker seyn; und um den Hopfen zu bauen, würde man 12,960 Morgen Hopfenberge bedürfen. Das Erzeugniß von 2,864,522 Morgen Landes würde also alljährlich in Deutschland mehr verbraucht werden, wenn man sich des Kaffee's nicht bediente."

„Eine ähnliche Bewandniß hat es mit der Baumwolle. Da man auch in der ärmsten Hütte Deutschlands zum wenigsten baumwollene Hals- und Kopftücher bei den weiblichen Bewohnern, und baumwollene Dochte in der Lampe brennen sieht — wer mag die Unsumme von Baumwolle berechnen, die jährlich roh, oder verarbeitet als Garn, Kattun, Gingang, Musselin, Batist u. s. w. nach Deutschland eingeführt wird! Gewiß gehen für dies Produkt ebenfalls 30,000,000 in's Ausland, und die Erzeugnisse von mehr als 2,000,000 Morgen Landes, welche verbraucht werden würden, wenn wir uns, statt der Baumwollen-

Fabrikate, der Linnen-, Nessel- und Wollengewebe bedienen wollten, bleiben dadurch unbenutzt, und drücken durch ihre übermäßige Anhäufung die Fruchtpreise herab. Denn offenbar ist, daß, wenn keine Baumwolle vorhanden wäre, andere Gespinnst-Fabrikate die aus ihr verfertigten ersetzen würden, und daß die stärkere Nachfrage nach den dazu erforderlichen rohen Produkten den Landwirth auffordern würde, ihrer Erzeugung mehr Land zu widmen, als bisher geschah. So würde denn der, von Vielen gerügten übermäßigen Produktion der Getreidearten in Deutschland Maß und Ziel gesetzt werden: einer Produktion, welche nur daraus entspringt, daß der Landwirth für andere Dinge, wenn er sie in Menge erzeugt, noch weniger Absatz zu hoffen hat, als für die Halmenfrüchte."

„Dasselbe, was wir hier bei dem Kaffee und bei der Baumwolle gesehen haben, findet nun auch bei allen andern oben angegebenen, so wie bei gar manchen dort nicht namentlich aufgeführten ausländischen Produkten, Fabrikaten und Manufaktur-Waaren statt; und vorzüglich nachtheilig in ihren Wirkungen für Deutschland zeigt sich die Einfuhr des Zuckers, des Tabacks, des Baumöls, der Seide und der Seidenwaaren."

„Macht man einen ungefähren Anschlag der fremden Produkte, die jährlich in Deutschland verbraucht werden: so dürfte sich ihr Werth wenigstens auf **hundert und zwanzig Millionen Thaler** belaufen; wogegen der Gesammtwerth aller in's Ausland gehenden Produkte höchstens **zwanzig Millionen Thaler** beträgt. Hieraus ergiebt sich ein Unterschied von hundert Millionen Thalern, für welche Deutschland jährlich fremde Produkte verbraucht,

ohne dafür einheimische in's Ausland abzusetzen. Sollte Jemand diese Angabe für übertrieben halten, der möge nur bedenken, daß, noch vor Kurzem, die Engländer in öffentlichen Blättern bekannt machten: ihre Einfuhr in Deutschland, mit Ausschluß Preußens und Oestreichs, habe im Jahre 1822 an Werth betragen: 9,038,536 Pfd., d. h. 56,038,923⅕ Thaler conventionsmäßig, und ihre Ausfuhr, ebenfalls mit Ausschluß Preußens und Oestreichs, 738,063 Pfd. oder 4,573,990⅗ Thaler conventionsmäßig. Nehmen wir nun an, daß auch in Preußen und Oestreich gleiches Verhältniß der englischen Ein- und Ausfuhr Statt gefunden habe: so hat England im Jahre 1822 mehr als für 120 Millionen Thaler fremde Produkte und Waaren nach Deutschland gebracht, und dagegen für nicht mehr, als für 10 Millionen Thaler Produkte und Waaren aus Deutschland abgeholt, welches einen Unterschied von 110 Millionen Thaler zeigt, für welche wir in einem Jahre ausländische Produkte nur von Seiten der Engländer bekamen, ohne Landes-Produkte dagegen abzusetzen. Mit Gewißheit aber kann man annehmen, daß auf den vielen anderen Wegen, welche der Einfuhr in Deutschland offen stehen, in jedem Jahre wenigstens für 10 Millionen Thaler fremde Produkte mehr ein-, als ausgeführt sind. Eben so aber ist es auch in den folgenden Jahren gewesen und geblieben, und so ist es noch zur Stunde. Ja, man kann mit Fug und Recht behaupten, daß sich das Misverhältniß der Ein- und Ausfuhr eher vermehrt als vermindert habe."

„Für 100 Millionen Thaler wenigstens verbrauchen wir demnach fremde Produkte alljährlich, ohne dagegen

von unsern Landes-Produkten welche abzusetzen. Ist es nun wohl ein Wunder, daß sich die landeswirthschaftlichen Erzeugnisse und besonders die vornehmsten derselben von Jahr zu Jahr immer mehr anhäufen, und daß ihr Preis so tief herabsinkt? Man möchte sich vielmehr darüber wundern, daß die deutschen Produkte noch einen Preis haben, und daß die Producenten den Consumenten nicht noch gute Worte geben und sie um Gotteswillen bitten, daß sie ihnen ihr, mit so saurer Mühe und so vielem Kostenaufwand erzeugtes Produkt aus Gnade und Barmherzigkeit abnehmen mögen."

Auf diese Weise erklärt uns Herr Haumann den niedrigen Stand der Fruchtpreise und die daraus hervorgehende Noth der Agricultoren. Aus der Beschaffenheit des Uebels folgt nun, wie sich von selbst versteht, die der Mittel, welche angewendet werden müssen, der täglich immer weiter um sich greifenden Noth abzuhelfen. Nichts verspricht sich der Verfasser von Fehlernten; und das gereicht, wie es uns scheint, seinem Herzen eben so zur Ehre, als seinem Verstande. Auch mit den Vorschlägen, welche der Hofrath Dr. Gauß im Laufe des abgewichenen Jahres zu Kornvereinen, Kornhäusern, Kornpapieren in jeder ansehnlichen Stadt gemacht hat, will er nichts zu schaffen haben; und auch hierin zeigt sich, wie wir glauben, seine richtige Beurtheilung. Gründliche Hülfe verspricht er sich nur, entweder von der Ausfuhr der Landesprodukte in's Ausland, oder von dem vermehrten Verbrauch im Innern. Da nun aber auf dem ersten Wege wenig Heil zu finden seyn dürfte: so dringt er auf einen bis zum gänzlichen

Verbrauch vermehrten Gebrauch der Landesprodukte, mit Verminderung oder gänzlicher Aufhebung des Gebrauchs ausländischer Produkte und Waaren. „Dies," ruft er aus, „ist das eigentlicheste und zweckmäßigste Mittel zur Abhülfe der Noth in Deutschland, indem es die Quellen des Uebels verstopft und so dasselbe von Grund aus heilt."

Ein so heroisches Mittel, wie das in Vorschlag gebrachte, will gerechtfertigt seyn. Herr Haumann beantwortet also alle die Einwürfe, welche er sich als möglich denkt. Wenn also eingewendet wird: „daß Deutschland die ausländischen Produkte und Waaren nicht entbehren könne:" so erwiedert er: Deutschland habe früher, und noch bis auf sehr späte Zeiten herab, den Gebrauch der meisten ausländischen Produkte und Waaren, und besonders jener Dinge, deren unmäßige Einfuhr seine gegenwärtige Noth veranlasse, gar nicht gekannt; denn es sey ausgemachte Thatsache, daß der Gebrauch des Kaffee's, Thee's, Zuckers, Tabacks u. s. w. erst von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts an sich in Deutschland eingeschlichen habe. Wenn ferner gesagt wird: „England werde Deutschlands Produkte nur so lange zulassen, als Deutschland die seinigen annehme:" so fragt er, wie viel denn England noch von Deutschland nehme? In Hinsicht der Medicamente, welche nur den Verkehr mit dem Auslande geben kann, tröstet er seine Landsleute mit den Fortschritten der Homöopathie, welche den Verbrauch ausländischer Medicamente für die Zukunft sehr unbedeutend machen werde; und in Hinsicht der Macht der Gewohnheit, welche den Gebrauch ost- und westindischer Produkte unentbehrlich

gemacht hat, verlangt er, daß jeden, durch das Christenthum gebildeten und aufgeklärten Menschen die Noth seiner Mitmenschen bewegen müsse, aus der Bahn bisheriger Lebensweise ein wenig herauszutreten. Das Opfer, das auf diese Weise dargebracht werde, sey, so meint er, nicht einmal groß. Durch inländische Produkte lasse sich der Zucker vollkommen ersetzen; die Versuche seyen während der Continental-Sperre auf mancherlei Weise gemacht worden und sehr gut gelungen. Für das Olivenöl habe das Vaterland das Rüböl, welches, gehörig gereinigt, zum Brennen besser diene, als jenes; und wenn es sich um Speiseöl handle, so fehle es nicht an einer großen Anzahl von Bäumen, Sträuchern, Kräutern und Pflanzen, die dasselbe hergeben könnten. Linnen-, Nessel- und Wollgewebe könnten den Gebrauch der Baumwolle zu Kleidungsstücken vertreten; und in Ansehung der Dochte sey gewöhnlicher Feuerschwamm, in schmale Streifen geschnitten, für sogenannte Studierlampen ausreichend, zu Lichten aber könne man Linnendochte gebrauchen, welche in Salzwasser aufgeweicht und durch Reiben und Klopfen weich gemacht wären. Fremde Weine brauche Deutschland gar nicht. Eben so wenig fremden Taback. Für Arack und Rum besitze es inländische geistige Getränke. Der Thee lasse sich durch Ehrenpreis- und Schlüsselblumenaufguß ersetzen; auch werden Lindenblüthen als ein gutes Surrogat gerühmt, vorausgesetzt, daß man nicht den Versuch machen wolle, den Thee-Baum, welcher selbst in Schwedens Klima unter Linnee's Pflege fortgekommen, in Deutschland anzupflanzen. Der schwedische Kaffee (Astragalus baeticus) übertreffe alle Ersatzmittel des arabischen und

westindischen Kaffee's, und könne ohne Mühe in Deutschland gezogen werden. Auch für den Indigo erzeuge Deutschland ein, dieses Farbemittel ersetzendes Produkt im Waid.

„So besäßen wir also, fährt der Verfasser fort, für die meisten und hauptsächlichsten ausländischen Produkte, deren wir uns jetzt bedienen, inländische, welche sie entweder vollkommen, oder doch sehr nahe ersetzen, und könnten sonach ihren einmal angewöhnten Gebrauch auch ohne Einfuhr beibehalten. Andere, für welche es kein Ersatzmittel in Deutschland giebt, können wir füglich entbehren. Dahin gehören die indischen Gewürze, die ohnehin unserer Gesundheit mehr schaden, als nützen. Aber auch der englischen Waaren bedürfen wir durchaus nicht. Man glaube doch ja nicht, daß die Deutschen den Engländern, hinsichtlich der Güte, Dauerhaftigkeit, Zierlichkeit und Feinheit der Manufaktur- und Fabrikwaaren, nicht nacheifern, oder nicht gleich kommen sollten. Man verschaffe den Deutschen nur Gelegenheit, ihren Kunstfleiß gehörig zu entwikkeln, und wir werden bald gewahr werden, daß sie Waaren verfertigen können, die den englischen durchaus nicht nachstehen, ja sie wohl gar noch übertreffen."

Den Einwand, daß Deutschland den Handel mit dem Auslande nicht entbehren könne, schlägt der Verfasser auf folgende Weise zu Boden: „Alle Vortheile," sagt er, welche für ein Land aus dem Handel mit dem Auslande entspringen können, lassen sich auf zwei Punkte zurückführen: sie bestehen entweder darin, daß dadurch mehr baares Geld in's Land kommt, oder sie zeigen sich in der erhöheten Gewerbsthätigkeit seiner Bewohner, und in dem vermehrten Geldumlauf unter denselben. Bei Deutschlands

Handel mit dem Auslande ist aber weder das Eine noch das Andere der Fall. Welche ungeheuren Summen Geldes unser Vaterland alljährlich in dem Handel mit England verliert, haben wir schon oben zu bemerken Gelegenheit gehabt, und daß die Erwerbthätigkeit durch diesen Handel nicht erhöhet wird, liegt vor Jedermanns Augen klar und deutlich am Tage. Durch die englischen Waaren, welche Deutschland in so ungeheurer Menge überschwemmen, wird die industrielle Thätigkeit unseres Volks gänzlich gelähmt und unterdrückt; Fabriken und Manufakturen werden am Aufkommen verhindert, und, wenn sie schon bestehen, zu Grunde gerichtet und zerstört; dem Handelsmann wird sein Verdienst geschmälert, dem Armen seine Nahrung geraubt, viele Kapitalien, die, im Vaterlande angelegt, reichliche Zinsen tragen könnten, wandern aus Mangel an Gelegenheit dazu, in ausländische Banken und Fonds, überall verschwindet das Runde aus den Händen des Volks, ohne dahin zurückzukehren. Das sind die Vortheile, die uns aus dem Handel mit dem Auslande erwachsen."

Der geneigte Leser erräth leicht, wohin alle diese Jeremiaden führen. Um den Verbrauch der ausländischen Produkte und Waaren zum Stillstand zu bringen, macht Herr Haumann folgende Vorschläge. Vor allen Dingen Einfuhrverbote, nach dem Muster der englischen Kornbill, wiewohl mit der Abänderung, daß die Verkaufsfreiheit nicht durch die Höhe, sondern durch die Niedrigkeit der Preise normirt werde, also daß Kaffee, Zucker, Baumwolle verkauft werden dürfen, wenn der Centner von dem ersten 8, der Centner von dem zweiten 6, der Centner

von der dritten 12 Thaler und drunter kosten. Auf diese Weise, meint er, würde man direkten Einfuhrverboten ausweichen. Nächstdem hohe Einfuhrzölle, welche jedoch nicht an den Gränzen der einzelnen Staaten Deutschlands, sondern an Deutschlands gemeinsamen Gränzen und an seinem Meergestade erhoben werden müßten. Wenn man, meint er, auf den Centner Zucker 40, auf den Centner Kaffee 50, auf den Centner Baumwolle 80 bis 100 Thaler lege; so werde der Verbrauch der ausländischen Produkte und Waaren sich bald vermindern und nach und nach gänzlich aufhören. Der Kraft politischer Verhältnisse mißtrauend, welche die Regierungen bestimmen möchten, das bisherige Unwesen fortdauern zu lassen, bringt er endlich patriotische Vereine in Vorschlag. „Oder sollten — so fragt er — Deutsche nicht genug Vaterlandsliebe, nicht genug Sinn für gemeinsames Wohl, nicht genug Trieb, unseren gesunkenen National-Wohlstand wieder zu heben, besitzen, um solche Vereine in's Daseyn zu rufen? Es gilt etwas Großes. Denn welche Nachtheile uns auch die französische Waffenherrschaft gebracht haben mag: so hat sie doch unserem National-Wohlstand bei weitem nicht so viel geschadet, als ihm jetzt die englische Waarenherrschaft schadet, welche das Mark unseres Vaterlandes aufzehrt, seine Kräfte ganz aussaugt und seine Volksthätigkeit gänzlich lähmt. Die französische Waffenherrschaft zu beseitigen, kostete es Blut und Leben, und doch eilten Tausende freiwillig in den Kampf. Hier kostet es gar nichts, als guten Willen und Standhaftigkeit, höchstens die kurze Unannehmlichkeit einer freiwilligen Entsagung des einen oder des anderen angewöhnten Ge-

brauchs. — Damit aber auch die Gesellschaften für Deutschlands National-Wohlstand (denn so sollen diese Vereine benannt werden) einen äußeren Vereinigungs-Punkt und gemeinsame Versammlung hätten, könnten sie alljährlich ein National-Wohlstandsfest feiern mit einem deutschen, d. h. durchaus nichts Ausländisches auf die Tafel bringenden Schmause, wobei auch die Becher blos mit des Vaterlandes Rebensaft gefüllt würden Musik, Gesang und Tanz könnten des Festes Freude erhöhen. Die schicklichste und beste Zeit zu diesem Feste wäre das jährliche Erntefest und die Feier des Sieges Deutschlands über die Franzosenherrschaft in der Schlacht bei Leipzig.

---

Wir glauben, durch die Mittheilung des Vorstehenden, der Pflicht eines gewissenhaften Berichterstatters oder Epitomators genügt, und uns zugleich den Dank des Herrn Haumann, sofern ihm an der Verbreitung seiner Ansichten und Ideen etwas gelegen ist, verdient zu haben.

Sind aber diese Ansichten und Ideen wirklich von einer solchen Beschaffenheit, daß daraus eine wesentliche Verbesserung des landeswirthschaftlichen Standes hervorgehen kann? Sind sie, um dies noch bestimmter auszudrücken, von unverwerflichen Thatsachen abstrahirt und wahrhaft praktisch? Oder müssen sie, gleich so vielen anderen Entwürfen, welche, seit Jahr und Tag, zu demselben Endzweck bekannt gemacht sind, in eine und dieselbe Kategorie gebracht und unbedingt verworfen werden?

Wie gewiß Herr Haumann auch seiner Sache seyn mag — und seine ganze Schrift beweiset, daß er ihrer gewiß, und sonach ein vollkommen ehrlicher und gutmeinender Mann ist — so könnte es gleichwohl der Fall seyn, daß er sich in Ansehung des Einflusses des Auslandes auf Deutschlands Betriebsamkeit und deren Erfolge gröblich geirrt hätte; und würde es nicht verdienstlich seyn, dies nachzuweisen?

Verdienstlich oder nicht — wir wollen die Mühe, Herrn Haumanns Raisonnement, seiner inneren Triftigkeit nach, zu erforschen, uns nicht verdrießen lassen; und zwar um so weniger, weil wir ahnen, daß es uns Gelegenheit geben werde, die Noth des landwirthschaftlichen Standes, ihrer Ursache nach, in ein ganz anderes Licht zu stellen. Ohne weitere Vorrede!

Herrn Haumanns Raisonnement ist, in den wenigsten Worten, folgendes: „Weil das Ausland uns mit seinen Waaren und Produkten überschwemmt, so vermindert es dadurch den Verbrauch unserer eigenen Waaren und Produkte; und weil dasselbe Ausland nur edle Metalle in Zahlung nimmt, so drückt es, durch den verminderten Umlauf derselben, den Preis inländischer Natur- und Kunsterzeugnisse so tief herab, daß daraus eine Auflösung aller gesellschaftlichen Bande entsteht."

Soll nun dies als Thatsache gelten, so müssen alle einzelne Erscheinungen, aus welchen sie zusammengesetzt ist, damit übereinstimmen. Ist dies aber wohl der Fall?

Wir werfen bloß die Frage auf, ob Deutschland, wenn es seinen jährlichen Bedarf an Colonial- und anderen ausländischen Luxuswaaren mit 100 bis 110 Millionen Thalern baaren Geldes saldiren müßte, in diesem Augenblick

auch nur Ein Loth Goldes oder Silbers zur Ausgleichung seines inneren Verkehrs übrig behalten haben könne?

Hätte also Herr Haumann sich selbst gefragt, wie groß denn wohl die Masse des in Deutschland umlaufenden Goldes und Silbers seyn könne, und hätte er dabei bedacht, daß der Verbrauch der Colonial- und Luxuswaaren wenigstens ein halbes Jahrhundert dauert: so würde er unstreitig weniger positiv in der Behauptung gewesen seyn, daß alljährlich 100 bis 110 Millionen für Kaffee, Thee, Zucker, Arack, Rum, Baumwolle u. s. w. baar nach England gehen. Die Unmöglichkeit der Sache selbst hätte ihm eingeleuchtet; und da er sich gleichwohl gegen den starken Verbrauch der eben genannten Artikel nicht hätte verblenden können, so hätte er nothwendig auf den Gedanken gerathen müssen, daß der Verkehr mit dem Auslande bei weitem nicht so verderblich für die National-Betriebsamkeit der Deutschen sey, als er ihn darzustellen beflissen gewesen ist. In Wahrheit, dieser Verkehr hätte ihm als die größte aller Wohlthaten, und als die erste aller Ursachen deutscher Betriebsamkeit erscheinen müssen. In ihm hätte er, bei weiterem Nachdenken, sogar den Grund der starken Bevölkerung Deutschlands gefunden: denn daß diese mehr als 30,000,000 Seelen nicht immer auf demselben Flächenraum gelebt haben, und gleichsam eine Zugabe zu demselben gewesen sind, ist etwas, das ihm bekannt seyn muß, da es Tausenden bekannt ist.

Da nun jene 100 bis 110 Millionen Thaler, welche alljährlich für Colonial- und andere ausländische Luxuswaaren gezahlt werden, die Grundlage sind, worauf Herrn Haumanns Raisonnement ruht: so behaupten wir, dasselbe habe

gar keine Grundlage, und sinke mit allem, was sich von vorgeschlagenen Rettungsmitteln daran knüpfe, so sehr in sich selbst zusammen, daß es keiner Berichtigung werth sey.

Gern verzeihen wir dem wohlmeinenden Einwohner von Körner*), daß er, von seinem Standpunkte aus, etwas zu übersehen glaubt; da aber der ganze Inhalt seiner Schrift zeigt, daß ihm Deutschlands Handelsverhältnisse gänzlich unbekannt sind, und daß er von Deutschlands Betriebsamkeit nichts weiter zur Anschauung bringt, als was in seinem engen Gesichtskreise liegt: so möge er uns verzeihen, wenn wir ihm sagen, daß er seine Landsleute über ihren wahren Vortheil nicht nur nicht aufklärt, sondern in die Irre führt, und daß alle seine Rettungsmittel, wenn man sie in Anwendung bringen wollte, sich als grundverderblich beweisen würden.

Weit entfernt, daß seine vorgeschlagenen Einfuhrverbote und hohen Zölle den Verbrauch inländischer Natur- und Kunsterzeugnisse verstärken würden, könnten sie nur das Gegentheil bewirken: denn hundert Tausende würden dadurch in ihren gewohnten Beschäftigungen leiden und zu Bettlern werden; und das würde doch wahrlich nicht das Mittel seyn, den National-Wohlstand zu erhöhen. Gab es überhaupt wohl jemals ein Volk, das durch den Handel arm geworden wäre? Ist der Handel mit dem Auslande noch etwas Anderes, als erweiterter Thätigkeitskreis? Streben nicht alle, an Cultur- und Civilisation zunehmenden Völker nach Verbindungen mit anderen Völkern?

*) Aufenthaltsort des Herrn Haumann.

War Napoleons Idee eines Continental-Systems nicht ein Gegenstand gerechten Abscheues für alle europäische Nationen? Und würde Deutschland, wenn es sich aus allen Handelsverbindungen zurückziehen wollte, um — durch vermehrten Verbrauch seiner eigenen Produkte, diese in einen höheren Geldwerth zu setzen, sich nicht vor ganz Europa lächerlich und verächtlich machen? Falsche Begriffe von Geld haben die Idee einer Handelsbilanz herbeigeführt; aber wer ist in unseren Zeiten noch so weit zurück, daß er auf das, was die öffentlichen Blätter von dem Inhalte der Zoll-Register aussagen, das Mindeste geben sollte? Für nichts ist freilich nichts; aber jedes Volk hat ein Interesse sich seines Ueberflusses zu entledigen, und dafür das einzutauschen, was es zu seinen Bedürfnissen rechnet; und dabei ist die größere Zahl der Bedürfnisse, wenn von einem ganzen Volk die Rede ist, so sehr das unfehlbarste Zeichen seines Wohlstandes, daß man alle Ursache hat, zu wünschen, daß sich die Bedürfnisse von einem Jahr zum andern im Vaterlande vermehren mögen. Ein Patriotismus, der zu der höchsten Einfachheit zurückführen möchte, ist nie etwas Anderes gewesen, als Vandalismus, wo nicht etwas noch Schlimmeres.

Sofern es sich also um die wahren Ursachen der zur Zeit in Deutschland herrschenden Noth des landwirthschaftlichen Standes, und um die einzig sicheren Mittel, dieser Noth abzuhelfen, handelt, hat Herr Haumann so wenig in den Ring gestochen, daß man behaupten kann, nie sey Jemand, der diesem Gegenstande nachgedacht, weiter hinter der Wahrheit zurück geblieben. Da seine Vor-

aussetzung hinsichtlich der Wirkungen des Verkehrs mit dem Auslande grundfalsch ist: so können auch die Folgerungen, welche er daraus zieht, nicht anders als unrichtig seyn; und weit davon entfernt, daß seine vorgeschlagenen Rettungsmittel sich mit irgend einer Anwendung vertrügen, verdammen sie sich selbst durch ihre absolute Unbrauchbarkeit, wie gut gemeint sie immer seyn mögen.

Indeß ist es in einem hohen Grade merkwürdig, daß Herr Haumann, ganz beiläufig, die wahre Ursache der zur Zeit in Deutschland herrschenden Noth des landwirthschaftlichen Standes angegeben hat — freilich, ohne dies im Mindesten zu ahnen. Dies ist Seite 8. seiner Schrift geschehen, wo er, um die Wichtigkeit des von ihm vertheidigten Standes in's Licht zu stellen, sich folgendermaßen ausdrückt:

„Endlich aber erscheint auch der landwirthschaftliche Stand seiner Masse nach als der Haupt- und Grundstand in Deutschland: denn man kann mit Sicherheit annehmen, daß von den 30 Millionen Menschen, welche dasselbe bewohnen, über zwei Drittheile, also über 20 Millionen sich lediglich mit der Landwirthschaft in ihren verschiedenen Aesten und Verzweigungen beschäftigen."

In dieser Angabe, deren Richtigkeit nicht in Zweifel gezogen werden kann, in diesem Verhältniß der agriculturischen Classe zu der — nicht-agriculturischen, nicht in dem Verkehr mit dem Auslande, muß (um hier einen Ausdruck des Herrn Haumann beizubehalten) der faule Fleck, die materia peccans, die Ursache aller der Leiden, worüber man sich, und zwar mit dem größten Rechte, be-

flagt, gesucht werden. Denn was folgt aus jenem Verhältniß? Ganz unmittelbar dies: daß auf jeden agriculturischen Producenten ein halber Consument kommt; daß jener der stärkste Verzehrer seiner eigenen Produkte seyn muß, wenn diese irgend einen Geldwerth haben sollen; daß, wenn das Ausland sich nicht der deutschen Agricultur durch starke Forderungen an dieselbe annimmt, der Stand der Gutsbesitzer nothwendig leidet, und daß der größte Gutsbesitzer, als derjenige, der zur Fortsetzung seines Geschäfts, nachdem Frohnen, Dienste u. s. w. abgeschafft sind, und es nicht länger möglich ist, Reichthum aus Armuth zu filtriren, am meisten leidet.

Wo das Verhältniß der Agricultoren zu den Nicht-Agricultoren, wie 3 zu 1 oder wie 1 zu $\frac{1}{2}$ ist, da ist der Ackerbau noch nicht zu einem Gewerbe geworden, worin man, mit irgend einer Sicherheit, sein Kapital auf Gewinn anlegen kann; da ist er vielmehr nur das Mittel zur Verlängerung des Daseyns, und alle Forderungen, welche gemacht werden, daß er noch mehr seyn und noch mehr leisten solle, sind — um es gerade herauszusagen — in den Wind gethan. Es kann in diesem Zustande des ackerbaulichen Gewerbes vortheilhafte Chancen geben, und diese können, wie die Erfahrung gelehrt hat, sogar von längerer Dauer seyn: da sie aber nicht aus dem gesellschaftlichen Zustande des Volks selbst herrühren, so muß, nach ihrem Verschwinden, immer der Zustand zurückkehren, wo agriculturische Erzeugnisse einen so geringen Geldwerth haben, daß ihre Erzeugung als unvortheilhaft erscheint, oder vielmehr es wirklich ist. Um die Sache, von wel-

welcher hier die Rede ist, würde es doppelt so schlimm stehen, wenn es, statt der 10 Millionen nicht-agricultorischer Verzehrer, nur 5 Millionen gäbe; und wenn sich annehmen ließe, daß sie ganz wegfielen, so würde ein Geldwerth agricultorischer Erzeugnisse gar nicht denkbar seyn.

Wir geben demnach zu, daß die zur Zeit herrschende Noth des landwirthschaftlichen Standes eine sehr reelle sey; wir geben ferner zu, daß diese Noth die größten Gutsbesitzer am meisten treffe. Aber wir behaupten zugleich, daß dieser Noth, auf eine gründliche und bleibende Weise, nur dadurch ein Ende gemacht werden könne, daß sich das numerische Verhältniß der Agricultoren zu den Nicht-Agricultoren umkehrt, daß also auf jeden Producenten im Ackerbau wenigstens zwei Consumenten kommen. Weil dies in Großbritannien der Fall ist, so genießt dies Land den Vortheil, in Wohlhabenheit und Civilisation unter den Ländern Europa's den ersten Rang einzunehmen, und in Ansehung des inneren Geldumlaufs so wenig in Verlegenheit zu seyn, daß es sich von seinen Kapitalen nur belästigt fühlt.

Die größten Wohlthäter Deutschlands sind also gar nicht diejenigen, welche seinen bisherigen Gesellschaftszustand am eifrigsten beschützen, wohl aber diejenigen, welche durch Emporbringung von Fabriken und Manufakturen, so wie durch Beförderung des auswärtigen Handels und einer immer stärkeren Verflechtung mit dem Auslande und der ganzen Menschenwelt, dahin arbeiten, das bisher schwache Verhältniß der Agricultoren zu den Nicht-Agricultoren in ein starkes zu verwandeln; sie sind zugleich die größ-

ten Freunde der Agricultoren, diese mögen es erkennen, oder nicht.

So lange nämlich der Ackerbau nur Mittel der Lebensverlängerung, nicht ein Gewerbe ist, worin man sein Kapital mit großer Sicherheit vortheilhaft anlegen kann: so lange wird das Fundament des National-Wohlstandes hin und her schwanken, und Vortheile, welche in dem einen Jahrzehend in diesem Zweige der Betriebsamkeit errungen sind, werden in dem andern wieder verloren gehen. Jenes Schwanken und diese Verluste aufzuheben: dies gerade ist die Aufgabe, welche gelöset werden muß. Sie kann aber, der Natur der Sache gemäß, nur nach Maßgabe der Fortschritte gelöset werden, welche die nicht-agricultorische Betriebsamkeit in ihrer Entwickelung macht: eine Wahrheit, welche seit mehr als 60 Jahren von allen ächten Staatswirthen so vollständig aufgefaßt ist, daß man sich darüber wundern darf, daß es jetzt noch Leute geben kann, deren Augen dagegen verschlossen sind.

Wenn die Fortschritte der nicht-agricultorischen Betriebsamkeit nur langsam sind: so rührt dies wesentlich von der Gesetzgebung her, welche in den sämmtlichen Staaten Deutschlands den Ackerbau geregelt hat. Diese Gesetzgebung bedarf, so viel uns davon einleuchtet, einer gründlichen Revision, bei welcher das allgemeine Interesse der Gesellschaft wohl in's Auge gefaßt werden muß. Vielleicht reicht die Krisis, in welche der Ackerbau in diesen Zeiten gerathen ist, hin, um zur Erkenntniß der Fehlerhaftigkeit eines fortschreitenden Theilungs-Systems zu führen, bei welchem alles nothwendig so bleibt, wie es bis-

her gewesen ist; da sie aber zu diesem Endzweck sehr heftig werden müßte, und da verallgemeinertes Elend sehr leicht die Wirkung hervorbringen könnte, dem Ackerbau noch mehr den Charakter eines bloßen Mittels der Lebensverlängerung zu geben: so wird die Dazwischenkunft einer besseren Gesetzgebung für diesen Zweig der allgemeinen Betriebsamkeit nur um so dringender. Großes ist allerdings durch die Aufhebung der Leibeigenschafts- und Erbunterthänigkeits-Verhältnisse geschehen; allein es würde zu beklagen seyn, wenn man hierbei stehen bleiben wollte. Das, worauf es jetzt noch ankommt, ist, es dahin zu bringen, daß der Ackerbau einen großartigen Charakter annehme, was allein dadurch zu bewirken ist, daß jene allzu kleinen Wirthschaften aufhören, deren Ergebniß sich keiner Berechnung unterwerfen läßt.

Denn soll der Ausdruck der Gesellschaft in der möglich-kürzesten Zeit achtungswerth werden, so muß die agricultorische Betriebsamkeit durch die vervollkommneten Gesetze, denen sie sich unterwirft, der nicht-agricultorischen eben so zu Hülfe kommen, wie diese ihr bisher zu Hülfe gekommen ist. Um Palliative, wie sie bisher von allen Seiten gefordert worden sind, z. B. Vermehrung des Papiergeldes, Anlegung von Magazinen, Befehle zu stärkerem Verbrauch des Korns in den Branntweinbrennereien u. s. w., kann es sich kaum noch handeln: die Sache muß da angefaßt werden, wo man sich ihrer wahrhaft bemächtigen und die Wahrscheinlichkeit eines vollkommneren Gesellschaftszustandes und eines höheren Cultur-Grades in demselben gewinnen kann.

Genug, um unsere Ansicht von dem in Rede stehenden Gegenstande darzulegen. Eine besondere Seite desselben werden wir im nächsten Hefte zu beleuchten Gelegenheit haben.

# Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

## Drei und zwanzigstes Kapitel.

### Fortsetzung des Vorigen bis zum Frieden von Utrecht.

Die Niederlage bei Hochstädt war nicht der einzige große Unfall, der Ludwig den Vierzehnten im Jahre 1704 traf. Noch größer war derjenige, wodurch die Engländer ihre Herrschaft im mittelländischen Meere begründeten; ich meine den Verlust von Gibraltar, der gleichsam eine Verstümmelung Spaniens in sich schloß. Spätere Ereignisse haben die glückliche Eroberung dieses Felsens so wichtig gemacht, daß eine umständlichere Beschreibung der Art und Weise, wie sie zu Stande kam, diesen Untersuchungen nicht fehlen darf.

Sir George Rook hatte zu Anfang des Jahres 1704 den Erzherzog Karl nach Lissabon versetzt. Hier fand dieser Prinz alles zu seinem Empfange bereit, sofern es darauf ankam, sich mit der Tochter Don Pedro's zu vermählen; desto mangelhafter aber waren die Vorkehrungen, welche der Hof zu einem Kriege mit Spanien getroffen

hatte. Die Minister Don Pedro's waren — vielleicht aus Gewohnheit, vielleicht aber auch weil sie sich von Ludwig dem Vierzehnten hatten gewinnen lassen — einem Kriege mit Frankreich abgeneigt; der gemeine Portugiese wollte nichts mit Ketzern zu schaffen haben; der Herzog von Schomberg (Generalissimus der portugiesischen Truppen), lebte in Streit mit Fagel, dem holländischen General; die portugiesischen Truppen bestanden aus rohen Landleuten, über welche keine Mannszucht gekommen war; und zu dem Allen kam, daß der französische Gesandte die besten Pferde aufgekauft hatte, so daß es gänzlich an einer brauchbaren Reiterei fehlte. Der Feldzug, welcher, Don Pedro's Verheißungen zufolge, schon zu Anfang des May eröffnet werden sollte, konnte erst im Junius seinen Anfang nehmen. Gegen diese Zeit machten Karl und Don Pedro ihre Manifeste bekannt: Karl, indem er seine Ansprüche auf die spanische Krone aus einander setzte, und denjenigen Unterthanen, welche innerhalb dreier Monate sich zu seinen Fahnen sammeln würden, Verzeihung versprach; Don Pedro, indem er erklärte, daß er die Waffen nur mit der Absicht ergriffen habe, die spanische Nation von dem Joche der Franzosen zu befreien. Beide Fürsten redeten diese Sprache, als der, den sie schlechtweg den Herzog von Anjou nannten, ihnen zuvorkommend, bereits in Portugal eingedrungen war und mehrere Gränzstädte, wie Segura, Cebreros, Ibanha la Vielha, genommen hatte. Dieser Theil des spanischen Heeres stand unter dem Oberbefehl des Grafen von Berwick. Ein anderer Theil, welcher mehr südlich operirte, wurde von dem Marquis von Jeoffreville, dem Prinzen Tserclaes von Tilly und dem

Marquis Villadarias angeführt. Nachdem nun Berwick bei Sobreira Formosa zwei holländische Bataillone angegriffen und genommen hatte, ging er über den Tajo, um sich mit dem Prinzen Tserclaes von Tilly zu vereinigen. König Philipp, welcher gerade um diese Zeit beim Heere anlangte, schloß Portalagre ein, das sich bald darauf mit seiner ganzen Besatzung ergab, zu welcher auch ein englisches Regiment gehörte. Gleiches Schicksal hatte das Castell David, obgleich der Marquis das Minas mit 15,000 Mann in Spanien eingebrochen war, Fuente Grimaldo genommen, ein aus Franzosen und Spaniern zusammengesetztes Corps geschlagen und sich zum Herrn von Mansœinto gemacht hatte. Die Hitze des Sommers brachte Stillstand in diese Bewegungen. Philipp ließ sein Heer Erfrischungs-Quartiere beziehen; die Verbündeten folgten seinem Beispiel. Gegen Ende Septembers erschienen Don Pedro und Karl in dem Lager bei Almeda, mit der Absicht, in Castilien einzudringen; da sie aber das Agueda-Ufer durch den Grafen Berwick stark besetzt fanden, so gaben sie ihr Vorhaben auf, und gingen nach Portugal zurück, wo auch das Heer seine Winterquartiere bezog. Auch Berwick konnte nichts Großes unternehmen, weil er durch Absendungen geschwächt war, die er unter dem Marquis von Villadarias nach Gibraltar geschickt hatte. Was hier vorging, war auf folgende Weise herbeigeführt worden.

Nachdem der Vice-Admiral Dilkes den 12. März drei spanische Kriegsschiffe, welche von San Sebastian nach Cadiz segelten, genommen hatte, erhielt Sir George Rook, welcher in dem Hafen von Lissabon zurückgeblieben war, von seiner Königin den Befehl, den Städten Nizza

und Villafranca, welche von dem Herzog von Vendôme bedrohet waren, zu Hülfe zu eilen. Gleichzeitig aber drang der Erzherzog Karl in ihn, daß er sich eines, von dem Prinzen von Hessen=Darmstadt gemachten Entwurfs annehmen möchte, nach welchem Catalonien zum Abfall von Philipp, theils durch Güte, theils durch Gewalt bewogen werden sollte. Die Ausrüstungen der Franzosen in dem Hafen von Brest machten von Seiten Englands Gegenausrüstungen nothwendig. Sobald nun Sir Cloudesley Shovel mit einer beträchtlichen Flotte ausgelaufen war, um die Bewegungen des Brester Geschwaders zu beobachten, wurde Rook seiner früheren Bestimmung entbunden; und ohne nun noch einen Augenblick zu verlieren, segelte er von Lissabon nach Barcelona, wo er den 18. May anlangte. Gleich am folgenden Tage wurden 2000 Mann gelandet und die Stadt beschossen. Doch die Regierung hatte sich der Parthei bemächtigt, welche die Sache des Erzherzogs Karl begünstigte; und da auch das Volk keine Vorliebe für diesen Prinzen blicken ließ, so ging der Prinz von Hessen=Darmstadt, der das ganze Unternehmen geleitet hatte, wieder an Bord, aus Furcht, von einer Ueberzahl angegriffen und geschlagen zu werden. Den 16. Jun. stieß Sir Cloudesly Shovel zu Rooks Geschwader. Dieser beschloß nunmehr, die französische Flotte im mittelländischen Meere aufzusuchen, wohin sie sich seit einem Monat begeben hatte. Auf dem Wege dahin, veranstaltete der Admiral einen Kriegsrath, in welchem die Frage erörtert wurde, ob es nicht thunlich sey, einen Versuch auf Gibraltar zu machen, dessen Besatzung unter den obwaltenden Umständen nicht anders als schwach seyn könne?

Der Entschluß, diesen Gedanken in's Werk zu richten, war bald gefaßt. Den 21. July landete der Prinz von Hessen-Darmstadt auf dem Isthmus mit 1800 Mann, und forderte den Guvernör zur Ergebung auf. Da nun die Antwort des letzteren dahin lautete, daß der Platz sich bis auf's Aeußerste vertheidigen würde, so befahl der Admiral am folgenden Tage, die Stadt zu beschießen. Das Bombardement hatte noch nicht lange gedauert, als zwei brittische Hauptleute (Hicks und Jumper) zum Sturm schritten, und mit dem Schwerte in der Hand in die Befestigungen eindrangen. Zwar ließen die Spanier eine Mine springen, wodurch zwei Lieutenante und etwa hundert Mann entweder getödtet oder verwundet wurden; doch jene beiden Hauptleute nahmen Besitz von einer Platform und behaupteten sich darauf, bis sie Unterstützung erhielten. Sobald sie nun die Verschanzung zwischen dem Damm und der Stadt erstürmt hatten, kapitulirte der Guvernör, und der Prinz von Hessen zog ein in Gibraltar, nicht wenig erstaunt über das Gelingen eines Unternehmens, das, bei der Stärke der Festungswerke, nothwendig hätte fehlschlagen müssen, wenn irgend eine Geschicklichkeit oder Entschlossenheit die Vertheidigung geleitet hätte.

So kamen die Engländer in den Besitz von Gibraltar, das, von diesem Zeitpunkt an, der erste Stützpunkt ihres Handels in dem mittelländischen Meere wurde, und in jedem Betracht zur Vergrößerung ihrer politischen Macht gedient hat.

Der Prinz von Hessen-Darmstadt blieb hier mit einer hinreichenden Besatzung zurück, während sich der Admiral

auf's Neue nach Tetuan wendete, um Holz und Wasser einzunehmen. Endlich am 9. August entdeckte er die französische Flotte, auf welche er sogleich Jagd machte. Er erreichte sie den 13. desselben Monats auf der Höhe von Malaga, wo sie sich zu seinem Empfange in Linie gestellt hatte. Sie bestand aus 52 großen Schiffen und 24 Galeeren, unter dem Oberbefehl des Grafen von Toulouse, Groß-Admirals von Frankreich. Die englische Flotte zählte 53 Linienschiffe, ohne die Fregatten; allein sie stand in Hinsicht der Kanonen und der Bemannung hinter der französischen zurück, und da es ihr gänzlich an Galeeren fehlte, so schöpfte der Feind hieraus einen besondern Vortheil. Die Schlacht nahm bald nach 10 Uhr Vormittags ihren Anfang und dauerte mit ungewissem Erfolge bis um 2 Uhr Nachmittags, wo die erste Linie der Franzosen wich. Nichts desto weniger dauerte das Gefecht bis in die Nacht, welche es zunächst beendigte. Den Engländern fehlte es am folgenden Tage nicht an Entschlossenheit zur Fortsetzung des Kampfes; da aber der Graf von Toulouse demselben auswich, so kehrte Rook nach Gibraltar zurück, um das, was schadhaft geworden war, wieder auszubessern. War gleich die Ehre des Tages auf Seiten der Engländer, so hatten sie doch kein genommenes Schiff aufzuweisen; und mehr bedurfte es für Ludwig den Vierzehnten nicht, um sich den Sieg zuzuschreiben. Rook ließ Sir John Leake in dem Hafen von Gibraltar mit einem Geschwader zurück und segelte den 24. August nach England, wo er von der Regierung und dem Volke mit der Achtung empfangen wurde, die seinen langen Diensten und seinen ausgezeichneten Thaten gebührte. Die Eroberung Gibraltars war von

keiner Seite zu verschmähen. Ihre Wichtigkeit offenbarte sich am meisten in den Anstrengungen, welche Philipp machte, den vereinzelten Felsen wieder zu gewinnen. Der Marquis von Villadarias, mit einem Heere dahin abgesendet, verschwendete vier Monate an eine erfolglose Belagerung, welche er zuletzt aufgeben mußte, weil die Verpflegung der Engländer von Lissabon aus weder zu Lande noch zur See verhindert werden konnte.

Unfälle, wie die Niederlage bei Hochstädt und der Verlust von Gibraltar, konnten Ludwigs des Vierzehnten stolzes Gemüth zwar erschüttern, aber nicht beugen. An einen Frieden war nicht zu denken; und indem Frankreichs reiche Bevölkerung es nicht an Angriffs- und Vertheidigungsmitteln fehlen ließ, wurden die Vorkehrungen zu einem neuen Feldzuge mit all der Schonungslosigkeit getroffen, welche dem Ehrgeiz eigen ist. In den Niederlanden und am Rhein hoffte der französische Monarch die Vortheile wieder zu gewinnen, die er in Baiern und bei Cadix eingebüßt hatte.

Entschlossen, den Kriegsschauplatz an die Ufer der Mosel zu verlegen, schiffte sich der Herzog von Marlborough gegen die Mitte des März 1705 nach Holland ein. Sobald er nun mit den Abgeordneten der General-Staaten die Maßregeln für die Eröffnung des Feldzuges verabredet hatte, begab er sich nach Mastricht, um daselbst sein Heer zu versammeln. Mitten unter diesen Anstalten starb Kaiser Leopold der Erste, und sein Nachfolger war Joseph der Erste: ein Fürst, der alle Eigenschaften vereinigte, welche seit Jahrhunderten den Charakter seines Hauses gebildet hatten. Die Verhältnisse der Verbündeten

blieben also unverändert. Während nun die englischen Truppen unter dem General Churchill die Maas überschritten, um die Ufer der Mosel zu erreichen, begab der Herzog Marlborough sich nach Creuznach, um mit dem Prinzen Ludwig von Baden die nöthigen Verabredungen zu treffen. Beide wurden zu Rastadt darin einig, daß eine hinreichende Anzahl deutscher Truppen zur Sicherung der Linien von Lauterbach und Stollhofen unter dem Befehl des General Thüngen zurückbleiben, und daß der Prinz mit einem beträchtlichen Corps nach der Saar aufbrechen sollte, um im Einverständniß mit dem Herzog zu agiren. Zu Anfang des Juni ging das verbündete Heer über die Mosel und die Saar, und lagerte im Angesicht des Feindes bei Elst. Dieser zog sich nach Koningsmachern zurück. Die Absicht Marlboroughs war, Saar-Louis zu belagern; doch indem der Prinz von Baden, man weiß nicht, aus welchen Beweggründen, sein Wort brach und die kaiserlichen Truppen bei Creuznach verließ, um sich nach Schlangenbad zu begeben, mußte der Herzog von seinem Vorhaben abstehen.

Dies war um so nöthiger, weil die Franzosen ihre Ueberlegenheit in den Niederlanden benutzt hatten, um den holländischen General Overkirk auf die Vertheidigung zu beschränken und Huy einzuschließen, dessen Besatzung sich nach einem Widerstand von wenigen Tagen ergab. Villeroi, welcher hier den Oberbefehl führte, ging mit der Eroberung Lüttichs um, als Marlborough, um diese Fortschritte zu hemmen, nach Trier aufbrach. Hier wurde in einem Kriegsrath beschlossen, daß das Heer nach den Niederlanden zurückkehren sollte. Schon waren die Truppen in

Bewegung, schon waren sie den 1. July über die Maas zurück gegangen, als Villeroi, von der Ankunft des Herzogs unterrichtet, sein Vorhaben aufgab, und über Tongern in seine Linien zurückging. Sobald sich nun Marlborough mit Overkirk vereinigt hatte, traf er Anstalten zur Wiedereroberung von Huy, das sich nach wenigen Tagen ergab. Um einen großen Schlag zu thun, wollte er die französischen Linien angreifen. Die General-Staaten waren mit diesem Vorsatz einverstanden; auch die Generale widersetzten sich nicht, sobald der Herzog ihnen seinen Entwurf vorgelegt hatte. Die Macht der, längs ihren Verschanzungen aufgestellten Franzosen belief sich auf 100 Bataillone und 146 Schwadrone; die Verbündeten waren nicht viel stärker. Um nun jene zu theilen, mußte General Overkirk, als wollte er die Linien bei Meffelin angreifen, über die Mehaigne gehen. Diese Kriegeslist gelang; denn die Franzosen schwächten die übrigen Theile, um denjenigen zu verstärken, der sich nach Namur hin dehnte. Marlborough brach also in der Nacht vom 17. zum 18. July auf, um die Linien der Franzosen bei Elixheim und den Dörfern Waugh, Neerhespen und Oostmalen zu durchbrechen. Alle diese Posten wurden mit geringer Anstrengung erobert. Ehe aber das Fußvolk heranrücken konnte, rückte der Feind mit 50 Schwadronen und 20 Bataillonen vor, welche, von Kanonen unterstützt, einen starken Eindruck machten. Der Herzog ließ von seiner Reiterei einen Angriff machen; und dieser war entscheidend genug, um die feindliche Reiterei zurückzudrängen. Doch sammelte sie sich hinter dem Fußvolk wieder; und das Gefecht wurde allgemeiner, als auch das Fußvolk der

Verbündeten herangekommen war. Es hatte über eine Stunde angehalten, als die französische Infanterie, in der Ebene von der Reiterei verlassen, sich in großer Unordnung zwischen den Dörfern Hellisheim und Golsteven zurückzog, wo sie sich, durch frische Truppen verstärkt, wieder in Schlachtordnung stellte. Inzwischen hatte der Herzog seine ganze Macht in die Linie gezogen. Sein rechter Flügel reichte bis nach Tirlemont, wo er das zurückgebliebene Bataillon Montluc gefangen nahm.

Villeroi und der Kurfürst von Baiern sorgten inzwischen dafür, daß diese Lücke wieder ausgefüllt wurde. Beide gingen ohne Zeitverlust über die große Geete und die Deule, und nahmen Besitz von dem starken Lager bei Park, wo ihr linker Flügel sich bis Roselaer, ihr rechter sich bis Wineselen gegen die Höhe von Löwen ausdehnte. Marlborough, welcher am folgenden Tage durch die Ebene von Park marschirte, machte 1200 Mann, welche mit den übrigen Truppen des Feindes nicht hatten Schritt halten können, zu Gefangenen, und schlug gegen Abend sein Lager so auf, daß sein rechter Flügel bei der Abtei Vlersbeck, sein linker bei Birbeck unter den Kanonen von Löwen zu stehen kam. Von hier aus entsendete er den General-Lieutenant Henkelum, den Herzog von Würtemberg und den Grafen von Oxenstierna mit einem beträchtlichen Corps zum Angriff der schwach besetzten Posten an der Deule. Die Vorhut ging über den Fluß und vertrieb den Feind; weil sie aber nicht zeitig genug unterstützt wurde, so sah sie sich zum Rückzug genöthigt. Den 13. August ging Baron Spaar mit einem Corps holländischer Truppen nach Raboth an dem Kanal von Brugge, durchbrach

die Linien der Franzosen bei Lovendegen und nahm vier von ihnen vertheidigte Schanzen; sobald er jedoch erfahren hatte, daß Uebermacht gegen ihn im Anzuge sey, ging er nach Mildegem zurück. Den 15. August brach der Herzog von Mildert nach Corbais auf, und setzte am folgenden Tage seinen Marsch nach Genap und Fischermont fort. Den 17. nahm General Overkirk eine Stellung bei Waterloo. Man befand sich also auf demselben Boden, wo hundert und zehn Jahre später jene entscheidende Schlacht geliefert wurde, welche die Herrschaft Napoleon Bonaparte's beendigte; und wirklich stellte sich am folgenden Tage das Heer der Verbündeten in Schlachtordnung, einem Feinde gegenüber, der sich von Overysche dicht am Walde von Soignes bis nach Neerysche dehnte und auf diese Weise Brüssel und Löwen deckte. Die Ysche trennte beide Heere. Nach Marlborough's Wunsche sollte der Angriff beginnen, ehe der Feind sich von seiner Bestürzung erholt habe; und General Overkirk war hierin mit ihm einverstanden. Nicht so der General Schlangenberg und andere holländische Offiziere, welche den Entwurf des Herzogs in ein solches Licht stellten, daß die Abgeordneten der General-Staaten sich weigerten, zur Ausführung desselben mitzuwirken. So unterblieb die Schlacht. Aufgebracht durch den Widerstand, auf welchen er gestoßen war, beklagte sich der Herzog von Marlborough bei den General-Staaten; und diese, um ihr Verhältniß mit England aufrecht zu halten, entfernten den General Schlangenberg vom Commando. Inzwischen war der günstige Augenblick vorübergegangen. Das Heer der Verbündeten hatte sich erst nach Corbais und von da nach Perwitz zurückgezogen. Nach unbedeutenden Waffenthaten,

wozu die Schleifung der Festungswerke von Tirlemont gehörte, ging der Herzog über die Demer zurück und lagerte den 19. September bei Arschot. Gegen Ende dieses Monats marschirte er nach Heventhals und von da nach Klampthout. Santvliet, den 24. October eingeschlossen, ergab sich vor dem Schlusse dieses Monats. Und so endigte sich in den Niederlanden ein Feldzug, der nach allem, was ihm vorangegangen war, hätte entscheidend werden können.

Der Herzog von Marlborough begab sich, auf die dringenden Bitten des jungen Kaisers, nach Wien, wo er den 12. November ankam. Sein Schwiegersohn, der Graf von Sunderland, war um diese Zeit außerordentlicher Gesandter am kaiserlichen Hofe; und wer möchte daran zweifeln, daß auf diese Weise die höchste Einheit politischer Ansichten bewahrt wurde? Die Fortdauer des Kriegs unterlag in den Besprechungen, welche Marlborough mit den kaiserlichen Ministern und mit dem Kaiser selbst hatte, keinem Zweifel. Erneuert wurden die Verträge; und um die ausgezeichneten Verdienste, welche der Herzog sich um das Haus Oestreich erworben hatte, zu belohnen, schenkte ihm der Kaiser die Herrschaft Mindelheim in Schwaben, welche zu einem Reichsfürstenthume erhoben wurde. Ueber Berlin und Hannover ging Marlborough nach dem Haag zurück. Hier wurden die Operationen des nächsten Feldzugs besprochen, und die General-Staaten willigten, im Verein mit England, in die Errichtung eines neuen Corps von 10,000 Mann, welches zur Verstärkung des Prinzen Eugen in Italien dienen sollte.

Um dieselbe Zeit, wo in den Niederlanden die Ent-

scheidung ausblieb, bemächtigte General Villars sich Homburgs und ging den 6. August bei Strasburg über den Rhein. Sobald indeß der Prinz Ludwig von Baden in dem Lager der Kaiserlichen bei Stollhofen angelangt war, jagte er den französischen Marschall nicht blos über den Rhein zurück, sondern durchbrach auch die Linien der Franzosen zu Hagenau. Man hat versichert, daß dieser Prinz seine Unternehmungen nicht auf die Eroberung von Drusenheim und Hagenau würde beschränkt haben, wenn er weniger neidisch auf den Ruhm des Herzogs von Marlborough gewesen wäre. Wie es sich damit auch verhalten mochte: die Kräfte, über welche der Prinz zu gebieten hatte, vertrugen sich mit größeren Erfolgen, welche nicht ausbleiben konnten, ohne den Herzog zu lähmen.

In Italien war und blieb die Gestalt der Dinge zum Vortheile Frankreichs. Bald nach seinem Abfalle von dem französischen Hofe von den Kaiserlichen verlassen, und viel zu schwach, um sich den Unternehmungen des Herzogs von Vendôme zu widersetzen, war Victor Amadeus im Laufe des Jahres 1704 nur Zeuge des Fallens seiner Städte gewesen. Vercelli und Ivrea waren in die Hände der Franzosen gerathen, als am Schlusse des eben genannten Jahres auch Verac nach einem fünfmonatlichen Widerstande kapitulirte. Victor Amadeus, welcher am jenseitigen Po-Ufer bei Crescentino gestanden hatte, sah sich nunmehr zu einem Rückzug nach Chivas genöthigt; doch blieb er seinem einmal gefaßten Entschlusse getreu, ohne sich durch die Vorstellung seiner Minister und seiner nächsten Verwandten irre machen zu lassen. Auf sein dringendes Bitten ging Prinz Eugen im Jahre 1705 nach Ita-

lien zurück. Jetzt hätte sich die Lage des Herzogs von Savoyen verbessern sollen. Dies war jedoch so wenig der Fall, daß, nach der Schlacht bei Casano, der Herzog von Feuillade Chivas eroberte und Nizza einschloß, welches sich am Schlusse des Decembers ergab. Von allen beträchtlichen Plätzen Savoyens blieben dem Herzog nur Coni und Turin. Sein kleines, auf 12,000 Mann zusammengeschrumpftes Heer stand im Begriff sich gänzlich aufzulösen; und wollte sich Victor Amadeus vor den Bestürmungen der Geistlichkeit retten, so mußte er sie gänzlich von seinen Rathgebern ausschließen und seinen Beichtvater unter den Bettelmönchen wählen.

Auf der pyrenäischen Halbinsel wechselte das Glück des Krieges. Die Verbündeten griffen Spanien auf verschiedenen Punkten an. Von Alemtejo aus unternahm der Conde de Galveas die Belagerung von Valencia de Alcantara, und eroberte diesen Platz. Von Beira aus hatte der Marquis das Minas Salvatierra genommen, und Saron geplündert und verbrannt, als die Ankunft des Feindes ihn zum Rückzug nach Penamacos bewog. Als sich die Verbündeten gegen Ende des Septembers wieder versammelt hatten, galt es die Eroberung von Badajoz; diese aber mußte aufgegeben werden, sobald der Marquis de Thesse Mittel gefunden hatte, Verstärkungen in diese Festung zu bringen. Gibraltar vertheidigte sich gegen alle die Angriffe, welche der König von Spanien darauf machen ließ. Die bei weitem wichtigste Begebenheit dieses Jahres war, ohne allen Zweifel, die Einnahme von Barcelona, welche in folgender Weise erfolgte. — Der Graf von Peterborough und Sir Cloudesley Showel waren am

Schluß des May mit 5000 Mann Landtruppen von St. Hellens nach Lissabon gegangen, wo Sir John Leake und der holländische Admiral Allemonde sich an sie angeschlossen hatten. Hier war man darüber einig geworden, daß man, um die Vereinigung des Touloner Geschwaders mit der Brester Flotte zu verhindern, eine Stellung zwischen Cap Spartel und Cadiz nehmen wollte, als die Ankunft des Prinzen von Hessen-Darmstadt von Gibraltar dem Beschluß eine andere Richtung gab. Dieser Prinz versicherte dem Erzherzog Karl, daß die Provinz Catalonien und das Königreich Valencia ihm zugethan wären, und nur auf eine angemessene Veranlassung harreten, um sich für ihn zu erklären. Da nun der Erzherzog seines Aufenthalts in Lissabon von Herzen überdrüßig war, so wurde das Unternehmen auf Catalonien beschlossen. Der Erzherzog ging an Bord des Ranelagh; und nachdem die Flotte noch zwei Dragoner-Regimenter und die englischen Garden aufgenommen hatte, ging sie unter Segel und ankerte den 11. August in der Altea-Bay. Hier machte der Graf von Peterborough in spanischer Sprache eine Proclamation bekannt, welche die Wirkung hervorbrachte, daß die Bewohner dieses Orts, der benachbarten Dörfer und der angränzenden Gebirge den Erzherzog Karl als ihren rechtmäßigen König anerkannten. Sie bemächtigten sich der Stadt Denia, und der Erzherzog legte eine Besatzung von 400 Mann unter dem Befehl des Generalmajors Ramon in diese Stadt. Nach diesem ersten Anfange begab sich die Flotte den 22. August nach der Bay von Barcelona, wo die Truppen östlich von dieser Stadt ausgeschifft wurden. Das Volk empfing sie ohne Wider-

willen, weil sie in keiner feindlichen Absicht gekommen waren. Bald sah sich der Erzherzog von allen Seiten als König begrüßt. Nur die Einwohner von Barcelona zeigten sich nicht — zurückgehalten durch die Besatzung unter dem Herzog von Popoli, Valasco und mehreren anderen Offizieren, welche es mit dem König Philipp hielten. Dies Hinderniß zu überwinden, brachte der Prinz von Hessen-Darmstadt eine förmliche Eroberung der Hauptstadt in Vorschlag; und dieser Vorschlag wurde angenommen. Der Anfang mußte mit der Eroberung des Forts Montjui gemacht werden, das auf einem, die Stadt beherrschenden Hügel gelegen ist. Schon waren die Außenwerke mit Sturm genommen, als der Prinz von Hessen-Darmstadt das Opfer seiner Entschlossenheit wurde: eine Kugel, welche seine Brust durchdrang, machte seinem Leben plötzlich ein Ende. Graf Peterborough vollendete sein Werk durch ein Bombardement des Forts; und sobald eine Bombe in das Pulvermagazin gefallen war, und dieses samt dem Gouvernör und den vornehmsten Offizieren in die Luft gesprengt hatte, ergab sich die Besatzung ohne weiteren Widerstand.

Von jetzt an richtete der englische General, mit Hülfe der Bergjäger und der Seeleute, seine Batterie gegen die Stadt, und so groß war der Schrecken, den seine Bomben verbreiteten, daß der Gouvernör nach wenigen Tagen kapitulirte. Den 4. October hielt Karl seinen Einzug in Barcelona; und von Stund' an erklärten sich, Roses ausgenommen, alle übrigen Plätze Cataloniens für ihn, so daß Spaniens größte und reichste Provinz von einem Heere erobert wurde, daß kaum halb so stark war, als die Besatzung von Barcelona. In den Ausdrücken warmer

Er-

Erkenntlichkeit meldete der Erzherzog der Königin von England, was geschehen war; und in dem geheimen Rath dieser Fürstin wurde beschlossen, daß der Erzherzog und der Graf von Peterborough mit den Landtruppen in Catalonien bleiben und zwei Fregatten zu ihrer Verfügung behalten sollten. Don Francisco de Velasco wurde mit etwa 1000 Mann nach Malaga gebracht; die übrige Besatzung trat in die Dienste des Königs Karl, und die Stände Cataloniens errichteten noch sechs andere Regimenter zu demselben Endzweck. An der Spitze der Bergjäger und Catalanen sicherte der Graf von Cifuentes Tarragona Tortosa, Lerida, San Mateo, Girona und andere Plätze. Dabei blieb es aber nicht. Don Raphael Nevar fiel mit seinem Cavallerie-Regiment von Philipp ab, und indem er sich an den General Ramos anschloß, machten sich beide zu Gebietern über mehrere wichtige Plätze des Königreichs Valencia, von wo aus sie nach der Hauptstadt desselben vordrangen und den Vice-König und den Erzbischof gefangen nahmen. Graf Peterborough säumte nicht in Benutzung dieser Vortheile; und obwohl der spanische Hof, bei aller Getheiltheit und Schwäche, Mittel fand, einige Reiterei nach Valencia zu senden: so mußte er sich doch gefallen lassen, daß zwei bedeutende Provinzen von ihm abgerissen wurden.

Dies zusammen waren die Hauptbegebenheiten des Jahres 1705, sofern sie den Erbfolgekrieg betrafen; und wer sieht nicht, daß darin nur allzu viel lag, was, anstatt von der Fortsetzung des Krieges abzuschrecken, zu derselben vielmehr aufmunterte?

Desto entscheidender waren die Schläge im nächstfolgenden Jahre, sowohl in den Niederlanden, als in Spa-

nien und Piemont: ein Jahr, welches vorzüglich dadurch merkwürdig geblieben ist, daß, im Anfang desselben, endlich die politische Vereinigung Englands und Schottlands zu Stande kam.

Ludwig der Vierzehnte hatte große Anstrengungen gemacht, um den Krieg auf eine rühmliche Weise zu beendigen. Seine Heere waren, vermöge ihrer numerischen Stärke, furchtbarer, als je. Durch die Eroberung von Turin und Barcelona hoffte er die Kriegesflamme in Italien und Catalonien zu löschen. Den Prinzen Ludwig von Baden am Rhein in Unthätigkeit zu erhalten, war keine schwere Aufgabe; dagegen wurde das französische Heer in Flandern so ungemessen verstärkt, daß es angriffsweise gegen den Herzog von Marlborough zu Werke gehen konnte.

Dieser Herzog langte gegen das Ende des April in Holland an, und versammelte, nach einer Besprechung mit den General-Staaten, sein Heer zwischen Borchloen und Groß-Waren; es war 74 Bataillone und 123 Schwadrone, mit Einschluß der Dragoner, stark, und mit Artillerie und Pontons reichlich versehen. Als nun der französische Hof in Erfahrung brachte, daß die dänischen und preußischen Truppen noch nicht zu den Verbündeten gestoßen wären, so befahl er dem Kurfürsten von Baiern und dem Marschall Villeroi, daß sie angreifen möchten, ehe die Vereinigung erfolgte. Beide gingen, diesem Befehl gemäß, den 19. May über die Deule und stellten sich bei Tirlemont auf. Sobald nun Marschall Marsin mit der Reiterei zu ihnen gestoßen war, schlugen sie ihr Lager zwischen Tirlemont und Judoigne auf. Pfingsten, früh Morgens, näherte sich der Herzog von Marlborough in acht

Colonnen dem Dorfe Ramillies; die Dänen hatten ihn um diese Zeit erreicht. Auf seinem Marsch erfuhr er, daß der Feind sich in Bewegung gesetzt habe, ihm eine Schlacht zu liefern. Wirklich waren die Franzosen im Anzug; und da sie die Verbündeten so nahe hatten, so bezogen sie ein befestigtes Lager, in welchem ihr rechter Flügel sich dießseits der Mehaigne bis Hautemont, der linke sich bis Anderkirk ausdehnte. Das Dorf Ramillies lag dem Mittelpunkte nahe. In Schlachtordnung gestellt, breiteten sich die Verbündeten auf dem rechten Flügel bis nach Folz an dem Pausebach, auf dem linken bis zum Dorfe Franquenies, das von den Franzosen besetzt war. Jetzt befahl der Herzog dem General-Lieutenant Schulz, durch einen Angriff auf das Dorf Ramillies, welches stark mit Artillerie besetzt war, die Schlacht mit 12 Bataillonen und 20 Kanonen zu eröffnen; und gleichzeitig befehligte der Feldmarschall Overkirk auf dem linken Flügel den Obersten Werthmüller, das in den Hecken von Franquenies aufgestellte feindliche Fußvolk mit vier Bataillonen und 2 Kanonen zu entfernen. Beider Befehle wurden aufs Pünktlichste vollzogen. Die holländische und dänische Reiterei des linken Flügels griff mit großer Unerschrockenheit an; sie wurde aber von den französischen Haustruppen so mörderisch empfangen, daß sie gewichen seyn würde, wenn der Herzog sie nicht mit den Truppen der Nachhut und mit zwanzig Schwadronen des rechten Flügels, welche durch einen Morast an aller Thätigkeit verhindert wurden, unterstützt hätte. Während er in diesem Getümmel die aus einander gesprengten Schwadronen in den Kampf zurückführte, stürzte sein Pferd, von einer Kugel getroffen; und er selbst würde ge-

tödtet oder gefangen worden seyn, wäre ihm nicht ein Infanterie-Corps zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen. So groß war die Gefahr für ihn, daß, als er ein zweites Pferd bestieg, eine Kanonenkugel dem Stallmeister, der ihm den Steigbügel hielt, den Kopf wegnahm. Ehe noch die Verstärkung anlangte, waren die französischen Musketiers in Stücken gehauen, und alle bei Ramillies aufgestellten Truppen entweder getödtet oder gefangen. Unter dem Schutz der Reiterei des rechten Flügels, welche sich in drei Linien zwischen Offuz und Anderkirk aufgestellt hatte, begann das französische Fußvolk sich mit erträglicher Ordnung zurückzuziehen; sobald aber die englische Reiterei über den Bach gekommen war, der sie von der französischen trennte, verließ diese ihr Fußvolk, und die Folge davon war, daß sie in dem Dorfe Anderkirk fürchterlich zusammengehauen wurde. Nur sehr wenige entkamen; und der Kurfürst von Baiern und der Marschall Villeroi selbst retteten sich mit der größten Mühe. Die Schlacht selbst dauerte nur drittehalb Stunden; die Verfolgung aber wurde bis um 2 Uhr Morgens fortgesetzt. Nie war ein Sieg vollständiger. In die Hände der Verbündeten fiel die Artillerie und das sämmtliche Fuhrwesen des Feindes; und außer den 8000, welche im Treffen getödtet oder verwundet waren, geriethen 600 Officiere und 6000 Gemeine in Gefangenschaft. Prinz Maximilian von Baiern und der Prinz Montbason büßten ihr Leben ein; die General-Majore Palavicini und Mezieres, so wie die Marquis von Bar, von Nonant und de la Baume (letzterer ein Sohn des Marschalls Tallord), der Herr von Montmorency und mehrere andere Vornehme wurden gefangen. Der Verlust der

Verbündeten überstieg nicht die Zahl von 3000, mit Einschluß des Prinzen Ludwig von Hessen und des Herrn von Bentink, welche im Gefecht geblieben waren. Eiligst zogen sich die französischen Generale nach Brüssel zurück, während die Verbündeten den 24. May Löwen besetzten und den folgenden Tag ihr Lager bei Bethlen aufschlugen. Das ganze spanische Flandern bis zu den Thoren von Lille kam nach und nach in ihre Gewalt, und die vornehmsten Städte beeilten sich, den Erzherzog Karl als König anzuerkennen. In der Hauptstadt Frankreichs herrschte Bestürzung; und obgleich Ludwig der Vierzehnte die Miene annahm, als ob er sein Schicksal mit Ruhe und Gelassenheit ertrage, so war er davon doch so erschüttert, daß seine Aerzte, um Schlimmeres abzuwenden, einen Aderlaß über den andern verordneten. An seinem Hofe durfte von den Kriegsbegebenheiten nicht die Rede seyn; man schwieg, und verbarg jedes Gefühl hinter vermehrter Feierlichkeit.

In Catalonien würden die Dinge einen bessern Ausgang gehabt haben, wenn das Ende dem ersten Anfange entsprochen hätte. Den 6. April erschien König Philipp mit einem zahlreichen Heere vor Barcelona, um diese Seestadt zu belagern, während der Graf von Toulouse dieselbe mit einem mächtigen Geschwader blockirte. Zwar leisteten die Bewohner, aufgemuntert durch die Gegenwart des Königs Karl, einen tapfern Widerstand; allein, nachdem das Fort Montjoui in die Hände der Franzosen gerathen war, lief Karl augenscheinliche Gefahr in feindliche Gefangenschaft zu gerathen. Diese Gefahr war um so größer, weil der Graf von Peterborough, welcher mit 2000 Mann nach Valencia gegangen war, kein Mittel

finden konnte, die Besatzung von Barcelona zu verstärken. Inzwischen vertheidigte man sich, so gut man konnte; und die Hoffnung wuchs, als die Nachricht erscholl, daß Sir John Leake von Lissabon abgesegelt sey, der bedrängten Stadt zu Hülfe zu kommen. Wirklich erschien dieser Admiral den 8. May auf der Höhe von Barcelona, und die unmittelbare Folge davon war, daß das französische Geschwader nach Toulon zurückging. Drei Tage darauf hob auch Philipp die Belagerung auf, und zog sich mit soviel Unordnung zurück, daß er seine Zelte und seine Verwundete und Kranke im Stich ließ. Nichts bewog ihn zu diesem fluchtähnlichen Rückzug noch mehr, als die Fortschritte, welche die Portugiesen unter dem Grafen Galway gemacht hatten. Die Kräfte, womit der Herzog von Berwick die Gränze vertheidigen sollte, waren so gering, daß Galway, nach der Einnahme von Alcantara, bis zur Brücke von Almanza vorrückte, wo er stehen blieb, bis die Nachricht anlangte, daß Barcelona von der Seeseite befreit sey. Sein nächster Entschluß war jetzt, nach Madrid vorzudringen; und Philipp, der dies errieth, eilte ohne Verzug nach seiner Hauptstadt zurück, um wenigstens die Königin und seine Kostbarkeiten in Sicherheit zu bringen. Sobald nun diese nach Burgos geschafft waren, folgte der König selbst dahin. Nicht lange darauf (gegen Ausgang des Juni) kam Galway ohne Schwertschlag in den Besitz der Hauptstadt. Doch sich in derselben zu halten, war eine schwierige Aufgabe, weil die Spanier, vermöge alten Hochmuths, die Portugiesen eben so verabscheueten, als sie, aus Aberglauben, den Ketzer, der an ihrer Spitze stand, verfluchten. Philipp, durch diese Stimmung zu neuen Hoff-

nungen aufgeregt, und durch die Verstärkungen, die er aus Frankreich erhielt, zur Wiedereroberung Madrids gedrängt, stand im Begriff, dahin aufzubrechen, als Galvay nach Arragon marschirte, um sich daselbst mit dem König Karl zu vereinigen. Die Bewohner von Saragoza hatten diesem gehuldigt, als er zu Anfang des August in dem portugiesischen Lager erschien. Wenige Tage darauf, traf auch der Graf von Peterborough an der Spitze von 500 Dragonern daselbst ein. Die beiden Heere waren sich jetzt in Anzahl gleich; da aber jedes neue Verstärkungen erwartete, so wagte keins den ersten Angriff. So verstrich Ein Monat nach dem andern. Der Graf von Peterborough, welcher Anspruch auf den Oberbefehl machte, sich aber anhaltend von dem König Karl zurückgesetzt fühlte, überließ inzwischen dem Fürsten von Lichtenstein, der sich der königlichen Gunst erfreute, das schlüpfrige Erdreich und ging nach Genua. Die englische Flotte verweilte den ganzen Sommer hindurch im mittelländischen Meere, bis sie sich gegen den Eintritt des Winters in drei Geschwader theilte, von welchen das eine nach Westindien segelte, das zweite in den Hafen von Lissabon überwinterte und das dritte nach England zurückging. Auf der pyrenäischen Halbinsel blieb also alles unentschieden.

Nicht so in Italien. Hier galt es die Eroberung von Turin; recht eigentlich in der Absicht, den Herzog von Savoyen zum Abfall von dem Bündniß zu bewegen. Nach der Niederlage bei Ramillies aus Italien abberufen, um den Oberbefehl in Flandern zu übernehmen, hatte der Herzog von Vendôme dem Herzog von Orleans Platz gemacht, welcher, unter Marsins Leitung, das Heer in Pie-

mont befehligen sollte. Als Orleans mit seinem Begleiter bei Turin anlangte, war die Belagerung des Herzogs von Feuillade schon so weit vorgeschritten, daß das Bombardement seinen Anfang nehmen konnte. Ehe es begonnen wurde, sendete dieser Herzog seinen General-Quartiermeister an Victor Amadeus mit Pässen für ihn, seine Gemahlin und Kinder. Doch die Antwort dieses eigensinnigen Fürsten war: er werde Turin nicht verlassen, und der französische Marschall möchte nur thun, was sein Gebieter ihm befohlen hätte. Die glühenden Kugeln, womit nunmehr die Stadt angegriffen wurden, erschütterten gleichwohl die Standhaftigkeit des herzoglichen Hauses, das sich, bis auf den Herzog, über Quierasco nach Genua begab. Victor Amadeus selbst verließ unmittelbar darauf seine Hauptstadt, um sich an die Spitze seiner Reiterei zu stellen, und dem Prinzen Eugen, den er mit Ungeduld erwartete, entgegen zu ziehen. Standhaft vertheidigten sich inzwischen die Turiner, bis ihre Bollwerke niedergeworfen und ihre Pulvervorräthe erschöpft waren. Ihre einzige Hoffnung beruhete auf die Ankunft des Prinzen Eugen, der noch immer mit den Hindernissen kämpfte, welche Vendôme, vor seiner Abreise aus Italien, ihm beim Uebergang über die Etsch, den Mincio und den Oglio entgegen gestellt hatte. Endlich langte der Retter den 13. August in der Nähe von Turin an, und ging, nach seiner Vereinigung mit dem Herzog von Savoyen, zwischen Montcalier und Carignan über den Po und die Doria, auf deren Ufer er sein Lager so aufschlug, daß sein rechter Flügel bei Pianessa, der linke bei der Veneria zu stehen kam. Die Franzosen waren dergestalt verschanzt, daß sie die Stura zur

Rechten, die Doria zur Linken und das Kapuziner-Kloster, Notre Dame de Campagne, im Mittelpunkte hatten. In ihrem Lager wurde darüber berathschlagt, ob man den Angriff abwarten, oder ihm zuvorkommen müßte. Für die letztere Maßregel war, wie erzählt wird, der Herzog von Orleans. Alle französischen Generale unterstützten dieselbe, nur nicht Marsin, welcher den Ausschlag gab durch einen königlichen Befehl, welcher dem Herzog gebot, dem Rathe Marsins zu folgen. Es war also dahin gekommen, daß der Hof von Versailles Bedenken trug, etwas gegen Diejenigen zu wagen, deren Heere so oft geschlagen waren. Die Folgen dieser Kleinmüthigkeit blieben nicht lange aus.

Den 7. Sept. rückten die Verbündeten in acht Colonnen gegen die französischen Verschanzungen an, und stellten sich in der Entfernung eines halben Kanonenschusses von denselben in Schlachtordnung. Nicht unbedeutend war die Wirkung des feindlichen Geschützes, und schon zagten die Regimenter, als Prinz Eugen sein Schwert zog, sich an die Spitze der Bataillone des linken Flügels stellte und die Verschanzung auf dieser Seite erstürmte. Denselben Erfolg hatte die Entschlossenheit des Herzogs von Savoyen im Mittelpunkte und auf dem rechten Flügel. Die Reiterei vollendete die Verwirrung der Franzosen, welche bald in Flucht ausartete. Dem Herzog von Orleans wird nachgerühmt, daß er, obgleich verwundet, viel Geistesgegenwart bewiesen habe. Marschall Marsin, dem eine Kugel den rechten Schenkel zerschmettert hatte, fiel in die Hände des Feindes und starb wenig Tage nach Ablösung des beschädigten Gliedes. Von dem französischen Heere wurden 5000 auf dem Schlachtfelde erschlagen und 7000

mit vielen Offizieren gefangen genommen. Außerdem fie-
len den Verbündeten anheim: 255 Kanonen und 180 Mör-
ser, ein bedeutender Vorrath von Schießbedarf, alle Zelte
und Gepäck, 5000 Lastthiere, 10,000 Pferde, welche drei-
zehn Dragoner-Regimentern angehörten, die reichbeladenen
Maulthiere des General-Commissarius, welche eine Beute
von drei Millionen Livres lieferten. Der Verlust der Ver-
bündeten belief sich nicht über 3000 an Todten und Ver-
wundeten. Die Schlacht hatte kaum zwei Stunden ge-
dauert.

Dies waren die Hauptbegebenheiten in dem Feldzuge
des Jahres 1706. Unfälle, wie die bei Ramillies und
bei Turin, mußten das stolze Gemüth Ludwigs des Vier-
zehnten um so stärker erschüttern, weil sie mit Verlusten
verbunden waren, die nicht auf der Stelle ersetzt werden
konnten. Um noch stärkeren Erschütterungen, welche un-
vermeidlich schienen, vorzubeugen, unterhandelte er durch
den Kurfürsten von Baiern wegen eines Congresses, und
sein Vorschlag ging dahin, daß er entweder Spanien und
Westindien, oder Mailand, Neapel und Sicilien an den
König Karl abtreten und den Holländern in den Niederlan-
den eine Barriere geben, so wie den Herzog von Savoyen
für die, in dessen Domän angerichteten Verwüstungen ent-
schädigen wollte. Ganz unstreitig war es ihm um Frieden
zu thun; nur daß er auf dem Congresse so viel Zwiespalt
unter die Verbündeten zu bringen hoffte, daß die Grundlage
ihrer Einigkeit erschüttert würde. Ganz verfehlte er seine
Absicht nicht. Beunruhigt von den Anerbietungen Ludwigs
und von den Gerüchten, welche französische Emissäre ver-
breiteten, beschloß der Kaiser, sich zum Gebieter über Neapel

zu machen, ehe die Verbündeten Gelegenheit fänden, Frankreichs Vorschläge in Erwägung zu ziehen; und dies war der wahre Beweggrund des Vertrags, den Joseph, während des nächsten Winters, über die gänzliche Räumung Mailands, mit Ludwig abschloß, damit dieser seine ganze Macht in den Niederlanden und Spanien gebrauchen möchte. Zweifelsohne war der Zeitpunkt gekommen, wo man Frankreich zügeln und das sogenannte Gleichgewicht zwischen den Häusern Oesterreich und Bourbon feststellen konnte; allein Marlborough fand nicht seine Rechnung bei einem Frieden, der ihn in die Schatten des Privatlebens zurückgeführt haben würde. Dazu kam, daß England, ungeachtet der großen Summen, welche es aufgewendet hatte, leer ausgegangen seyn würde, wenn jetzt schon ein Friede zu Stande gekommen wäre. Durch die letztere Betrachtung bewogen, verwarfen Anna und die General-Staaten die Vorschläge Frankreichs mit der Entschuldigung, daß sie nur im Verein mit ihren Verbündeten sich in eine Friedensunterhandlung einlassen könnten. So endigte das Jahr 1706.

Ludwigs Lage war in mehr als Einer Hinsicht verzweiflungsvoll. Die sechsjährige Dauer des Krieges hatte Frankreich erschöpft. Sehr bedeutende Ländereien blieben unbestellt; Manufakturen und Fabriken kamen aus Mangel an Absatz zum Stillstand; eine Theuerung stellte sich ein, die nur wachsen zu können schien. Dem geleerten Schatz zu Hülfe zu kommen, versuchte man, nach dem Muster der englischen Banknoten, Papiergeld in Umlauf zu bringen; da es aber an allen den Einrichtungen fehlte, die dem Credit zum Grunde liegen müssen, so verloren

Ludwigs Münzscheine bei ihrem ersten Eintritt in die Gesellschaft sogleich 53 Procent. Desto vortheilhafter war die Lage der Verbündeten. Die Schlacht bei Ramillies hatte sie in den Besitz des größten Theils der Niederlande gebracht. Auf der pyrenäischen Halbinsel konnte das Heer des Königs Karl verstärkt werden; und es wurde verstärkt. Es wurde aber zugleich der Entwurf gemacht, Toulon durch die Truppen des Kaisers und des Herzogs von Savoyen zu erobern; England und Holland wollten das nöthige Geld dazu hergeben und außerdem das Unternehmen zur See unterstützen. Mit Einem Wort: Frankreich war an den Rand des Abgrundes geführt, worin es seinen Untergang finden sollte. Seine einzige Rettung war die Eifersucht der Verbündeten.

Der, mit dem Kaiser über Italien abgeschlossene Vertrag setzte Ludwig den Vierzehnten in den Stand, beträchtliche Verstärkungen nach Spanien zu senden, wo, für das nächste Jahr, der Hauptschauplatz des Krieges seyn mußte. Karls Rathgeber waren uneinig: das beste Mittel, ihrem Gebieter zu schaden. Von Italien aus erklärte sich der Graf von Peterborough gegen einen Angriffskrieg wegen der Schwierigkeiten, welche die Unterhaltung des Heeres in Castilien finden würde; sein Rath war, daß Karl den Ausgang des Unternehmens wider Toulon abwarten sollte. Dieser Rath wurde verworfen; und Karl ließ sich bereden, nach der Hauptstadt vorzudringen und den Feind zu schlagen, wo er ihn finden würde. Sechzehntausend Mann stark, war das Heer der Verbündeten über Caudala nach Yecla vorgedrungen, um Vilena zu belagern, als die Nachricht erscholl, daß der Herzog von Berwick in der Nähe

sei. Man brach also den 14. April nach Almanza auf, wo man den Herzog in Schlachtordnung fand. Das Treffen nahm um 2 Uhr Nachmittags seinen Anfang und verbreitete sich längs der ganzen Linie. Unterstützt von der portugiesischen Reiterei, wurden die englischen und holländischen Dragoner des linken Flügels übermannt. Der Mittelpunkt, welcher hauptsächlich aus englischen und holländischen Bataillonen bestand, trieb zwar den Feind auf seine zweite Linie zurück; da aber die portugiesische Reiterei des rechten Flügels auf den ersten Stoß in die Flucht getrieben wurde, so sah das Mitteltreffen, seiner Flanken beraubt, sich bald umgeben und von allen Seiten angegriffen. In dieser furchtbaren Lage bildete es ein Viereck, und zog sich in dieser Gestalt von dem Schlachtfelde zurück. Doch konnte es dadurch seinem Schicksal nicht entgehen. Erschöpft von Beschwerden, der Reiterei beraubt, von allen Lebensmitteln entblößt, der Gegend unkundig, ergaben sich dreizehn Bataillone zu Kriegsgefangenen. Nur die portugiesische und ein Theil der englischen Reiterei zog sich nach Alcira zurück, wo der Graf von Galway an der Spitze von 2500 Dragonern zu ihnen stieß. Kein Sieg konnte vollkommener seyn, als der von dem Herzog von Berwick davon getragene, da die Verbündeten, außer ihrer ganzen Artillerie und hundert und zwanzig Fahnen und Standarten, 2000 M. in der Schlacht und ungefähr 10,000 als Gefangene verloren hatten. Nur die Ankunft des Herzogs von Orleans verhinderte eine noch ausgebreitetere Benutzung der errungenen Vortheile; denn dieser Prinz, geleitet von seinen Privat-Absichten, ließ sich mit dem Grafen von Galway in eine Unterhandlung ein, während welcher die beiderseitigen

tigen Heere an den Ufern der Cinca müßig blieben. Lerida ergab sich dem Herzog am 2. November; und hierauf bezogen die Truppen die Winterquartiere. Galway und das Minas gingen nach Lissabon zurück, und General Carpenter blieb mit den brittischen Truppen in Catalonien, der einzigen Provinz, welche dem König Karl in Spanien blieb.

Wenn der Ausgang der Schlacht bei Almanza eine Wohlthat für Frankreich war, so wurde diese nicht wenig dadurch vermehrt, daß das Unternehmen gegen Toulon gänzlich fehlschlug. Zwar gelangten der Herzog von Savoyen und Prinz Eugen, ohne auf irgend einen Widerstand gestoßen zu seyn, mit 30,000 Mann auf den Höhen an, welche jene Seestadt beherrschen; allein der Nachdruck, womit die zahlreiche Besatzung ihre Bestimmung erfüllte, verbunden mit den Anstalten, welche Ludwig traf, um den Verbündeten den Rückzug abzuschneiden, bewirkten, daß diese nach den ersten Versuchen, eine Uebergabe zu erzwingen, die Belagerung aufgaben und sich nach Piemont zurück zogen. Hier unternahm Amadeus die Eroberung von Susa, dessen Besatzung sich auf Discretion ergab. Auf diese Weise sicherte er sich nicht bloß den Schlüssel zu seinem eigenen Lande, sondern öffnete sich auch eine beliebige Bahn ins Delphinat.

Im mittelländischen Meere litten die Engländer in diesem Jahre durch Schiffbruch beträchtliche Verluste, welche ihre Kriegslust eben so beträchtlich verminderten; wir halten uns dabei nicht auf.

Am Oberrhein waren die Verbündeten nur allzu unglücklich. Der Prinz Ludwig von Baden war gestorben, und das deutsche Heer in dieser Gegend so wenig zahlreich,

daß es die Linien von Buhl nicht gegen den Marschall von Villars zu vertheidigen vermochte. Dieser französische General eroberte Rastadt, trieb im Würtembergischen Kriegssteuern ein, nahm Stuttgardt und Schorndorf, schlug 3000 Deutsche, die sich unter dem General Janus bei Lorch verschanzt hatten, und würde, nach aller Wahrscheinlichkeit, zur Wiedereinsetzung des Kurfürsten von Baiern hingewirkt haben, wenn er nicht in der Mitte seiner Laufbahn dadurch wäre aufgehalten worden, daß er einen bedeutenden Theil seines Heeres zur Vertheidigung der Provence abzugeben genöthigt wurde. Das kaiserliche Heer zog sich auf Heilbron zurück, wo der Kurfürst von Hannover den Oberbefehl über dasselbe übernahm.

In den Niederlanden ruheten die Waffen bis zur Mitte des May; denn erst gegen diese Zeit kam der Herzog von Marlborough von einem Besuch zurück, den er Karl dem Zwölften in Leipzig gemacht hatte: ein Besuch, welcher nichts weiter bezweckte, als diesen König von allen Feindseligkeiten gegen den Kaiser zurückzuhalten. Der Herzog von Vendome und der Kurfürst von Baiern waren aus ihren Linien vorgerückt, als Marlborough mit seinem Heere von Anderlach bei Brüssel nach Soignes aufbrach, um ihnen in der Ebene von Fleurus eine Schlacht zu liefern. Hier erhielt er über die Stärke des Feindes solche Nachrichten, die ihn bestimmten, nach Brüssel zurückzukehren und bei Mildert eine Stellung zu nehmen. Die Franzosen gingen bis nach Gemblours vor. In dieser Lage blieben die beiderseitigen Heere, bis das französische nach der Provence entsendet mußte. Jetzt beschlossen Marlborough und Overkirk, das befestigte Lager des Feindes bei

Gemblours anzugreifen. Doch dieser brach mit solcher Eile auf, daß er nicht eher erreicht werden konnte, als bis er, gedeckt von der Schelde und von Verschanzungen, seinen rechten Flügel am Pont a Tressin, seinen linken an Lille gelehnt hatte. Die Verbündeten nahmen ihr Lager bei Helchin und furagirten unter den Augen des Feindes; doch nichts vermochte diesen, sich in ein Treffen einzulassen, und gegen Ende Octobers bezogen beide Heere ihre Winterquartiere. Zu Frankfurth am Mayn verabredete Marlborough mit den Kurfürsten von Hannover, Mainz und Pfalz die Operationen des nächsten Feldzuges, und begab sich hierauf nach dem Haag, von wo er sich Ende Novembers nach England einschiffte.

Für Frankreich war also das Jahr 1707 auf eine Weise verflossen, welche keinen weitern Nachtheil mit sich führte; Glücks genug in einer Lage, die nach den Schlachten bei Ramillies und Turin nur allzu gefährlich war! Im Stillen fuhr Ludwig der Vierzehnte fort, an der Wiederherstellung des Friedens zu arbeiten, und nichts kam ihm hierbei so zu statten, als das Mißvergnügen der Engländer über die, im letzten Jahre zu Lande und zu Wasser erlittenen Verluste. Die Whig-Parthei, in deren Kraft der Herzog von Marlborough mit so viel Freiheit über die Kräfte des brittischen Königreich geschaltet hatte, fing, nach und nach, an, ihr Ansehn zu verlieren; noch vortheilhafter für den König von Frankreich aber war, daß die Tories in Lady Masham einen Stützpunkt gewannen, durch welchen sie auf die Königin Anna einwirken konnten. Diese Lady, eine nahe Verwandte der Herzogin von Marlborough, wußte durch ihr gefälliges und demüthiges Be-

tragen, wodurch sie nur allzu sehr gegen die Herzogin abstach, die Gunst und das Vertrauen Anna's in einem so hohen Grade zu gewinnen, daß diese nur ihren Eingebungen folgte. Da nun der Staats-Sekretär Harley und Henry St. John, nachmaliger Lord Bolingbroke, darin übereingekommen waren, daß man die Whigparthei aus der vortheilhaften Stellung, die sie im Staate einnahm, verdrängen müsse: so schien der Erfolg eines solchen Unternehmens um so unfehlbarer, je leichter die Königin selbst dafür gewonnen werden konnte. Ob Harley und St. John sich von Frankreich hatten bestechen lassen, oder nicht, kann in diesem Zusammenhange nicht untersucht werden.

Alles war im besten Gange, als Ludwig der Vierzehnte, von Ungeduld gequält, der Königin von England durch seine Rüstungen in dem Hafen von Dünkirchen neue Befürchtungen einflößte. Der Zweck dieser Rüstungen war kein anderer, als eine Landung in Schottland, welche durch den Prätendenten, d. h. durch den Sohn und Erben Jakobs des Zweiten, vollzogen werden sollte. Durch dieselbe hoffte der Hof zu Versailles für seine Unternehmungen in den spanischen Niederlanden desto freieren Spielraum zu gewinnen. Schon war alles in Bereitschaft, schon hatte Ludwig den Prätendenten mit einem kostbaren Degen beschenkt, und mit den Worten entlassen: „er hoffe, daß er ihn nie wieder sehen würde," als England, von Holland aus gewarnt, solche Vorkehrungen traf, daß die Absichten des französischen Monarchen vereitelt wurden. Nicht daß die französische Flotte nicht wirklich ausgelaufen wäre; allein sie stieß bei ihrer Ankunft an der schottischen Küste auf die englische unter dem Admiral Byng, und mehr-

brauchte es nicht, um sie zu einer schnellen Rückkehr nach Dünkirchen zu bewegen. Auf diese Weise sah die Königin Anna sich genöthigt, ihrem bisherigen System getreu zu bleiben; und da dieses die Fortsetzung des Krieges in sich schloß, so war die Aussicht auf einen Frieden wiederum gänzlich verdunkelt.

Ohne sich durch diesen Fehlschlag abschrecken zu lassen, beschloß Ludwig, den Krieg in den Niederlanden mit dem größten Nachdruck zu führen. Sein Heer war zahlreicher, als jemals. An die Spitze desselben stellte er den Herzog von Burgund, seinen Enkel, der, ein Zögling Fenelon's, in den Jahren der Reife die Hoffnung gab, daß er durch seine Geradheit, seinen Geist und seine reinere Gesinnung, die von seinem Großvater begangenen Fehler verbessern werde. Als Oberfeldherr stand der Herzog von Burgund unter der Leitung des Herzogs von Vendôme, dem man größere Kriegserfahrung zutraute; in seiner Begleitung befanden sich der Herzog von Berry und der Ritter von St. Georg, d. h. der englische Prätendent. Für den Oberbefehl der Truppen am Rhein war der Herzog von Baiern bestimmt, und hier sollte der Herzog von Berwick sein Beistand seyn. Der Marschall von Villeroi wurde nach dem Delphinat gesendet. Diesen vornehmen Führern des französischen Heeres stellten sich der Herzog von Marlborough und Prinz Eugen entgegen. Erst im Mai wurde der Feldzug eröffnet. Die Franzosen kamen nach glücklich durchgeführten Bewegungen in den Besitz von Ghent und Brügge. Je mehr sie eine Feldschlacht zu vermeiden suchten, desto eifriger waren Marlborough und Prinz Eugen bemüht, sie zur Annahme derselben zu zwingen. Endlich

kam es bei Oudinarde zu einer Entscheidung. Diese Schlacht würde nach allem, was wir darüber wissen, vortheilhaft für Frankreich ausgefallen seyn, wenn der Herzog von Burgund sich weniger lange gesperrt hätte, sie zu liefern. Als er endlich Vendôme's Entwurfe nachgab, da waren bereits große Vortheile verloren. Eine neue Niederlage war die Folge davon, troz der Uebermacht der Franzosen, die sich auf nicht weniger als 12,000 Mann belief. Sobald ihr rechter Flügel durch Overkirk und Tilly geschlagen war, ergriffen sie die Flucht, und alle Bemühungen Vendôme's, sie zum Stehen zu bringen, waren vergeblich, bis sie Ghent erreicht hatten. Sie verloren 3000 an Todten und Verwundeten, 2000 an Ausreißern und 2000 an Gefangenen, nebst 4000 Pferden, über 100 Fahnen und Standarten, und 10 Kanonen. Die nächste Folge dieser Niederlage war die Belagerung von Lille auf Seiten der Verbündeten; und nachdem diese Festung, von Boufflers vertheidigt, sich nach vier Monaten ergeben hatte, kamen auch Ghent und Brügge vor Ablauf des Jahres in die Hände der Verbündeten zurück; die letztere Stadt wurde freiwillig von den Franzosen verlassen.

Nicht minder, als in den Niederlanden, sah Ludwig sich im Süden seines Reichs in seinen Erwartungen getäuscht; denn hier war Villars viel zu schwach, um dem Herzog von Savoyen mit Erfolg zu widerstehen. Dieser Herzog eroberte nach einander die festen Plätze Exilles, la Perouse, das Thal St. Martin und Fenestrelles, und sicherte auf diese Weise nicht nur sein eigenes Land, sondern erleichterte auch die Lage des Königs Karl, welcher unangefochten in Barcelona blieb, weil man genöthigt war,

die nach Spanien bestimmten Truppen dem Marschall Villars zu Hülfe zu geben. Unter dem Beistande der englischen Flotte wurde dem Könige Karl die Insel Minorka unterworfen.

In einem Kriege, dessen Gegenstand die spanische Monarchie in allen Welttheilen war, konnte der Pabst nicht unberührt bleiben. Seine Neutralität hatte ihre Endschaft erreicht, sobald kaiserliche Truppen das Königreich Neapel besetzt hatten. Von diesem Augenblick an, dem Hause Bourbon zugethan, setzte Clemens der Elfte ganz Italien in eine solche Bewegung, daß der Kaiser, um nur einigermaßen Herr der Begebenheiten zu bleiben, das Herzogthum Ferrara als ein Reichslehn durch die verstärkten Truppen des Herzogs von Modena besetzen ließ, und dem Vice-König von Neapel den Befehl ertheilte, keine Gelder nach Rom verabfolgen zu lassen. Denkschriften, die zeitliche Macht der Päbste betreffend, verletzten den heil. Vater in einem noch weit höheren Grade. Er fühlte sich dadurch so aufgeregt, daß er dem Kaiser in seiner Antwort die Versicherung gab, daß er seinen Grundsätzen treu bleiben würde, sollte er auch das Leben darüber einbüßen. Indem er nun alles aufbot, in Italien eine heil. Liga zu Stande zu bringen, erschien Sir John Leake vor Civita Vecchia, um diese Seestadt zu bombardiren; denn auch mit England hatte es der Pabst durch seine Begünstigung des Prätendenten verdorben. Nur die Verwendungen des Kaisers und des Herzogs von Savoyen konnten den brittischen Admiral zur Einstellung der Feindseligkeiten bewegen. Beide hofften, auf dem Wege der Unterhandlung etwas über den Christvater zu vermögen. Dies war jedoch

schwieriger, als sie geglaubt hatten. Clemens der Elfte, durch Frankreichs Verheißungen gehoben, weigerte sich, den an ihn abgesandten Vermittler anzunehmen, und blieb sich in seinem Eigensinn gleich, bis der Herzog von Savoyen, nach beendigtem Feldzuge, in das päbstliche Gebiet eindrang, die Truppen Sr. Heiligkeit vor sich hertrieb, Bologna eroberte und Roms Bewohner zittern machte. Jetzt sank dem Pabste der Muth: er nahm den Gesandten des Kaisers an, entließ die Truppen, welche er angeworben, gestattete den kaiserlichen Winterquartiere im Kirchenstaat, gewährte dem König Karl die Investitur von Neapel, und erlaubte alle Durchmärsche.

Am Oberrhein blieb für das Jahr 1708 alles in der Schwebe, weil die Kurfürsten von Baiern und Hannover, welche sich gegenüber standen, allzu schwach waren, um das Mindeste zu unternehmen.

Das Jahr 1709 war das bei weitem schrecklichste für Ludwig den Vierzehnten. Ein langer Winter endigte mit einer Hungersnoth. Das Mißvergnügen, in allen Provinzen heimisch, nahm in der Hauptstadt einen so gefährlichen Charakter an, daß der Polizei-Minister (damals Polizei-Lieutenant) d'Argenson Mühe hatte, einen Aufstand zu verhindern. Im Rath des Königs drangen alle Minister auf die Nothwendigkeit des Friedens. Der Finanz-Controleur Demarets erklärte unverhehlt, daß er den Kriegskosten nicht länger gewachsen sei, weil das Elend des Volks eine Höhe erreicht habe, die das Schlimmste befürchten lasse. Da Chamillard, der Kriegsminister, aus demselben Tone sprach, so zeigte sich Ludwig zur Nachgiebigkeit bereit. Es wurde also durch den Präsidenten Rouillé

mit den Holländern eine Unterhandlung angeknüpft, worin Frankreich eine wünschenswerthe Barriere in den Niederlanden und bedeutende Handelsvortheile versprach. Die Holländer, des längern Kriegs überdrüssig, hätten Ludwigs Vorschläge gern angenommen, wenn dies ohne die Zustimmung des englischen Cabinets möglich gewesen wäre. Auf die Nachricht, welche sie demselben von dem Wunsche des französischen Monarchen gaben, fand sich der Herzog von Marlborough, begleitet von Lord-Townshead, als außerordentlichem Gesandten, im Haag ein, wo auch Prinz Eugen sich eingestellt hatte, um den Besprechungen beizuwohnen.

Torcy, ein Neffe Colbert's, trat im Namen seines Königs mit den glänzendsten Anerbietungen auf. Sein Gebieter, sagte er, sei entschlossen, den Hafen von Dünkirchen zu verschütten — den Prätendenten aufzugeben und aus seinem Reiche zu entlassen — die protestantische Erbfolge anzuerkennen — allen Ansprüchen auf die spanische Monarchie zu entsagen — den General-Staaten in den Niederlanden alle die Plätze abzutreten, welche sie als Gränzscheide fordern würden — endlich mit dem Kaiser auf der Grundlage des Ryswicker Friedensvertrages zu unterhandeln, und selbst die Festungswerke von Straßburg zu schleifen. Wie bedeutend diese Anerbietungen aber auch waren, so genügten sie doch dem Hochmuth der Minister der Verbündeten nicht. Stolz auf ihre Siege, und wohl erwägend, daß ein Friede die von ihnen bisher gespielte Rolle beendigen werde, forderten sie, mit beispielloser Unverschämtheit, noch: — die Zurückgabe von Ober- und Unter-Elsaß an das Reich, die Abtretung der Stadt und Castellanei Lille, und die Schleifung der Festungswerke von

Dünkirchen, Neu-Breisach, Fort Louis und Hüningen. Wer fühlt nicht eine Anwandlung von Mitleid mit einem Monarchen, der, nachdem er, verführt von Sieg und Eroberung, mehr als 40 Jahre hindurch der Gesetzgeber Europa's gewesen war, sich so herabwürdigen lassen mußte! Doch, es mochte nun von der, dem Alter eigenen Gefühllosigkeit, oder von dem Wunsche, Zeit zu neuen Rüstungen zu gewinnen, herrühren: Ludwig setzte die Unterhandlungen fort, bis er sich durch die vergeblichen Angriffe, die er auf den Eigennutz des Herzogs von Marlborough machen ließ, überzeugt hatte, daß für ihn nichts zu gewinnen sei. Jetzt warf sich der stolze Monarch, der bisher immer gesagt hatte, „Ich, ich bin der Staat," in die Arme seiner Unterthanen. Bekannt gemacht wurden seine Anerbietungen mit den Antworten, die er darauf erhalten hatte; und indem ein heftiger Unwille die ganze Nation ergriff, fanden sich Kräfte, welche früher in der That nicht vorhanden gewesen waren. Obgleich verarmt und hungerleidend, wollten die Franzosen lieber ohne Sold dienen, als sich und ihren König herabgewürdigt sehen. Die Bedingungen der Verbündeten wurden verworfen, und man brachte die letzte Habe dar, um die Heere wieder vollständig zu machen. Alles wurde hierdurch erleichtert. Den Schatz zu füllen, nahm man seine Zuflucht zu einer neuen Ausmünzung, bei welcher, nach Dutot's Angabe, 23½ Procent für die königlichen Kassen gewonnen wurden. In verhältnißmäßig kurzer Zeit war ein Heer von mehr als 100,000 Mann zusammengebracht, das, unter dem Oberbefehl des Marschalls Villars, den Uebermuth der Verbündeten bestrafen wollte.

Eugen und Marlborough bezogen in der Ebene von Lille ein Lager, während Villars das seinige in der Ebene von Lers aufschlug und so befestigte, daß es in dem Urtheil der Verbündeten unangreifbar war. Um nicht müßig zu bleiben, beschlossen diese die Belagerung von Tournay, dessen Besatzung wesentlich geschwächt war. Durch einen verstellten Angriff auf Ypern gelangten sie dahin, Tournay den 27. Jun. einzuschließen. Wiewohl nun die Besatzung dieser Festung nur zwölf geschwächte Bataillone und vier Schwadrone Dragoner betrug: so war doch der Ort selbst durch Natur- und Kunst so stark, und der Guvernör (Surville) ein so entschlossener Mann, daß sich die Belagerung, gegen die Erwartung der Verbündeten, in die Länge zog, und zahlreiche Opfer kostete. Als nach einem Monat endlich eine zugängliche Bresche gemacht war, übergab der Guvernör die Stadt und zog sich in die Citadelle zurück. Auch hier angegriffen, wollte er zwar kapituliren; allein Ludwig verwarf die ihm vorgelegten Bedingungen, wofern nicht alle Feindseligkeiten in den Niederlanden bis zum 5. Sept. eingestellt würden. Die Angriffe wurden also erneuert und mit ungemeinem Nachdruck fortgesetzt. Erst als alle Vorräthe erschöpft waren, ergab sich der Guvernör mit der Besatzung zum Kriegsgefangenen.

Die Blicke der Verbündeten richteten sich nunmehr auf Mons, das sie, so schnell als möglich, belagern wollten. In diesem Endzweck gingen sie über die Schelde und ließen die französischen Linien von der Haisne bis zur Sambre von dem Prinzen von Hessen angreifen. Diese wurden sogleich verlassen. Wenige Tage darauf (7. Sept.)

langte der Marschall Boufflers in dem französischen Lager bei Quievrain an, um, obgleich älterer Marschall, ein Commando unter Villars zu übernehmen. Den Prinzen von Hessen, auf welchen ein Angriff gemacht werden sollte, zu decken, brach Marlborough von Havre auf, und den 9. Sept. geriethen die beiden feindlichen Heere so nahe an einander, daß eine gegenseitige Kanonade erfolgte. Hundert und zwanzig tausend Mann stark, stand das französische hinter den Gehölzen von la Merte und Taniers in der Nachbarschaft von Malplaquet. Die Verbündeten, beinahe eben so stark, lehnten ihren rechten Flügel an Sart und Bleron, ihren linken an die Spitze des Gehölzes von Lagniere, während das Hauptquartier zu Blaregnies war. Doch die Franzosen, anstatt zum Angriff zu schreiten, befestigten ihr, an und für sich schon starkes Lager durch dreifache Verschanzungen, und machten dasselbe dadurch noch unangreifbarer. Wäre der Angriff der Verbündeten gleich am 9. Sept. erfolgt, so würde die Schlacht minder blutig und der Sieg entschiedener gewesen seyn; indem Marlborough die Ankunft der achtzehn Bataillone, welche bei der Belagerung von Tournay gebraucht waren, abwarten wollte, verlor er zwei Tage, welche der französische Oberfeldherr zu benutzen verstand. Begünstigt von einem starken Nebel, errichteten die Verbündeten am Morgen des 11. Sept. Batterien auf den beiden Flügeln und im Mittelpunkt; und kaum hatte sich das Wetter gegen 8 Uhr aufgeklärt, so begann der Angriff. Um kurz zu seyn: sechs und achtzig Bataillone, befehligt von dem General Schulenburg, dem Herzog von Argyle und anderen Generalen, unterstützt von den zwei und zwanzig Bataillonen des Grafen

Lottum, griffen den linken Flügel der Franzosen mit so viel Nachdruck an, daß sie, allen Schanzen und Verhacken zum Troß, in weniger als Einer Stunde in die Gehölze von Sart und Taniers vertrieben wurden. Gegen den rechten Flügel des Feindes drangen der Prinz von Oranien und der Baron Fagel mit dreißig holländischen Bataillonen vor; und hier ward der Kampf mit eben so viel Erbitterung als Standhaftigkeit gekämpft. Schon hatten die Holländer den Feind aus der ersten Reihe der Verschanzungen verjagt, als sie durch eine blutige Niederlage aus der zweiten vertrieben wurden. Die Franzosen kämpften mit einem an Verzweiflung gränzenden Muthe, bis sie, nachdem ihr Mittelpunkt und ihr linker Flügel gewichen und Marschall Villars schwer verwundet war, unter Boufflers Leitung einen musterhaften Rückzug nach Bavay machten und sich zwischen Quesnoy und Valenciennes setzten. So war denn das Schlachtfeld den Verbündeten mit einigen Fahnen, Kanonen und Gefangenen geblieben; aber nur allzu theuer hatten sie diesen Sieg erkauft: denn nicht weniger als 20,000 Mann waren ihnen im Treffen getödtet worden, während die Franzosen, welche kaum die Hälfte verloren hatten, gemächlich zurückgingen, befreit von den Befürchtungen, womit sie den Feldzug begonnen hatten. Auf Seiten der Verbündeten waren Graf Lottum, General Tettau, Graf Oxenstierna, der Marquis von Tullibardine, nebst vielen andern ausgezeichneten Offizieren, geblieben. Prinz Eugen selbst wurde, wiewohl nur leicht, am Kopfe verwundet; und nicht mit Unrecht behauptete der Marschall Villars, daß er die Verbündeten geschlagen haben würde, wenn er ge-

fund geblieben wäre. Die Eroberung von Mons, welches am Schlusse des Octobers kapitulirte, war die einzige Frucht des Sieges bei Malplaquet; denn unmittelbar darauf bezogen die beiderseitigen Heere ihre Winterquartiere.

Auf den übrigen Schauplätzen des Krieges geschah wenig, das der Aufzeichnung würdig wäre. Am Oberrhein wurde ein Corps zurückgeschlagen, das unter dem Grafen Merci in die Franche-Comté eindringen wollte. In Piemont befehligte Feldmarschall Thaun die Verbündeten an der Stelle des Herzogs von Savoyen, welcher mit dem Kaiser zerfallen war. Nun gedachte zwar der Feldmarschall, Brianzon zu belagern, allein er sah sich daran durch den Herzog von Berwick verhindert, wiewohl dieser General den größten Theil seines Heeres zur Dämpfung der Unruhen verwenden mußte, welche auf's Neue in den Cevennen zum Ausbruch gekommen waren. Berwick beendigte diesen Bürgerkrieg dadurch, daß er einen von den vornehmsten Anführern der Camisarden lebendig rädern, drei und zwanzig hängen, und die übrigen Gefangenen auf die Galeeren bringen ließ. In Spanien und Portugal waren die Begebenheiten zum Nachtheil der Verbündeten; sie wurden den 7. Mai bei Caya von den Spaniern unter dem Marschall Bay geschlagen, und verloren Alicante, welches mit zwei englischen Regimentern besetzt war.

Obgleich Ludwig der Vierzehnte in dem Feldzuge des abgewichenen Jahres weniger Unglück gehabt hatte, als sich Anfangs desselben erwarten ließ: so knüpfte er doch in der vollen Ueberzeugung, daß sein Königreich des Friedens bedürfe, die abgebrochenen Unterhandlungen wieder an. Der Resident des Herzogs von Holstein — sein

Name war Petkum — erhielt den Auftrag, dem Minister Torcy Pässe nach den Niederlanden zu verschaffen. Nun wurden diese von den General-Staaten zwar verweigert; aber Petkum erhielt die Erlaubniß, sich nach Versailles zu begeben, damit er die Vorschläge des französischen Monarchen vernehmen möchte. Inzwischen machte König Philipp bekannt, daß er zum Voraus gegen alles protestire, was zu seinem Nachtheil im Haag verhandelt werden könne; denn, weit entfernt, Spanien und Indien an seinen Mitbewerber abtreten zu wollen, gehe er nur damit um, denselben aus allen den Besitzungen zu vertreiben, in welche er durch die Hülfe der Engländer und Holländer gekommen sei. Diese Erklärung, verbunden mit dem Umstande, daß auch Frankreich von den früheren Grundlagen abging, bewog die General-Staaten zur Verwerfung aller neuen Anerbietungen, die ihnen gemacht wurden, und ihr Rechtfertigungsgrund war, daß Ludwigs Unredlichkeit eine Fortsetzung des Krieges unvermeidlich mache. So war denn das Loos von neuem über Frankreich geworfen. Zurückbebend vor dem Gedanken eines neuen Feldzuges, wollte Ludwig jetzt seinen Enkel aufgeben, und alle Bedingungen der Verbündeten erfüllen, vorausgesetzt, daß die Kurfürsten von Cöln und Baiern wieder in Stand und Würden eingesetzt würden; doch selbst dies befriedigte die Verbündeten nicht, und ihre ungemessene Forderung war, daß der König von Frankreich seine Waffen gegen seinen Enkel richten sollte, im Fall der spanische Thron nicht in den nächsten beiden Monaten an Karl abgetreten würde. Ludwig verschlang diese Bitterkeit, bloß damit eine Friedensunterhandlung Statt finden möchte; allein zu Gertruydenberg

wurden seine Minister mit so viel Kränkungen überschüttet, daß ihm zuletzt keine andere Wahl blieb, als zu erklären, „daß, wenn er einmal kämpfen müsse, er lieber für, als gegen sein Haus zu Felde ziehen wolle." So hob der zehnte Feldzug an.

In ihm offenbarte sich die Schwäche des französischen Königreichs noch auffallender, als in den früheren Feldzügen. Nicht daß seine Heere minder zahlreich gewesen wären; das Elend des abgewichenen Jahres hatte nicht wenig dazu beigetragen, sie vollständig zu machen. Aber nicht mit Unrecht mißtraute Villars, dem der Oberbefehl geblieben war, dem Geiste des zusammengelaufenen Gesindels. Ohne eine Schlacht zu wagen, zog er sich standhaft vor Marlborough und Eugen zurück, so oft diese sich seinem Lager näherten, und setzte so die Heerführer der Verbündeten in den Stand, im Laufe des Sommers erst Douai, und dann nach einander Bethüne, Aire und St. Venant zu erobern. Am Oberrhein und in Piemont ruheten dies Jahr die Waffen. Nur Spanien erfuhr die merkwürdigsten Wechsel. Nachdem General Stanhope Philipps Reiterei bei Almenara in die Flucht getrieben hatte, trug der Graf von Staremberg bei Saragoza über das spanische Fußvolk einen so vollständigen Sieg davon, daß Navarra, Aragon und Neu-Castilien in die Gewalt des Königs Karl geriethen. So sehr gab Philipp die Hoffnung, sich auf dem spanischen Thron befestigt zu sehen, auf, daß er, in seiner Verzweiflung, sich nach Westindien einschiffen wollte. Vendôme wurde sein Retter. Kaum war dieser Enkel Heinrichs des Vierten, an der Spitze eines nicht unbeträchtlichen Heeres, in Valladolid erschienen, so faßten

die Spanier wieder Muth. Karl, bei dessen Ankunft in der Hauptstadt sich sämmtliche Granden zurückgezogen hatten, hielt es nicht für rathsam, noch länger in Madrid zu bleiben. Unter dem Jubel des Volks führte Vendôme den König Philipp dahin zurück. Dann wurde Brihuega erobert, und zuletzt der Graf Staremberg bei Villa Viciosa auf's Haupt geschlagen. In dem kurzen Zeitraum von wenigen Monaten hatte sich also die Gestalt der Dinge für Ludwigs Enkel auf's Wesentlichste verändert.

Doch würde diese Veränderung von keiner Dauer gewesen seyn, wären die Verhältnisse des Herzogs von Marlborough in seinem Vaterlande sich gleich geblieben. Die Whigs-Parthei, welche, während der Regierung Anna's, gegen den Wunsch der Königin das Uebergewicht gehabt hatte, fing an, dem dringenden Verlangen des englischen Volks nachzugeben, das, von Auflagen erdrückt, den Frieden wollte. Ein neues Ministerium mußte, wenn der Volkswunsch erfüllt werden sollte, an die Spitze desjenigen treten, das seit neun Jahren blindes Werkzeug des Herzogs von Marlborough gewesen war. Als Führer der Opposition that Harley zu diesem Zweck, was in seinen Kräften stand; kleine Leidenschaften aber kamen ihm zu Hülfe. Marlborough's Gemahlin, seit vielen Jahren die erste Rathgeberin der Königin, vergaß sich gegen Lady Masham; und da die Beleidigung in Anna's Gegenwart erfolgte, so benutzte diese die, sich ihr darbietende Gelegenheit, die Herzogin, deren Anmaßungen von Tage zu Tage unerträglicher wurden, von sich zu entfernen. Durch ihren Fall war auch der ihres Gemahls eingeleitet. Schon sahen sich Sunderland und Godolphin, Marlborough's stärkste

Stützen, aus dem Ministerium verwiesen; Harley und St. John traten an ihre Stellen, jener als Finanz-Minister, dieser als Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten. Die Parthei der Tories, lange zurückgesetzt, trat aus der Dunkelheit hervor, und nahm die Miene an, als fühle sie den Beruf, ein Königreich zu retten, das durch den Unsinn der Whigs an den Rand des Verderbens geführt worden. Es war nicht leicht, eine neue Ordnung der Dinge einzuführen; allein durch die Auflösung des Parliaments wurden die Hauptschwierigkeiten besiegt, und so der Herzog von Marlborough in eine Abhängigkeit gebracht, von welcher sich glauben ließ, daß er sie nicht lange ertragen würde.

Ein besonderer Umstand kam hinzu, um der europäischen Politik eine andere Richtung zu geben und die mit dem bisherigen System unauflöslich verknüpften Leiden abzukürzen. Dies war der Tod des Kaisers Joseph, welcher, ohne männliche Erben zu hinterlassen, ganz unerwartet zu Anfang des April 1711 an den Blattern starb. Englands Politik hatte sich bisher durch den seltsamen Grundsatz rechtfertigen wollen, daß nur ein österreichischer Prinz auf dem spanischen Thron — schlummern dürfe; dieser Grundsatz hatte sich sogar in Volkslieder eingeschlichen, um desto länger vorzuhalten *). Jetzt, nach Josephs Tode, entstand die Frage, ob, sofern die ungeheure spanische Monarchie nur nicht der Bestandtheil eines anderen großen Reichs werde, es nicht gleichgültig sei, wel-

*) Der Dichter Garth, der in diesen Zeiten lebte, sang in einem seiner Lieder:

— An austrian Prince alone,
Is fit to nod upon a Spanish throne.

cher Prinz auf dem spanischen Throne schlummere? Am Tage lag, daß die Vereinigung der spanischen Königskrone mit der deutschen Kaiserkrone sich nur dadurch verhindern lasse, daß ein Prinz aus dem Hause Bourbon den spanischen Thron einnahm; und da der König Karl nach den Unfällen, die ihn in Spanien getroffen hatten, sich nach Deutschland zurücksehnte, um der Nachfolger seines Bruders zu werden, so war vollends kein Grund vorhanden, ihn daran zu verhindern. Zwar wagte man es noch nicht, den Herzog von Marlborough von dem Kriegsschauplatze abzuberufen; allein das brittische Cabinet trat in geheime Unterhandlungen mit dem französischen, welches die ersten Friedenseröffnungen mit Freuden annahm. Die Parthei der Whigs gänzlich zu Boden zu schlagen, wurde nun der Herzog aller seiner Aemter entsetzt; und damit seine Siege ihm nicht das Wort reden möchten, begann man, wie es zu geschehen pflegt, seinen sittlichen Charakter in ein höchst unvortheilhaftes Licht zu stellen. Unmittelbar darauf wurden die Friedens-Präliminarien unterzeichnet und Utrecht als der Ort des Congresses benannt, indem Anna die General-Staaten von ihren Absichten bei Abschließung eines Friedens mit Frankreich unterrichtete.

Welches Uebergewicht England, das immer nur von Gleichgewicht sprach, seit Wilhelms des Dritten Thronbesteigung gewonnen hatte, dies ging am klarsten aus den Forderungen hervor, die es an Frankreich machte. Nach denselben sollte Ludwig den Holländern in den Niederlanden, den Deutschen am Rhein eine bleibende Gränze bewilligen, und den Holländern Sicherheit hinsichtlich ihres Handels gewähren. Für den Herzog von Savoyen verlangte es

es nicht bloß die Zurückgabe der ihm genommenen festen Plätze, sondern auch die Abtretung aller der Städte und Distrikte, welche ihm in den Allianz-Tractaten der Verbündeten versprochen waren. In Beziehung auf England sollte Ludwig die Königin Anna und die protestantische Succession anerkennen, die Festungswerke von Dünkirchen schleifen, Gibraltar und Port-Mahom an die englische Krone abtreten lassen und dem Negerhandel in Amerika gänzlich zum Vortheil Englands entsagen. Außerdem sollte Sicherheit gestellt werden in Ansehung der Vortheile, welche England bisher von dem Handel mit Spanien gezogen; New-Foundland und Hudsons-Bay aber sollten den Engländern gehören. Würde die hinreichende Sicherheit wegen der nöthigen Nicht-Vereinigung der spanischen und französischen Krone auf Einem Haupte gegeben: so wollte die Königin Anna nicht länger auf die Vertreibung Philipp des Fünften von dem spanischen Thron durch die Waffen seines Großvaters dringen.

Je eigennütziger diese Friedensbedingungen waren, desto hartnäckiger weigerten sich Holland und der deutsche Kaiser, sie als Grundlage der Unterhandlung anzuerkennen: jenes verlangte Entschädigung für die großen Opfer, die es dargebracht hatte; dieser hoffte noch immer, eine Vereinigung der spanischen Königskrone mit der deutschen Kaiserkrone bewirken zu können. Beide setzten also den Krieg fort, während Frankreich nicht aufhörte, mit England zu unterhandeln. Förmlich entsagte inzwischen Philipp allen seinen Ansprüchen auf die französische Krone zum Vortheil des Herzogs von Berry, seines Bruders, der Familie Orléans und aller Prinzen von französischem [illegible]ut; und diese

Entsagung geschah in einer Versammlung der Cortes des spanischen Königreichs, welcher der englische Gesandte am Hofe zu Madrid beiwohnte. Auf gleiche Weise entsagten die Herzoge von Berry und von Orléans aufs Feierlichste allen Ansprüchen auf die spanische Krone. Spaniens Cortes sanktionirten diese Entsagungen, und der englische Herzog von Schrewsbury begab sich nach Paris, um gegenwärtig zu seyn bei Eintragung derselben in die Parlements-Register. Dennoch beharrten der deutsche Kaiser und die Holländer auf ihrem Entschlusse, den Friedensunterhandlungen zwischen England und Frankreich nicht beizutreten.

Eugen belagerte Landrecies. Da die Einnahme dieser Festung, wenn sie gelang, den Kaiserlichen den Weg nach der Hauptstadt Frankreichs durch die Champagne und Picardie öffnete, so zitterte man in Paris. Schon sprach Ludwig in einem Alter von vier und siebzig Jahren davon, daß er den französischen Adel versammeln wollte, um sich an dessen Spitze zu stellen. Villars ersparte dem französischen Monarchen einen Schritt, den dieser unstreitig bereut haben würde. Besonnen und vorsichtig näherte er sich dem Heere der Verbündeten; und nachdem er über die Schelde gegangen war, fiel er über das Lager von Denain her, welches die Communication des Prinzen Eugen mit Douai sicherte. Es erhob sich ein fürchterlicher Kampf, dessen Zuschauer Eugen war, ohne daran Theil nehmen zu dürfen. Um kurz zu seyn: nicht weniger als 17 Bataillone wurden in diesem Lager niedergehauen oder gefangen genommen. Villars verlor keinen Augenblick, Marchiennes, das die Hauptmagazine der Verbündeten enthielt, zu berennen; und da es nach kurzem Widerstande

erobert wurde, so belagerte Villars, unmittelbar darauf, Douai. Jetzt sah Eugen sich gezwungen, die Belagerung von Landrecies aufzugeben. Die Schlacht, welche er den Franzosen liefern wollte, fanden die General-Staaten allzu gewagt; und indem die Niederlage bei Denain sie zum Frieden geneigt gemacht hatte, konnten die zu Utrecht begonnenen Friedensunterhandlungen beendigt werden.

England gewann in denselben auf eine auffallende Weise. Denn nicht genug, daß Frankreich seine Forderungen hinsichtlich Dünkirchens, eines neuen Handels-Vertrages, der Abtretung von Gibraltar und Port-Mahom, des Negerhandels in Amerika, der Hudsons-Bay und New-Foundlands u. s. w. erfüllte, erreichte es auch, vermöge seiner engen Verbindung mit Portugal, daß die beiden Ufer des Amazonen-Flusses künftig dem König von Portugal gehören und die Einwohner von Cayenne von allem dortigen Handel ausgeschlossen seyn sollten: ein Artikel, wodurch Frankreich alle die Vortheile verlor, welche der Handel mit Brasilien ihm bisher gewährt hatte. Holland, das soviel für England gethan hatte, mußte sich mit der Sicherheit begnügen, die es durch die Abtretung der Niederlande an Oesterreich erhielt: eine Entschädigung, welche Ludwig dadurch vermehrte, daß er, gegen die Zurückgabe von Lille mit seinen Zubehören, einige unbedeutende Bestandtheile der französischen Niederlande abtrat, und sich bei dem Könige von Spanien für die Fortdauer der alten Handelsverbindungen Hollands mit Spanien zu verwenden versprach. Der Herzog von Savoyen erhielt von Frankreich die Zurückgabe Savoyens und Nizza's nebst den Thälern Pragelas, Oulx, Sesane, Bardonache und Chatau-

Dauphin, so daß die Alpenspitzen von jetzt an die Gränze zwischen Frankreich und Savoyen bildeten; von Spanien, unter Frankreichs Gewährleistung, das Königreich Sicilien, mit dem Königstitel; von Oesterreich, kraft des Allians-Tractats von Turin, einen Theil von Monferat und mehrere kleinere Bruchstücke zur Abrundung. Der König von Preußen wurde durch Obergeldern für das Fürstenthum Oranien entschädigt, worauf er als Erbe Wilhelms des Dritten Anspruch machte; außerdem erhielt er die Souveränetät von Neufchatel und Valengin: Erwerbungen, welche, vermöge ihrer Entfernung vom Mittelpunkt der preußischen Staaten höchstens die ideelle Macht der Könige von Preußen vermehrten, deren höhere Würde jetzt von Frankreich anerkannt wurde.

Die Traktaten, welche Spanien in seinem eigenen Namen mit den Verbündeten abschloß, waren kaum noch mehr, als eine Bestätigung derjenigen, welche Frankreich bereits abgeschlossen hatte; durch den sogenannten Assiento-Traktat aber gab es einen sehr wesentlichen Theil seiner Macht in die Hände der Engländer, sofern diese dadurch die Berechtigung erhielten, die spanischen Besitzungen auf dem amerikanischen Festlande mit jeder Art von Contrebande zu überschütten und folglich das natürliche Verhältniß des Mutterstaats zu seinen Colonieen aufzuheben.

Kaiser Karl der Sechste setzte den Krieg fort, bis erst Landau und dann auch Freiburg durch französische Waffen erobert waren. Die, am Schlusse des Jahres 1713 zwischen dem Prinzen Eugen und dem Marschall Villars verabredeten Stipulationen wurden zu Anfang des folgenden Jahres (11. Febr. 1714) von dem

Kaiser und dem König von Frankreich unterzeichnet. Hiernach gab Frankreich Altbreisach, Freiburg und Kehl an das deutsche Reich zurück. Die Kurfürsten von Trier und Pfalz, die Bischöfe von Worms und Speier, und die Häuser Würtemberg und Baden erhielten zurück, was Frankreich ihnen genommen hatte; dafür aber wurden die Kurfürsten von Cöln und Baiern in ihre alten Rechte wieder eingesetzt, troß dem Banne, der über sie ausgesprochen war. Oesterreich selbst erwarb, außer den Niederlanden, das Königreich Neapel, das Herzogthum Mailand und die Insel Sardinien. Auch das Herzogthum Mantua, welches unter dem Vorwande, daß der Herzog von Guastalla es mit Frankreich halte, während des Krieges eingezogen war, verblieb dem Kaiser. Dennoch entsagte Karl der Sechste der spanischen Erbfolge auf keine Weise, die man förmlich nennen könnte.

So endigte der spanische Erbfolgekrieg. Die Beweggründe zu demselben waren, wie wir gesehen haben, höchst mannigfaltig. Wenn nun der Hauptbeweggrund kein anderer war, als die Vereinigung der Kronen Spaniens und Frankreichs zu verhindern: so war wenigstens das Uebermaß von Macht, welches man sich als die unmittelbare Wirkung dieser Vereinigung dachte, eine bloße Chimäre; denn wie hätte Frankreich, vereinigt mit der gesammten spanischen Monarchie, wohl vermeiden wollen — recht schwach zu werden? Man mußte also zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts über das, was die Stärke eines Reichs bildet, noch sehr wenig belehrt seyn, wenn man den bloßen Territorial-Umfang damit verwechselte. Uebrigens hatte der Erbfolgekrieg bessere Folgen, als sich von

einem so schlechten Beweggrunde erwarten ließen. Es war offenbar eine Wohlthat für das menschliche Geschlecht, daß die spanische Monarchie Bestandtheile verlor, welche von ihr nicht beibehalten werden konnten, ohne jedem Fortschritt in der gesellschaftlichen Entwickelung zu entsagen. Spätere Erfolge haben bewiesen, daß ihr bei weitem mehr geblieben war, als eine theokratische Regierung zusammenhalten kann.

Ludwigs des Vierzehnten kriegerische Laufbahn war durch den Utrechter Frieden geschlossen; wir müssen aber bei diesem Könige noch einige Augenblicke verweilen, weil er seinem Zeitalter eine Benennung gegeben hat.

(Fortsetzung folgt.)

# Ist die Klage über Geldmangel gegründet, und worauf stützt sich überhaupt diese Klage?

(An den Herrn Chef-Präsidenten der Seehandlungs-Societät, Rother.)

Wir schlossen das elfte Heft dieser Monatsschrift mit dem Versprechen, den in diesem Hefte abgehandelten Gegenstand (die dringende Noth der agrikultorischen Klasse) noch von einer anderen Seite zu beleuchten. Jetzt schicken wir uns an, dies Versprechen zu erfüllen; und die Ueberschrift zeigt, von welcher Art unsere Untersuchung seyn wird.

Nähere Veranlassung dazu giebt uns eine vor Kurzem in Breslau erschienene Schrift, welche den Titel führt: Vom Geldmangel und dessen Abhülfe im Allgemeinen und in besonderer Beziehung auf den preußischen Staat; zur Beherzigung der gegenwärtigen Zeit geschrieben von E. von Koschützki, auf Groß-Wilkowitz.

Zwar hat der Verfasser uns zu einem wiederholten Abdruck seiner Schrift berechtigt, indem ihm, als einem Freunde des Vaterlandes, nur daran gelegen ist, daß seine Gedanken und Entwürfe sich schneller und allgemeiner verbreiten; allein, da diese Berechtigung sehr wenig zu den stillschweigenden Verpflichtungen passen würde, die wir gegen unsere Leser übernommen haben, so begnügen wir uns, einen gedrängten Auszug zu geben, an welchen

sich alles knüpfen lassen wird, was wir über Geldmangel, sowohl im Allgemeinen, als in der besonderen Beziehung, welche die agrikultorische Klasse darbietet, zu sagen haben.

Herr von Kochchützki beginnt seine Abhandlung mit einer geschichtlichen Darstellung der Einführung und des Gebrauchs verschiedener Geldarten, bis auf die neuesten Zeiten.

Wir enthalten uns jedes Urtheils über diese Darstellung, außer sofern wir vorläufig bemerken, daß eine Geschichte des Geldes, als Ausgleichungmittels der gesellschaftlichen Arbeit und ihrer Productionen, wesentlich die Geschichte des menschlichen Geschlechts und seines Durchganges durch die allerverschiedensten Entwickelungsstufen ist.

Dieselbe Ansicht scheint auch unserem Verf. eigen zu seyn. Nach ihm trägt der Wilde, d. h. der Unkultivirte, kein Bedenken, sich dessen, was den Gegenstand seiner Begehrlichkeit ausmacht, entweder durch Gewalt oder durch List zu bemächtigen. Erst wenn er auf unbesieglichen Widerstand stößt, bequemt er sich zur Bitte, um seinen Gegner zu einer gütlichen oder freiwilligen Ueberlassung zu vermögen. Dieser ist Anfangs wenig geneigt, der Bitte zu willfahren; doch indem er zufällig bei dem Bittenden etwas entdeckt, das er zu besitzen wünscht, gerathen Beide auf den Gedanken, zu tauschen. Dies ist der Ursprung des Tauschhandels, welcher die Möglichkeit begründet, Dinge, die wir nicht selbst hervorgebracht haben, zu benutzen und zu genießen, nämlich durch Vertauschung derjenigen, die von uns selbst, d. h. von unserer Arbeit oder unserem Besitz, herrühren. Der Verfasser nennt dieß die

mittelbare Gebrauchsart der Dinge, im Gegensatz der früher allein bekannten unmittelbaren, bloß auf das unmittelbare eigene Bedürfniß anwendbaren; und er fährt also fort:

„Je mehr, nach und nach, die Bevölkerung zunimmt: desto öfter wird von dem Einen oder dem Andern etwas entdeckt oder erfunden, was auch den übrigen nützlich werden kann. Die Gegenstände des Umtauschens vermehren sich; und kommt ihnen die Verwandlung der Jägervölker in Hirten- und Ackerbau treibende Völker zu Hülfe, so werden der Dinge, die man bedarf, bald so viele, daß es mit der alten Art zu tauschen nicht mehr gehen will; aus der Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Dinge, welche gesucht werden, bildet sich der Gedanke, daß der Werth derselben nicht ein und derselbe seyn könne.“

„Allein wie den Werth der gegen einander auszutauschenden Sachen bestimmen, da man dafür keine Regel, keine Art von Maßstab hatte? — Da der Bedürfenden so viele wurden, so fanden sich gar bald Menschen, die es sich zum eigenen Geschäfte machten, das, an dem einen Ort Eingetauschte da wieder zu vertauschen, wo daran Mangel war; und die bedeutenden Vortheile, welche mit dieser Erwerbsart verbunden waren, lockten bald mehrere und bald so viele in diese Bahn, daß es nirgends mehr an Gegenständen des Tauschens fehlte, und daß man unter diesen diejenigen kennen lernte, welche, weil sie am häufigsten eingetauscht wurden, gleichsam einen Maßstab für den Werth aller übrigen abgeben konnten. Gewöhnlich war Vieh oder eine gewisse Quantität Getreide dieser Maßstab; doch richtete sich die Wahl des

Maßstabes auch nach der Eigenthümlichkeit der Völker und Staaten. So sind bei den sibirischen und nordamerikanischen Völkern gewisse Arten von Fellen und Pelzwerk, im Handel mit Afrikanern aber Sklaven und Tücher die Gegenstände, welche den Maßstab für den Werth aller anderen Waaren abgeben und den Handelsberechnungen zum Grunde gelegt werden. Ueberall aber machte das größere und werthvollere Stück von diesem, als Werthsmaßstab angenommenen Gegenstande gleichsam die Grundlage, die Einheit des Werths aus, während die kleineren und geringeren Stücke als Theile jenes Hauptmaßes betrachtet wurden, und gleichsam die Scheidemünze bei der Ausgleichung und Berechnung der hiernach vorgenommenen Handelsgeschäfte abgaben. War z. B. Vieh der Maßstab, so galt ein Ochse als Einheit des Werths, dagegen Schafe u. s. w. als Scheidemünze. So ist in Sibirien ein Zobelbalg das Grundmaß des Werths, schlechtere Pelzwerksarten hingegen Scheidemünze. So in Afrika ein männlicher Sklave das Grundmaß, Goldstaub, Salz und Kauris dagegen sind Scheidemünze."

„Im Fortschritt der Bevölkerung und Cultur wurde der Tauschhandel immer lästiger, bis man nach und nach auf den Gedanken gerieth, anstatt der bisher im Handel als Maßstab des Werths dienenden vorzüglichen Waaren, die, weil sie unter sich selbst oft einen sehr verschiedenen Werth hatten, nur einen sehr unsicheren Maßstab abgeben konnten, auch in der Regel eben so schwer zu erhalten, als zu transportiren waren, gewisse Zeichen für dieselben, aus irgend einer leichter fortzuschaffenden Materie bereitet, im Handel einzuführen, und diese Zeichen, an-

statt der Waaren selbst, beim Tauschhandel anzunehmen und dadurch zu einem allgemeinen Maßstabe zu erheben. Lange waren edle Steine, Bernstein, bunt durch einander, jene allgemeine Waaren-Repräsentationszeichen, bis endlich die edlen Metalle (Gold und Silber) diesen ausschließenden Vorzug erhielten, weil keine von allen übrigen ihnen an Dauerhaftigkeit, Theilbarkeit, schönem und glänzendem Ansehen und daher entstehender Annehmlichkeit für die meisten Menschen, gleichkommen konnte. Kaufleute, welche ein großes Vertrauen fanden, stempelten damals Stücke von diesen verschiedenen Materien zu allgemeinen Umlaufszeichen für einen gewissen Werth. Wenn z. B. früherhin ein Ochse oder ein Schaf den Maßstab beim Tauschhandel abgegeben hatte: so wurde nunmehr ein Stück Metall mit einem Zeichen versehen, das etwa jenen Thieren glich, und galt nun im Handel in gleichem Werth, wie früherhin das Thier selbst *). Daher denn

*) Der Verfasser spricht hier nach einer Hypothese, welche zwar sehr verbreitet, aber, was ihre Richtigkeit betrifft, bei weitem nicht außer Zweifel gestellt ist. Ehe Gold und Silber Geld und Münze werden konnten, mußten sie in der Gesellschaft in anderer Gestalt sehr verbreitet seyn. Der Mensch strebt in jedem Gesellschaftszustande nach Auszeichnung, vorzüglich im Besitz. Dieser Eitelkeit verdankt die menschliche Gesellschaft ganz unstreitig die Einführung der edlen Metalle zur Ausgleichung der Arbeit und ihrer Producte. Aus Homer und anderen frühern Schriftstellern geht hervor, daß Gold und Silber zu köstlichen Geräthschaften verarbeitet wurden, ehe jemand daran dachte, sie zu Geld zu erheben. Dies konnte, möglicher Weise, nicht eher geschehen, als bis Bergbau und alle sich an denselben anschließenden Verrichtungen einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hatten. Ganz zuverlässig hat nicht der Kaufmannsstand die edlen Metalle zu Geld erhoben, wenn

auch der lateinische Name des Geldes pecunia, von pecus."

„Späterhin abstrahirte man immer mehr von dieser Idee des Geldes; es wurde, weil man den Kaufleuten nicht eine willkührliche Werthsbestimmung der Metallstücke überlassen konnte, von der Staatsregierung bezeichnet, die, zu mehrer Bequemlichkeit, die Metallstücke rund schlagen, und, statt der früheren Thierabbildungen oder anderer willkührlicher Zeichen, ließen die Fürsten ihre Bildnisse, oder die Staatsregierung ihre Staats-Wappen als Garantie für die Richtigkeit des bestimmten Werthes dieses Geldzeichens abdrücken."

„Da die Staaten, in welchen die Erfindung des Metallgeldes zuerst gemacht war, auch die kultivirtesten waren und am meisten mit anderen Völkern in Verkehr kamen, überdieß die Sache selbst sich so augenfällig durch ihre Nützlichkeit von dem sonstigen Handelsgebrauch auszeichnete: so verbreitete sich dieses Metallgeld immer mehr und ward zuletzt so allgemein, daß wir schon seit Jahrhunderten dasselbe mit wenigen Ausnahmen als allgemeines Werthzeichen eingeführt finden: eine Verbreitung, welche unstreitig das Werk der ausgedehnten Römerherrschaft war; denn wo diese nicht hinwirkten, z. B. nach dem Innern

---

man gleich annehmen kann, daß sie lange ein Gegenstand des Verkehrs waren, ehe sie ihre letzte Bestimmung erhielten. Wir bemerken vorläufig aber auch noch, daß der Ausdruck „Zeichen des Werths" in Beziehung auf die in Geld verwandelten edlen Metalle durchaus nicht angemessen ist: sie sind mehr als Zeichen, sie sind Werthe, weil sie selbst das Product einer höchst mühevollen Arbeit sind. Doch hierüber unten mehr.

von Afrika, China, Amerika u. s. w., da finden wir auch den Gebrauch des Metallgeldes entweder gar nicht, oder er wurde erst in neueren Zeiten durch die Europäer dahin verbreitet *).

So lange Kultur und Bevölkerung nur gering blieben, so lange die Masse des Volks in Sklaverei und Armuth seufzete, so lange also die ganze Summe des Metallgeldes sich über eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Individuen verbreitete, welche allein solche Bedürfnisse hatten, die nur durch Geld befriedigt werden konnten, und überdies bei diesen die Ausgabe dafür nur gering war: so lange war freilich die Masse des, auf diese Weise nach und nach geprägten Metallgeldes vollkommen hinreichend. Als aber, nach dem Eintritt des vierzehnten Jahrhunderts, die, durch den Einfall wilder Barbaren in die römischen Staaten entstandene und allgemein verbreitete Lethargie und Rohheit der Betriebsamkeit Platz gemacht hatte; als in dieser Zeit der Kunstfleiß erwachte, der Handel und die Gewerbe im Großen getrieben wurden: da ent-

---

*) Es läßt sich nicht wohl einsehen, wie die Herrschaft der Römer zur Verbreitung der Metallgelder habe beitragen können. Gold und Silber, als Geld, waren den Römern lange unbekannt; Kupfer vertrat, als solches, lange ihre Stelle, und es ist eine bekannte Sache, daß erst in den punischen Kriegen das Kupfer unter den Römern verdrängt wurde durch das Silber. Dagegen waren die Griechen und Klein-Asiaten schon seit sehr langer Zeit in dem Besitz von Gold- und Silber-Geld, und von dem atheniensischen Staate wissen wir auf's Bestimmteste, daß es seine regelmäßig bearbeiteten Silbergruben auf dem sunischen Vorgebirge hatte. Gold- und Silber-Geld verbreitete sich also über, nicht durch die Römer. Ueberall ist die Waffengewalt nie schöpferisch, sondern nur zerstörend gewesen.

standen zwei von einander ganz verschiedene Gebrauchsarten des Geldes: die eine zum Behufe des Einkaufs der gewöhnlichen Lebensbedürfnisse; die andere hingegen zum eigenen Erwerbe, d. h. zu Geschäften und Spekulationen, als da sind Handel, Ankauf von Ländereien, Gerechtigkeiten, Häusern und sonstigen Immobilien. Und da zeigte sich denn sehr bald, wie wenig die bisher vorhandene Summe des Metallgeldes zureichte, um sie theils in die Hände so vieler Bedürfenden, theils in die der Unternehmer zu vertheilen. Die Noth wurde immer größer, je weiter sich der Geist der Betriebsamkeit verbreitete und je mehr sich die Spekulationen der Einzelnen häuften; und die nothwendige Folge davon war, daß alle gemeine Lebensbedürfnisse auf einen, zu unserer Zeit unerhörten Preis herabfielen, und daß eben dadurch die wieder auflebende Betriebsamkeit gewaltig gehemmt wurde *).

„Man plagte sich lange vergeblich, bis endlich wiederum Kaufleute das Mittel erfanden, ihrem Gewerbe die Geldnoth zu erleichtern, indem sie durch Erfindung und Anwendung der kaufmännischen Wechsel eine bedeutende Ersparung in der Anwendung baarer Zahlungsmittel möglich machten. Durch diese

*) Eine durchaus falsche Folgerung, wie nothwendig sie auch für die Hypothese des Verfassers seyn möge. Allerdings war der Kunstfleiß schon im vierzehnten Jahrhundert erwacht; allein er machte sehr schwache Forderungen an die in der Gesellschaft befindliche Metallmasse; und nur weil die Zahl der nicht-agrikultorischen Verzehrer verhältnißmäßig sehr gering war, war auch der Geldwerth der Produkte des Ackerbaues, nach gegenwärtigem Maßstabe, sehr gering. Noch im sechzehnten Jahrhundert galt der Scheffel Roggen auf europäischem Markte höchstens acht Groschen.

Erfindung wurde in jenen Zeiten viel gewonnen: Handel und städtische Betriebsamkeit kamen empor, zugleich aber wurde gleichsam die Bahn gebrochen, das alte Uebel der Geldnoth nach und nach immer mehr zu überwältigen und auch für andre Zweige der Gewerbsamkeit minder nachtheilig zu machen *).

„Zwar ging es damit äußerst langsam von Statten; die allgemeine Anwendung der Wechsel fand sich sehr allmählig. Allein unterdeß ward Amerika entdeckt, und die von dorther fließenden Metallmassen fingen an, dem bisherigen Geldmangel abzuhelfen, so daß man glauben konnte, die reichlichen Zuflüsse würden aller Geldnoth für immer ein Ende machen. Wirklich äußerte sich die zunehmende Geldfülle durch das beginnende Steigen des Werths aller Lebensbedürfnisse auf eine merkliche Weise **); allein gar

*) Wir haben hierzu eine doppelte Bemerkung zu machen, von welchen die eine den Ursprung der Wechsel, die andere die Wirksamkeit derselben betrifft.

Was den ersteren angeht, so ist es ein großer Irrthum, anzunehmen, daß die Wechsel erst im funfzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung entstanden und wesentlich eine Erfindung der aus der pyrenäischen Halbinsel vertriebenen Juden seien. Die Wechsel waren mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung im Gange, und den vollständigsten Beweis davon liefert diejenige Rede des Isokrates, deren Gegenstand eine Wechselklage ist. Ueberhaupt ist der Wechsel da, wo Kaufleute verschiedener Länder in Verbindung getreten sind, ein so einfacher Gedanke, daß er gar nicht zu den Erfindungen gerechnet werden kann; er geht unmittelbar aus dem Verkehr hervor.

Was die Wirksamkeit des Wechsels anlangt, so ist kein wesentlicher Zweck keinesweges Ersparung des Baaren, sondern sichere und zuverlässige Anweisung auf Baares. Er erspart nur Weitläuftigkeiten und Kosten.

**) Für unseren Verfasser ist, wie sich auch hier zeigt, die

bald brachte eben dieser Ueberfluß die alte Noth und die alte Klage von Neuem hervor. Denn die Geld-Circulation gleicht einem unersättlichen Schlunde: je mehr sie empfangen hat, desto mehr verlangt sie. Dies erklärt sich ganz von selbst, sobald man bedenkt, daß durch den Ueberfluß an Gelde sich im Menschen zuvörderst das Bestreben nach Vermehrung seiner Genüsse entwickelt. Diese werden bald zu Bedürfnissen, welche Befriedigung heischen, und um diese zu erlangen, muß er seine Kräfte zu einem vermehrten Erwerbe anspornen. So geht es zu, daß ein Volk des Geldes um so mehr bedarf, je reicher und betriebsamer es ist.

„Indeß währte es doch lange, ehe der neue Mangel sichtbar wurde; das ganze siebzehnte Jahrhundert verstrich darüber, und erst im achtzehnten kam man den wahren Hülfsmitteln auf die Spur. Die Erfindung und Anwendung der Obligationen, Hypotheken, Actien, Pfandbriefe, Banknoten u. s. w., welche als Ersparungsmittel des Metallgeldes in Gebrauch kamen, halfen, auf eine des Erstaunens würdige Weise allen bisher noch zurück-ge-

Masse des vorhandenen Geldes das einzige belebende Prinzip; alles Uebrige folgt ihr, wie der Schatten dem Körper. Also immer das bekannte post hoc, ergo propter hoc! Doch nicht die zunehmende Masse der edlen Metalle hat den Preis aller Lebensbedürfnisse gesteigert; sondern die zunehmende Masse der Industriösen, welche sich durch ihren unermüdlichen Fleiß jene Geldmasse anzueignen verstanden, und, als Verzehrer des ackerbaulichen Products, nothwendig dahin wirkten, dieses in einen höheren Geldwerth zu bringen. Ohne sie würde dies Product noch immer nur das gelten, was es vor der Entdeckung von Amerika galt, und unter den Tartaren noch sehr lange gelten wird.

gebliebenen Zweigen des Gewerbes und Kunstfleißes auf, so daß man zur Zeit des Ausbruchs der französischen Revolution und gegen das Ende jenes Jahrhunderts in einer Epoche zu leben glaubte, die in Hinsicht auf Geldverkehr und allgemeines Wohlseyn nichts zu wünschen übrig lasse."

„Man hatte sich geirrt; denn man hatte dabei die Masse des Volks in fast allen europäischen Ländern gänzlich übersehen, und das, was deren Aufregung in der Zukunft an Bedürfnissen aller Art, besonders an Geld erfordern würde, nicht geahnet."

„Alle jene verschiedenartigen Gattungen von Geld-Papieren hatten das mit einander gemein, daß sie, gleich den kaufmännischen Wechseln, eigentlich nur als Ersparungsmittel und gleichsam in subsidium des baaren Geldes gebraucht und angewendet wurden, während dies baare oder Metall-Geld fortdauernd die Basis oder Grundlage aller übrigen Geld- und Ausgleichungs-Mittel blieb, so wie es sich auch fortwährend als alleiniger Maßstab für den Werth der Dinge erhielt. Wesentlich rührte dies daher, daß alle diese verschiedenen Geld-Papiere nur nach und nach erdacht wurden und in Anwendung kamen, so daß dem Erfinder und seiner Caste nur der parzielle Zweck der Geldersparung vor Augen schwebte, vorzüglich aber daher, daß sich durch die Länge der Zeit, seit der Einführung und dem ausschließenden Gebrauch des Metall-Geldes und dessen durchgängiger Allgemeinheit, der Wahn und das feste Vorurtheil erzeugt hatte, daß der Reichthum eines Privatmannes, so wie der eines Staats und einer Nation, im baaren Gelde bestehe, daß daher nur Metall-Geld wirkliches Geld sei. — Man unterstand sich daher

nur mit Zittern und Zagen, an diesem Grundpfeiler des Metall-Geldes Nebengebäude aufzuführen, welche aber freilich bald so zahlreich wurden, daß sie ihren Mittelpunkt verdunkelten und daß der Zusammensturz des wunderlich geformten Bauwerks täglich wahrscheinlicher wird. In Wahrheit, er würde längst erfolgt seyn, wenn nicht neue Anbaue das morsche Gemäuer zur Nothdurft erhalten und am Einsturze verhindert hätten; denn durch dieses nebeneinander Existiren der verschiedensten Geld-Papiere mit dem Metall-Gelde in der Circulation entstand eine Menge von Verlusten, welche nur dadurch vermieden werden können, daß ein neben einander Cursiren nicht länger Statt findet. Wer hätte sich aber wohl getrauet, dergleichen auch nur vorzuschlagen? Würde er nicht auch jetzt noch tauben Ohren predigen *)".

„Bereits im Laufe der früheren Zeitperiode waren einzelne Regierungen aufmerksam geworden auf dies neue Mittel, des Metall-Geldes theilweise zu entbehren und dasselbe durch Geld-Papiere zu ersetzen; und dies gab Veranlassung zur Einführung des eigentlichen Papier-Geldes

*) Der Verfasser hält, wie der Leser sieht, den Gedanken fest, daß Obligationen, Pfandbriefe, Actien u. s. w. nur Geldersparungen sind. Hierin jedoch liegt sein erster Irrthum. Sie sind, wie die Wechsel der Kaufleute, Anweisungen auf Geld; das ist ihr erster Charakter, und dieser ist so indelibel, daß, wenn sie ihn nicht mehr haben können, sie im Grunde gar nichts sind. Ueberhaupt hat Herr von K. vernachläßigt, sich den Begriff vom Gelde gehörig aufzulösen; denn wenn er dies gethan hätte, so würde er richtiger auch über Metall, als Ausgleichungsmittel gesellschaftlicher Arbeit, geurtheilt haben. Wir werden weiter unten die Sache ins Klare zu bringen versuchen.

oder der Staats-Papiere. Da dies gut ging, so glaubte man bald, daß auf diesem Wege das Geld zur Bestreitung nöthiger und unnöthiger Ausgaben dem Staate nie fehlen könne, indem man die Unterthanen zur fortwährenden Annahme dieser Schuldzettel nur zwingen dürfe. Da indeß dieser Weg nicht betreten werden konnte, ohne die Bedürfnisse und Ausgaben zu vermehren, vorzüglich wenn die Schuldzettel als zinsbar ausgestellt waren: so wuchs auch die Summe der in Umlauf gesetzten Staatspapiere ins Unendliche, so daß zu befürchten stand, ihr Betrag werde nächstens die Summe des ganzen Staatsvermögens erreichen oder gar überschreiten, oder die Zinsen davon könnten nicht mehr aufgebracht werden. Das Eine, wie das Andere, mußte dem gutmüthigen Publikum schnell die Augen öffnen. Die Bereitwilligkeit, jene Zettel für baares Geld zu nehmen, hörte plötzlich auf; und weil Jeder nur Verlust und allgemeinen Staatsbankerot befürchtete, so suchte er sich von solchen Zetteln um jeden Preis zu befreien und sie gegen baar Geld oder gegen andere Dinge von innerem Werth, wenn auch mit bedeutendem Verluste, zu vertauschen, indeß die Annehmer sich auf alle Weise sträubten und den Tausch nur gegen bedeutende Herabwürdigung des Werths jener Papiere, oder, was einerlei ist, verhältnißmäßigen Aufschlag der Waare eingehen wollten; daher die große Theuerung aller Lebensbedürfnisse und Waaren in dergleichen Staaten, daher der große Verlust ihrer Geldpapiere im Curse gegen baar Geld; ein Verlust, der sich mehrt, je größer und näher irgend eine dem Staate drohende Gefahr scheint. Es helfen hiergegen keine Verbote, Strafen, Gesetze."

Wir haben bisher die Grundlage angegeben, auf welcher unser Verfasser raisonnirt. Wer möchte vorläufig annehmen, daß er, auf dieser Grundlage stehend, zu dem Ergebniß gelangen werde, daß dem gesellschaftlichen Zustande, unter den gegenwärtigen Umständen, nur durch gänzliche Abschaffung alles Metallgeldes, so wie durch Einführung eines zinstragenden Papiergeldes aufzuhelfen sei? Wir gestehen, daß wir außer Stande sind, den logischen oder auch den thatsächlichen Zusammenhang nachzuweisen, worin er zu diesem Ergebniß gelangt; allein, nachdem wir einmal uns damit befaßt haben, seinen Gedanken, wie gut oder wie schlecht er auch seyn möge, zu verbreiten: so fahren wir fort, den Inhalt der zweiten Abtheilung anzugeben, welche überschrieben ist: Allgemeine Resultate aus dieser geschichtlichen Darstellung, über das Wesen und die Eigenschaften, den Zweck und den Nutzen des Geldes überhaupt, und der verschiedenen Arten desselben insbesondere.

„Der Endzweck des Geldes, sagt der Verfasser, ist kein anderer, als die Beförderung und möglichste Erleichterung des Verkehrs unter den Menschen durch den Austausch ihrer verschiedenartigen Bedürfnisse, wodurch denn hinwiederum mit der leichten Befriedigung auch die Vermehrung ihrer Bedürfnisse, und somit der Genüsse und Annehmlichkeiten des Lebens bewirkt, und zweitens eine größere Ermunterung zur Thätigkeit, vermehrte Leichtigkeit des Erwerbes, stärkere Anreizung zur Industrie, und hierdurch die größere Wohlhabenheit und Cultur unter den Menschen möglich gemacht und hervorgebracht werden kann.“

„Je mehr eine gewisse Geldart diese Wirkungen her-

vor zu bringen vermag: desto mehr entspricht sie ihrem Endzweck und desto besser und vorzüglicher ist sie. Die Eigenschaften einer solchen Geldart nun werden im Allgemeinen in folgenden bestehen: 1) allgemeine Annahme von Jedermann, an allen Orten, bei allen Geschäften und zu allen Zeiten; 2) Unveränderlichkeit ihres Werths, um jederzeit als allgemeiner und fester Maßstab für den Werth aller übrigen Dinge dienen zu können; 3) große Theilbarkeit, um auch für die kleinsten Gegenstände sowohl als Maßstab, als auch als Tauschmittel, zu dienen; 4) größte Leichtigkeit und Transportfähigkeit, um große Summen, gleich kleineren, in die fernsten Gegenden mitnehmen und versetzen zu können; 5) größte Dauerhaftigkeit, um nicht leicht durch Zufälle der Witterung und dergleichen, Verluste zu erleiden; 6) allgemeine Kennbarkeit, um dadurch in jeder Hinsicht vor Betrug gesichert zu seyn und auch selbst den Diebstahl nicht befürchten zu dürfen; 7) endlich, hinlängliches Vorhandenseyn und ausreichende Menge, um dem Bedürfnisse zu genügen und überall, wo es erforderlich ist, als ein erleichterndes Medium einzutreten."

„Diejenige Sache, welche man zum allgemeinen Ausgleichungsmittel wählt, kann den Werth, für welchen sie in der Cirkulation gelten soll, entweder selbst besitzen und in sich enthalten, oder aber eine an sich werthlose oder nur geringen Werth enthaltende Sache seyn, welcher derjenige Werth, den sie vertreten soll, willkürlich gegeben werden muß. Im ersten Fall wird sie die Rolle des bisherigen Metall-Geldes spielen; im zweiten kann ihre Annahme von Andern für einen bestimmten Werth nur be-

wirkt werden, entweder durch Betrug, oder durch Macht und Gewalt, oder durch Credit, d. h. durch die Meinung, welche Andere haben, daß der erste Ausgeber einer an sich werthlosen Sache nicht unterlassen werde, sie zur festgesetzten Zeit wieder an sich zu nehmen und dafür den bestimmten Werth zu erlegen."

„Es giebt aber eine vierte Art, Andere zur Annahme einer an und für sich werthlosen Sache für einen bestimmten Werth zu vermögen; und diese wird angewendet, wenn ein bestimmter Theil des Vermögens zur Sicherheit und Gewährleistung, ausdrücklich und insbesondere, als Unterpfand für den bestimmten Werth eines an sich werthlosen Zeichens festgestellt wird, welcher dann für diesen Werth stets einsteht und Sicherheit giebt. Diese nun ist es, die sich vor allen übrigen Arten vorzugsweise empfiehlt, um darauf allgemeine Werthzeichen für die Cirkulation, d. h. Geld, zu gründen und einzuführen. Es ist sogar gewiß, daß sich der ganze Nutzen der Einführung des Geldes erst dann vollständig darthun wird, wenn man von jeder anderen Geldart abstrahirt und nur diese auf bestimmtes Unterpfand fundirte Geldart in Anwendung gebracht haben wird; denn nur auf diese Weise kann das wahre Verhältniß des Geldes zu dessen Bedarf festgestellt und so der wahre und ursprüngliche Zweck des Geldes, die möglich stärkste Beförderung des Verkehrs unter den Menschen durch wechselseitigen Austausch ihrer Bedürfnisse auf das vollständigste erfüllt werden."

„Sollte auch bisher noch kein Staat auf den Gedanken gerathen seyn, ein auf dergleichen specielles Unterpfand gegründetes Papiergeld in Umlauf zu setzen: so ist

dies doch mit dem besten Erfolge von Privat-Societäten geschehen, wenn gleich dabei der Fehler begangen ist, die einzelnen Scheine auf allzugroße Summen zu stellen. Ich erwähne von dergleichen nur unsere so allgemein beliebten Pfandbriefe. Wenn demnach irgend einem Staate im Ernst daran gelegen wäre, eine Geldart in Umlauf zu setzen, welche ihren, oben näher angegebenen Zweck auf das Vollständigste zu erreichen vermöchte: so würde er zu derselben ein Material aufzusuchen haben, welches erstlich in hinreichender Menge im Lande vorhanden und für einen geringen Preis zu haben wäre, und welches sodann mögliche Dauerhaftigkeit, Theilbarkeit, Leichtigkeit und Unvergänglichkeit mit einem angenehmen Aeußeren verbände. Aus diesem Material müßten dann die, als Werthzeichen oder Geldstücke in Cirkulation zu setzenden einzelnen Zeichen auf eine ins Auge fallende und nicht leicht nachzuahmende Weise verfertiget werden; und für jedes dieser Zeichen müßte ein bestimmtes, auf dem Zeichen selbst speciel vermerktes Unterpfand von vollkommnen hinreichendem und dabei nicht leicht veränderlichem Werthe specielle Garantie leisten: eine Garantie, welche außerdem durch die Haupt-Garantie des ganzen Staats, so wie des einzelnen Landtheiles, worin jenes Unterpfand belegen ist, noch verstärkt und gegen jeden möglichen Zufall vertreten werden müßte. Eine dergleichen Geldart würde nicht nur alles leisten, was irgend vom Gelde, als solchem, zu erwarten möglich ist, sondern der jetzt zu häufig eintretende Fall der Geldnoth würde denn auch so lange unmöglich seyn, als die Nation noch irgend ein Eigenthum besäße. Auch würde es gewiß keine Schwierigkeiten haben, eine derglei-

chen Geldart in baldigen allgemeinen Umlauf zu bringen. Für die zu wählende Materie übrigens wäre wohl, wie ich glaube, Pergament, und für die kleineren Werthzeichen oder die Scheidemünze das Kupfer vorzuziehen, da Asbest-papier wohl nicht in hinlänglicher Menge zu haben seyn dürfte, auch zu kostbar seyn würde *)."

„Die Hauptschwierigkeiten hinsichtlich der Einführung einer dergleichen Geldart würden kürzlich folgende seyn:

1) Die Allgemeinheit des Metall-Geldes, die lange Zeit, seit welcher es bereits überall cirkulirt und angenommen wird, und der, vermöge dieses starken Gebrauchs zum Münzen stets gewisse Absatz und hohe Preis der edlen Metalle.

2) Der Umstand, daß das Metall-Geld bisher nicht nur überall, wenn auch in vielen Staaten in Gemeinschaft mit dem Papiergelde mancherlei Art, als allgemeines Werthzeichen in der Cirkulation diente, sondern daß es auch zugleich fast überall den alleinigen und ausschließenden Grundmaßstab für allen und jeden Werth abgab: ein Umstand, welcher bewirkt hat, daß man sich in diesen Staaten fast gar nicht einen gewissen Werth in abstracto zu denken vermag, sondern demselben unwillkührlich immer ein Stück Metall-Geld als Basis unterlegt **).

*) Der Leser lasse sich die Zeit nicht lang werden. Unser Verfasser wird weiter unten genauer angeben, welche Objecte in Umlauf gebracht werden sollen.

**) Es wird den Menschen ewig unmöglich seyn, einen Werth in abstracto zu denken. Das bloße Wort thut hier Alles.

3) Der in Vielen noch immer herrschende Glaube, daß es keineswegs an hinlänglichem Gelde für die Cirkulation fehle, auch niemals fehlen könne, so lange Metall-Geld existire, indem ja dieses schnell aus Einer Hand in die andere gehe und daher durch schnelles Umlaufen leichtlich Ersatz für die etwa fehlende Menge gebe.

4) Die falsche Furcht, daß kein einzelner Staat für sich allein eine solche Operation unternehmen könne, ohne Gefahr zu laufen, dabei durch die Verhältnisse mit den Geld-Cursen der Nachbarstaaten die unabsehbarsten Verluste zu erleiden: eine Furcht, welche im Wesentlichen ungegründet ist, indem der Ausländer der neuen Geldart, sobald er sie kennen gelernt hat, sein Vertrauen eben so gut schenken wird, als der Inländer."

„Nun ist aber, ungeachtet der Behauptung Vieler, daß es noch keineswegs an hinlänglichen Cirkulationsmitteln fehle, nichts gewisser, als daß es, besonders in der neuesten Zeit, allgemein gar sehr daran fehlt, und daß daraus eine Menge drückender Verhältnisse entsteht, welche das Fortschreiten der höheren Cultur und des Wohlstandes unter den Menschen auf das Empfindlichste hemmen. Theils hat sich das baare Geld in der neuesten Zeit, vermöge der bekannten politischen Verhältnisse des spanischen und portugisischen Amerika's nicht, wie seit drei Jahrhunderten alljährlich vermehrt, sondern vermindert; theils haben viele Regierungen, nach hergestelltem Frieden, einen großen Theil ihres Papiergeldes eingezogen, wenigstens denselben in solche Scheine umgeschaffen, welche als Geldzeichen minder in die große Cirkulation kommen. Es ließen sich, um den Mangel an Cirkulationsmitteln zu beweisen,

noch andere Ursachen anführen, welche eben dahin gewirkt haben."

„Es ist mithin in unseren Tagen fürwahr an der Zeit, allem diesen Wahnglauben und diesen Hindernissen zum Trotz, mit der Sache selbst vorzuschreiten und endlich einmal durch einen kräftigen Stoß ein schon so lange durch Flickwerk zusamengehaltenes Gebäude umzuwerfen, um dadurch Platz für ein neues solides und in allen seinen Theilen wohl berechnetes zu gewinnen. Man muß bei Einführung dieser neuen Geldart durchaus zugleich die Maßregel ergreifen, das alte Metall-Geld, als solches, zu kassiren und zu vernichten. Das heißt mit andern Worten: man muß es außer Cours setzen und einschmelzen. Hierin liegt das einzige wirksame Mittel, alle jene oben angeführten Besorgnisse und Hindernisse, insbesondere aber die Ränke der Börsen-Machinisten zu überwinden und zu beseitigen: denn nichts ist gewisser, als daß, so lange Metall-Geld in Cours neben und zugleich mit anderen Geldarten existirt, jenes jederzeit diese, bald mehr bald weniger, in Nachtheil bringen und daß folglich die goldene Zeit der Börsenspieler und Wucherer fortdauern werde: Verrichtungen, welche nur darauf abzwecken, alles Vermögen der Nationen zu accapariren."

„Gegen diesen Vorschlag erheben sich freilich tausend Stimmen; und wenn die Mehrheit darüber entscheiden sollte, so würde er unabtreiblich verworfen werden. Nichts deßtoweniger ist und bleibt dessen baldige Anwendung das einzige wirksame Heilmittel gegen die vielerlei krebsartigen Schäden, welche jetzt die Gesundheit der Nationen zerstören."

Der Verf. beleuchtet nun zwei Einwürfe, die ihm gemacht werden könnten: 1) jenen, durch welchen ausgesagt wird, daß ein einzelner Staat wegen seiner Geldverhältnisse mit den Nachbarstaaten sich auf ein solches Experiment ohne augenscheinliche Gefahr großer Verluste nicht einlassen könne; 2) denjenigen, nach welchem behauptet wird, der Staat setze sich durch eine solche Verwandlung seines Geld-Systems außer Stande, Krieg mit und im Auslande zu führen. Wer durchaus triumphiren will, kommt über solche Schwierigkeiten leicht hinweg. Wir halten uns daher nicht bei der Bekämpfung dieser Einwürfe auf, und berichten nur noch, wodurch der Verfasser seinem revolutionären Entwurfe das nöthige A-plomb giebt.

„Es sind, sagt er, um diese Materie zu schließen, noch zwei Fragen zu beantworten übrig. Die erste ist: „auf welche Art muß die Fundirung der neuen Geldzeichen erfolgen? auf welche Gegenstände ist dieselbe zu richten? bis zu welcher Höhe kann und muß sich dieselbe belaufen? Die zweite Frage ist: sind diese neue Geldzeichen als zinstragend auszustellen, oder nicht; und, im ersten Falle, nach welchem Zinsfuße?"

„Hinsichtlich der ersten Frage kann man die Einrichtung unserer Pfandbriefs-Versicherung als Muster aufstellen; denn bei ihr ist alles berücksichtigt, was zur Vervollständigung der Sicherheit dienen kann, indem nicht nur jedem einzelnen Pfandbriefe ein specielles Unterpfand gegeben ist, sondern auch die Eigenschaft, als Unterpfand zu dienen, im Hypotheken-Folio des Gerichts, unter welchem das verpfändete Gut gelegen ist, ausdrücklich vermerkt wird, und, noch obendrein, der ganze Verband der Ritterschaft jeder

einzelnen Provinz für jeden möglichen Ausfall haftet. Auf gleiche Weise müßte bei der Fundation eines dergleichen neuen Staatsgeldes verfahren werden; weder die Hauptgarantie des Staats, noch die specielle Garantie jedes einzelnen Kreises für seinen Antheil, dürfte dem neuen Geldzeichen fehlen. Ob aber, wie bei den Pfandbriefen, dasselbe ausschließlich nur auf Grund und Boden zu beschränken, oder aber auch auf städtische Häuser, Fabriken, Waaren-Vorräthe und andere Habe auszudehnen sei, könnte zweifelhaft seyn, da allerdings Grund und Boden das sicherste Unterpfand darbietet. Jedoch der Zweck des Geldes, welches allein die größte Erleichterung des Verkehrs verschaffen soll — ein Zweck, der durch die Beschränkung jener Eigenschaft auf bloßen Grund und Boden nicht vollständig erreicht werden kann — läßt bestimmt dafür stimmen, daß die Unterpfands-Eigenschaft auf alle Arten des Eigenthums auszudehnen ist, sofern das Eigenthum entweder durch seine natürliche Beschaffenheit, oder auch durch künstliche Maßregeln, z. B. öffentliche Versicherungsanstalten, gegen jede Gefahr des Unterganges oder des Verlustes gesichert ist. Hinsichtlich der Menge der, auf diese Weise im Umlauf zu setzenden Geldsummen wird sich deren Höhe von selbst nach dem Bedarf feststellen, wenn es Jedem freisteht, sich nach Verhältniß seiner Besitzthümer Geld ausfertigen zu lassen; wobei es sich jedoch von selbst versteht, daß diesen Geldscheinen nur die erste Sicherheit auf jene Besitzthümer eingeräumt weden muß, so daß alle früheren Verpfändungen erst gelöset werden. Ueber die Hälfte des reellen Werths der Unterpfänder mit diesen Geldbewilligungen hinauszugehen, dürfte durchaus unthun-

lich seyn. Die Form der Geldscheine anlangend, so ist sie allerdings willkührlich; doch muß dahin gesehen werden, daß sie in angemessener Größe (der auf größere Summen größer, auf kleinere aber kleiner) gefertigt, deutlich gestochen und kunstvoll gearbeitet seyen. Dabei sind noch besondere Anstalten zu treffen, um nachgemachte Scheine bald zu entdecken, gestohlne und verlorne aber für ungültig zu erklären."

Was nun die zweite Frage, ob die als Geld cirkulirenden Scheine Zinsen tragen sollen, oder nicht, betrifft: so beantwortet sie der Verf. auf folgende Weise:

„Allerdings habe es sehr viel für sich, wenn behauptet werde, dergleichen Geldzeichen als zinsbringend auszustellen, sei unthunlich: einmal, weil sie die Bestimmung hätten, von Einer Hand in die andere zu gehen; zweitens, weil daraus mehr Rechnerei entstehen werde als der ganze Gewinn werth sei; drittens, weil die Eigenschaft des Zinstragens nur eine Veranlassung zum Einsammeln und Verschließen seyn werde. Allein auf der andern Seite scheine es doch nicht wohlgethan, die neuen Geldzeichen ganz zinslos zu stellen. Erstlich werde der Vortheil der zu erwartenden Zinsen das Publikum zur Annahme des neuen Geldes bestimmen. Sodann lasse sich mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß diese Einrichtung ein mächtiger Antrieb zur Sparsamkeit und ein Hinderniß der unnöthigen, jetzt sehr verbreiteten Verschwendungssucht seyn werde. Nur müsse der Zinsfuß niedrig seyn, indem dadurch nicht allein die Furcht vor der Einkäfstelung der neuen Geldzeichen durch die großen Kapitalisten am sichersten behoben werden, sondern auch auf die Herbeiführung eines niedri-

gen Zinsfußes im Allgemeinen hingewirkt würde. Uebrigens sei ferner zu berücksichtigen, daß, wenn Jeder im Staate jederzeit den halben Betrag seines gesammten Vermögens in allgemein cirkulirenden, also baarem Gelde, erhalten könnte, ohne dafür die geringsten Zinsen zahlen zu dürfen, dies offenbar Gelegenheit zu der ärgsten Verschwendungssucht und zum unbegränzten Schuldenmachen geben würde. Und so sei es denn erwiesen, daß die für die Cirkulation auszugebenden Geldzeichen allerdings zinsbar seyn, allein niedrige Interessen tragen müßten. Die Berechnung lasse sich dadurch vereinfachen, daß für einzelne Tage niemals Zinsen berechnet werden dürfen, sondern nur für einen vollständig verflossenen Monat; wobei, wenn die alte Eintheilung des Geldwerths in Thaler und Silbergroschen beibehalten werde, $3\frac{1}{3}$ Prozent ein solches Verhältniß abgeben würden, daß alle Rechnung leicht sei, indem dann auf den Thaler jährlich 1 Sgr. und monatlich 1 Pf. als Interessen kämen. Von selbst verstehe sich, daß die Scheidemünze zinslos bleibe. Die Einführung der neuen Geldart zu bewirken, und damit die Einziehung aller bisherigen Metalle und anderen öffentlichen Geldarten zu verbinden, gebe es ein suveränes Mittel; nämlich Aufnahme derselben in die Staatskassen und alleinige Verausgabung von diesen aus, verbunden mit einer fortgehenden Einschmelzung des Metallgeldes, entweder zur Aufbewahrung in dem Schatze, oder zur Bezahlung der auswärtigen Schulden."

In der dritten Abtheilung seiner Schrift giebt Herr von Koschützki einen „Ueberblick der bisherigen Geldverhältnisse im preußischen Staate, besonders in den Provin-

zen diesseits der Weser, und eine Anwendung der obigen allgemeinen Resultate auf das Geldwesen und dessen Verbesserung." Wir ersparen dem Leser das Geschichtliche dieser Abtheilung, und begnügen uns damit, kurz und gut zu sagen, daß der Verfasser des Glaubens ist: „daß, nach den, seit dem Jahre 1806 in der preußischen Monarchie vorgegangenen Veränderungen, das gegenwärtig im Lande umlaufende Metallgeld, zusammt den Tresor-Scheinen oder Kassenanweisungen, den Geldbedarf bei weitem nicht decke, und zwar um so weniger, als die anderen Papiere, als Pfandbriefe, Staatsschuldscheine u. s. w. ihnen dabei nur geringe Hülfe leisten, und in noch weniger schnellem Umlauf zu seyn scheinen, als dies früher der Fall gewesen." Er findet die sicheren Kriterien des Geldmangels in dem durchgängig hohen Zinsfuße und in dem Spottpreise für die gemeinen Lebensbedürfnisse. Mit diesem Spottpreise ist es, nach ihm, dahin gekommen, daß die zahlreiche Klasse der (agrikultorischen) Producenten Gefahr läuft, in den Zustand der Frohnbauern des Mittelalters zurückzusinken.

Um nun dem bereits vorhandenen Elende abzuhelfen und der Zunahme desselben vorzubeugen, bringt Herr von Koschützki folgendes in Vorschlag:

„Wir haben, sagt er, in den meisten Provinzen unserer Monarchie in dem landschaftlichen Credit-Institute Dasjenige, was man in anderen Staaten erst schaffen und als neue Einrichtung aufstellen muß; und die Hülfsmacht, die wir in dem guten Credite unserer Pfandbriefe besitzen, erlaubt, daß es sich für uns nur um eine Erweiterung des Bestehenden handelt. Zuvörderst ist nichts

weiter zu thun, als den Cirkulations-Kreis dieser unserer Pfandbriefe dadurch zu erweitern, daß man sie für den Umlauf völlig in die Stelle des Metall-Geldes setzt, und ihnen durch allgemeine Annahme bei allen Zahlungen den Charakter eines allemeinen National-Geldes ertheilt. Damit man ihnen aber diese Eigenschaft wirklich beilegen könne, wird es nöthig seyn, sie, wenigstens zum Theil, auf kleinere Summen auszufertigen, als dies bisher der Fall war. Außerdem nun muß dies Institut in der Art erweitert werden, daß künftig an demselben, außer den sogenannten Dominial-Gütern, nicht nur alle und jede Grundstücke des Landes, sie seyen städtisch, bäuerlich oder königlich, sondern auch Häuser, Fabrik-Anlagen, Waaren-Vorräthe, sobald sie durch allgemeine Versicherungs-Anstalten gegen Ruin und Verschlechterung ihrer Garantie hinlänglich gedeckt sind, daran Theil nehmen können. Endlich muß das baare oder Metall-Geld, zusammt den bisherigen Tresorscheinen und neuen Kassen-Anweisungen, außer allen Cours gesetzt werden, weil es sonst ein gefährlicher Nebenbuhler der neuen Geldart bleiben würde."

„Um die Einziehung des Metallgeldes zu bewirken, würde sich die Regierung freilich vorher mit hinlänglichen Fonds in neuen Pfandbriefen zu versehen haben; das würde ihr jedoch leicht werden, wenn sie der Grundsteuer die Eigenschaft eines ins Hypothekenbuch eingetragenen Grundzinses geben, und dann auf diese jene Pfandbriefe fundiren und ausfertigen lassen wollte: eine Operation, welche für den Zweck weit mehr als hinreichen und noch eine gute Summe abwerfen würde, um damit andere Staats-

Staatsschulden abzuzahlen, und somit deren Zinsfuß zu vermindern."

„Was aber die, auf jeden Fall immer nöthig bleibende Scheidemünze betrifft: da man dergleichen verzinsbare Pfandbriefe durchaus nicht unter dem Betrage eines Reichsthalers ausfertigen könnte, so würde man zwar die neue Scheidemünze beibehalten, jedoch deren dermaligen Betrag wenigstens verfünffachen, da dieselbe alsdann zu allen Zahlungen unter Einem Thaler würde angewendet werden müssen; denn auch die jetzigen $\frac{1}{6}$ und $\frac{1}{12}$ Thaler als Metallgeld dürften nicht weiter existiren. Die ganze Veränderung würde sich daher bei uns ohne alle Schwierigkeit ins Werk richten lassen, und für das ganze Land von den wohlthätigsten Folgen seyn, wenn man etwa die Besitzer der Wechsel-Comtoirs und die eigentlichen Geldwucherer ausnimmt, welche doch, sollt' ich meinen, lange genug ihr Schäfchen ins Trockene gebracht haben."

„Vermag man die Regierung nicht zu dieser Hauptmaßregel zu bewegen, nun dann müssen wir freilich zu neuen Palliativen greifen, um wenigstens theilweise, so viel Privat-Leute es vermögen, den schlechten Geldverhältnissen im Staate nach Möglichkeit abzuhelfen. Das vorzüglichste Mittel aber, das uns für diesen Zweck offen stehet, liegt wiederum nur in der Erweiterung unseres landschaftlichen Credit-Instituts; und zwar in der Art, daß dasselbe auch für Grund- und Häuser-Besitzer in den Städten und für das gesammte Rustikale geöffnet wird. Nur muß, hinsichtlich der neu zu creirenden Pfandbriefe, ein anderes Verhältniß der Summen eintreten. Um die Cirkulation und den allgemeinen Cours zu beleben, müssen die Beträge der

Pfandbriefssummen nicht, wie bisher, auf 100, 500 und 1000 Thaler, sondern nur auf 5, 10 und 20 Thaler gesetzt werden. Das Publikum würde diese geringe Veränderung mit Freuden aufnehmen; nur würde man dabei den gewünschten Vortheil eines verringerten Zinsfußes nicht erreichen, und sogar noch etwas auf die vermehrten Kosten dieser kleinen Pfandbriefe zulegen müssen."

„Viel, sehr viel würde schon durch diese, in uns selbst liegende Maßregel gewonnen werden. Zum wenigsten wäre dadurch die harte Noth gehoben, welche jetzt Jeden, dem ein Kapital gekündigt wird, in unmittelbares Verderben stürzt, indem er sich sofort sequestriren und subhastiren lassen, oder sich aus der Hand der Wucherer eine bloße Galgenfrist erbetteln muß. Eben so gewiß ist es, daß die Cirkulation der kleineren Pfandbriefe großen Einfluß auf unseren ganzen Geldverkehr, und insbesondere auf die Steigerung unserer Produktenpreise haben würde. Denn, was auch Viele dagegen einwenden mögen, nichts ist gewisser, als daß eine in der allgemeinen Geld-Cirkulation umlaufende größere Summe auch allemal höhere Produktenpreise hervorbringt: eine Thatsache, von deren Zuverlässigkeit uns die hohen Produktenpreise Englands, so wie das verhältnißmäßig erfolgte Steigen aller Produkte und Waaren seit der Entdeckung Amerika's und den dadurch vermehrten Geldmitteln, den unumstößlichsten Beweis liefern."

„Das letztere würden wir, wie ich glaube, selbst dann erreichen, wenn wir für den Fall, daß jene von mir vorgeschlagene Erweiterungen unseres Pfandbrief-Systems auf die Städte und das Rustikale unmöglich seyn sollten,

unsere ritterschaftlichen Pfandbriefe, nach und nach, in kleinere von 5, bis 20 Thaler umwandelten, ihren Cirkulationskreis dadurch erweiterten, und somit selbige dem baaren Gelde gleichstellten. Das hätte schon längst geschehen können, und es läßt sich kaum begreifen, warum man es unterlassen hat. Gut für den angegebenen Zweck ist jedes Mittel, das die Cirkulation anschwellt; nur muß es gleich dem Metallgelde umlaufen, und überall keine Cours-Differenz erleiden; denn dies würde auf den alten Punkt zurückführen."

So weit der Verfasser der Schrift: vom Geldmangel und dessen Abhülfe rc.

---

Wer sich ohne Compaß in den Ocean wagt, läuft Gefahr, von dem nächsten Sturm, der sich erhebt, so verschlagen zu werden, daß er sich nicht wieder zurecht finden kann; und gleiches Schicksal haben diejenigen Schriftsteller, welche, ohne jemals die einfachsten Grundsätze der Staatswirthschaftslehre ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt zu haben, über Gegenstände der Staatswirthschaft in der Zuversicht schreiben, daß sich die Wahrheit durch ein bloßes Meinen entdecken lasse.

Produkte dieser Art haben nur dadurch einen Werth, daß sie zur Opposition herausfordern.

Dazu wollen wir denn auch die Schrift des Herrn von Koschützki benutzen; und zwar in einer Weise, welche darthut, daß es uns nur um Verbreitung einer richtigeren Ansicht von derselben Sache zu thun ist, d. h. mit ernstem Widerstand gegen jede Versuchung, die Vorschläge die-

ſes Patrioten ins Lächerliche zu ziehen, wozu ſie allerdings nur allzu ſehr verführen.

Wie ungewiß Herr von Koſchützki ſeiner Sache iſt, geht am meiſten auch daraus hervor, daß er ſich am Schluſſe ſeiner Schrift jedes Mittel gefallen läßt, wofern es nur die Kraft hat, die Geldcirkulation anzuſchwellen. Mit ſo viel Nachgiebigkeit hat man zum Voraus darauf Verzicht geleiſtet, daß man mit dem eigenen Entwurfe Eingang finden werde; und die Urſache dieſer Verzichtleiſtung kann ſchwerlich eine andere ſeyn, als — Mistrauen zu der Wirkſamkeit gemachter Vorſchläge.

Um nun in unſerer Bekämpfung des oben entwickelten Entwurfs mit irgend einer Ordnung zu Werke zu gehen, wollen wir da anfangen, wo Herr von Koſchützki geendigt hat; nämlich mit einer Beleuchtung derjenigen Behauptung, welche ſeinem ganzen Raiſonnement zum Grunde liegt, mit welcher dieſes folglich ſteht und fällt. Dieſe Behauptung iſt:

daß eine in der allgemeinen Geld-Cirkulation umlaufende größere Summe auch allemal höhere Produkten-Preiſe hervorbringt.

Hinſichtlich der Wahrheit dieſer Behauptung beruft ſich Herr v. Koſchützki auf das Beiſpiel Englands, ſo wie auf das verhältnißmäßig erfolgte Steigen der Werthe aller Produkte und Waaren ſeit der Entdeckung von Amerika, als der großen Quelle aller Metall-Zuflüſſe in den drei letzten Jahrhunderten.

Wir laſſen die letzte Berufung für einen Augenblick fallen, um die erſte deſto ſchärfer aufzufaſſen; und hierbei beſchränken wir uns auf die einfache Frage: wie es denn

habe geschehen können, daß auch in England seit dem Jahre 1820 die Kornpreise in demselben Maße und Verhältnisse gesunken sind, worin das Sinken auf dem festen Lande, und namentlich in Deutschland, Statt gefunden hat? Die Thatsache selbst ist nur allzu erwiesen. Wie aber hat sie eintreten können, wenn eine angeschwellte Geld-Cirkulation die Ursache höherer Produktenpreise ist? Niemand läßt sich einfallen, zu behaupten, daß England in den 5 letzten Jahren an Cirkulationsmitteln etwas Beträchtliches eingebüßt habe; die Voraussetzung ist vielmehr, daß es sich, Jahr aus Jahr ein, unermeßlich an edlen Metallen bereichere. Woher nun das Sinken der Kornpreise in England? Es ist nach demselben Gesetz erfolgt, nach welchem es für Frankreich, Deutschland u. s. w. eingetreten ist. Das Bedürfniß der Nicht-Agrikultoren hat über den Geldwerth der ländlichen Produkte in ihrer derzeitigen Fülle entschieden, und dergestalt entschieden, daß alle große Gutsbesitzer genöthigt worden sind, ihren Pächtern etwas Beträchtliches an dem Pachtquantum nachzulassen. Nicht daß jene Nicht-Agrikultoren nicht die Mittel gehabt hätten, einen höheren Preis für ländliche Produkte zu erlegen; aber es war, bei der Fülle derselben, keine Aufforderung dazu da, und die natürliche Folge davon war, daß der Quarter Weitzen von 75 Schill. auf 50 und weniger herabsank. Allgemeine Regel: „Ueber den Marktpreis ländlicher Produkte entscheidet die größere oder geringere Anzahl derjenigen, die sich um diese Produkte bewerben;" und die Kornpreise sind in England aus keinem anderen Grunde höher, als in jedem anderen europäischen Lande, als weil das numerische Verhältniß der

Nicht-Agrikultoren zu den Agrikultoren in England das umgekehrte von dem ist, das wir überall, mit sehr geringen Modifikationen, auf dem festen Lande von Europa antreffen. Hiermit steht die größere Fülle der sogenannten Cirkulationsmittel zwar in dem innigsten Zusammenhange; wenn man aber Ursache und Wirkung von einander zu unterscheiden weiß, so erklärt man sich leicht dahin, daß diese Fülle nicht der ziehende, sondern der gezogene Strick ist. Man schaffe in Deutschland, und wo man sich sonst über den niedrigen Stand der Kornpreise beklagt, dasselbe Verhältniß der Verzehrer zu den Hervorbringenden, und alle Klage wird wenigstens in sofern verstummen, als höhere Kornpreise sich ganz von selbst einstellen werden, was im Uebrigen noch gar nicht die Zufriedenheit der Kornproducenten voraussetzt, weil diese auf dem Gleichgewicht beruht, worin sie mit sich selbst stehen.

Hiernach nun läßt sich genau angeben, wie viel an der Behauptung, „daß seit der Entdeckung von Amerika alle Produkte und Waaren im Preise gestiegen sind," wahr ist, und was nicht. Erstlich kann diese Behauptung nicht alle Gegenstände des gesellschaftlichen Verkehrs ohne Ausnahme umfassen; denn viele, deren Erzeugung auf einem verbesserten Mechanismus beruht, sind im Preise nur allzusehr zurückgegangen. Zweitens kann die angeschwellte Geldcirkulation in den drei letzten Jahrhunderten immer nur gewirkt haben, wie sie, ihrer ewigen Bestimmung gemäß, wirken soll, d. h. nicht direct, sondern indirect. Es ist demnach zwar ausgemacht, daß die Zahl der gesellschaftlichen Verrichtungen sich in den letzten drei Jahrhun-

derten sehr wesentlich vermehrt hat, und daß die Menschenmasse nach Maßgabe dieser Vermehrung gewachsen und die Gesellschaft überhaupt vollständiger geworden ist: aber mehr läßt sich darüber gar nicht sagen; denn sonst würde die angeschwellte Cirkulation zu einer rein göttlichen Ursache werden, was absurd seyn würde. Wäre um die Zeit, wo Amerika entdeckt wurde, der gesellschaftliche Zustand in Europa demjenigen gleich gewesen, den wir noch immer in der großen Tartarei antreffen: so würden die Geldzuflüsse aus Amerika durchaus keine andere Wirkung in Europa hervorgebracht haben, als sie in der großen Tartarei noch immer hervorbringen, so oft dies Land durch eine beträchtliche Beute bereichert wird, d. h. sie würden verschwunden seyn, ohne irgend eine Spur zurückzulassen.

Mit Einem Worte: eine geschwellte Geld-Cirkulation ist nur dadurch möglich und hat nur dadurch einen Werth, daß sie die Wirkung einer ungemeinen Betriebsamkeit bei einer eben so ungemeinen Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Verrichtungen ist. Wer sie als Ursache anschauet, hat davon einen durchaus falschen Begriff; sie ist immer nur Wirkung, und hält immer nur so lange vor, als sie hervorgebracht wird. Niemand kann sie befehlen, und alle Forderungen, welche in dieser Hinsicht gemacht werden, sind — zwar sehr zu entschuldigen, sofern sie aus der Unwissenheit hervorgehen, aber deshalb nicht minder unvernünftig.

Treten wir jetzt der Sache, um welche es sich in specie handelt, ein wenig näher!

Angenommen, die Hypothese des Herrn v. Koschützki wäre eine richtige; angenommen ferner, die Regierung

dieses Landes entschlösse sich, seinem eifrigen Wunsche zu Folge, die angebliche Leere der Cirkulation auszufüllen; angenommen endlich, sie verwendete zu diesem Zweck 40,000,000 Thaler dergestalt, daß diese nicht unbeträchtliche Summe über die, bekanntlich 8,000,000 starke agrikultorische Bevölkerung des Königreichs gleichsam ausgeschüttet würde — hier gleichviel, nach welcher Vertheilung unter die großen und die kleinen Gutsbesitzer: — was würde die Wirkung dieser großmüthigen Maßregel seyn?

Allerdings würde die Regierung, wenn sie also verführe, die Agrikultoren dadurch in den Stand setzen, ihr Produkt zurück zu halten; allerdings würde sie auf diesem Wege für den Augenblick höhere Getreidepreise erzwingen: allein, sobald jene 40,000,000 Thaler von den Agrikultoren zur Befriedigung ihrer speciellen Bedürfnisse ausgegeben wären, würde der Marktpreis ländlicher Produkte sich auf eben den Stand zurücksenken, worauf er sich früher befunden; und die Ursache dieses Zurückgehens würde keine andere seyn, als die, daß, in dem numerischen Verhältniß der Nicht-Agrikultoren zu den Agrikultoren, höhere Getreidepreise unnatürlich sind. Das numerische Verhältniß der Nicht-Agrikultoren zu den Agrikultoren ist bei uns wie 1 zu 3. Wäre es, wie es sonst wohl der Fall war, wie ½ zu 3, so würden, vorausgesetzt, daß das Bedürfniß des Auslandes nicht zu Hülfe käme, der Stand der Getreidepreise noch einmal so schlecht seyn, als er gegenwärtig ist, ohne daß man dadurch die allermindeste Berechtigung zur Klage gewönne.

Noch vor 40 Jahren gratulirte man sich zu Getreide-

preisen, wie sie gegenwärtig sind; und wenn die Lage der Agrikultoren sich seitdem wesentlich verbessert hat, so verdanken sie diesen Vortheil ganz ausschließlich dem rastlosen Bemühen unserer Könige, die höchste Mannigfaltigkeit in die gesellschaftlichen Verrichtungen zu bringen, keinesweges aber ihrer eigenen Betriebsamkeit, welche, mit sehr wenigen Ausnahmen, sehr passiver Natur gewesen ist und dies bleiben mußte, so lange es noch Leibeigenschafts- und Erbunterthänigkeits-Verhältnisse gab. Mit Einem Wort — und wir fügen hinzu, daß davon nichts abgeht —: die gegenwärtigen Marktpreise sind die natürlichen Preise in dem gesellschaftlichen Zustande, worin wir uns zur Zeit befinden; und wenn sie in die Höhe gehen, d. h. vortheilhafter für den Agrikultor werden sollen, so ist eins von beiden dazu erforderlich: entweder daß das Ausland sich ihrer annehme, wie es bisher von einer Zeit zur andern geschehen ist, oder daß die gesellschaftliche Betriebsamkeit eine Richtung nehme, wodurch die Zahl der Nicht-Agrikultoren vermehrt wird.

Was von beidem vorzuziehen sei, ist kaum in Frage zu stellen.

In Beziehung auf das Königreich Preußen von Geldmangel reden, ist — kaum zu verzeihen. Wir kennen ziemlich genau die Masse unserer Pfandbriefe, unserer Staatsschuldscheine, unserer Kassenanweisungen, unserer Actien aller Art u. s. w.; und da alle diese Hebel des Verkehrs zu dem Metallgelde in einem solchen Verhältniß stehen, daß ihre Realisation weder schwierig noch kostspielig ist: so darf man wohl sagen, Preußen sei, nach Maßgabe seiner Bevölkerung, eins der al-

lergelbreichsten Länder, nicht nur Europa's, sondern auch der ganzen Erde. Wie unstatthaft ist demnach die Hypothese, daß der niedrigere Stand der Kornpreise vom Geldmangel herrühre! Wer entbehrt denn? Niemand, sofern von dem bloßen Verzehr agrikultorischer Produkte die Rede ist. Dieser Verzehr ist vielmehr größer, als je, wie das Einkommen von indirecten Steuern beweiset, das niemals größer gewesen ist. Auch liegt der größere Verzehr in der Natur der Dinge; denn das Einzige, was ihn vermindern kann, ist — nicht die Wohlfeilheit, sondern die Theurung der Lebensmittel. Man könnte sagen, die nicht-agrikultorische Bevölkerung verlange höhere Preise für ländliche Produkte, und bezahle sie bloß deshalb nicht, weil sie nicht gefordert werden. In jedem Fall ist sie im Stande, höhere Preise zu bezahlen.

Die Klage über Geldmangel geht zwar durch alle Zeiten; und in gewissem Betracht mag Herr von Kotschützki nicht Unrecht haben, wenn er die Cirkulation ein unersättliches Ungeheuer nennt, das nie befriedigt werden kann. Allein, um gegründet zu seyn, müßte diese Klage Allgemeinheit gewinnen können: und dies ist nie der Fall, weil die wahrhaft Industriösen, deren Zahl in keinem Lande gering ist, nie in dieselbe einstimmen. Das Wahre von der Sache ist, daß Geld und Gesellschaft wesentlich eins sind; denn das Geld ist immer nur durch die Gesellschaft vorhanden, und bildet ein so wesentliches Element derselben, daß es nur in dem Maße verschwinden kann, worin die Gesellschaft, als solche, vorher verschwunden ist. Ich verstehe unter Gesellschaft einen Verein von Menschen, die sich zu den allermannigfaltigsten Verrichtungen

verbunden haben. Gerade diese Mannigfaltigkeit der Verrichtungen macht den Eintritt eines Ausgleichungsmittels nothwendig; und da dies Ausgleichungsmittel das Geld ist, so begreift sich ohne Mühe, warum es der nothwendige Begleiter der Gesellschaft ist und mit ihr wächst und schwindet. Wo also die Gesellschaft wächst, da ist es eine Absurdität, von Geldmangel zu reden: in der That, eine so große Absurdität, daß man sich ihrer schämen würde, wenn man wüßte, in wie hohem Grade man sich durch die Klage über Geldmangel bloß giebt *). Streng genommen giebt es nur Eine Klasse in der Gesellschaft, welche über Geldmangel zu klagen berechtigt oder verführt ist. Es ist diejenige, welche sich von der gesellschaftlichen Arbeit ausschließt. Ist ihr zu helfen? Ich frage bloß.

Ich würde hier endigen zu können glauben, wenn die Schrift des Herrn von Koschützki nicht von neuem den Beweis lieferte, daß richtige Vorstellungen vom Metallgelde nichts weniger als verbreitet sind, und daß, indem man glaubt, Papier könne dessen Stelle ersetzen, man eigentlich gar nicht weiß, worauf alle Fortschritte beruhen, welche die Gesellschaft in ihrer Entwickelung machen kann. Es wird also nöthig seyn, dieser Betrachtung noch einige Blätter zu widmen.

Daß Gold und Silber Geld, d. h. Ausgleichungsmittel der gesellschaftlichen Arbeit und ihrer Erzeugnisse

*) Hoher und niedriger Discont geben nie einen Beweis von Geldmangel oder Geldfülle ab; beide beweisen nur, daß es unter dem Kaufmannsstande bald mehr bald weniger Geschäfte, d. h. Veranlassung zu größeren oder zu kleineren Gewinnen giebt.

sind, ist so wenig für das Werk des bloßen Zufalls zu halten, daß man behaupten kann, das ganze menschliche Geschlecht habe, Jahrtausende hindurch, nur dahin gearbeitet, sie dazu zu machen. Wer kennete wohl nicht die besonderen Eigenschaften, welche den edlen Metallen diesen Vorzug vor allen übrigen werthvollen Dingen verschafft haben? Gerade in diesen Eigenschaften liegt ihre Unersetzbarkeit; und weil sie unersetzbar sind, so liegt in jedem Antrag, der ihre Abschaffung bezweckt, ein crimen laesi humani generis. Nicht als ob dieses jemals durchgeführt werden könnte; dies verhindert, genauer untersucht, vor allem, der errungene Civilisations-Grad, der sich nie anhaltend verkennen läßt. Allein es ist schon eine Art von Versündigung, von Gold und Silber, sofern sie das allgemeinste Ausgleichungsmittel der gesellschaftlichen Arbeit und ihrer Erzeugnisse sind, als von bloßen Werthzeichen zu reden. Wie! sie wären nur Zeichen, nicht Werthe? Sie sind das letztere im höchsten Grade; und sie sind es durch die unermeßliche Arbeit, welche vollbracht werden muß, theils um sie als Metall zu gewinnen, theils um ihnen die Gestalt zu geben, worin sie als Geld, als allgemeine Waare, dienen können. Es ist daher nichts mehr und nichts weniger, als Wahnsinn, zu glauben, daß man das Metall von Bild und Ueberschrift ablösen und in den letzteren noch Geld behalten könne. Alles sogenannte Papiergeld hat nur dadurch einen Werth, daß es Anweisung auf Gold und Silber ist, und behält diesen Werth nur so lange und nur in dem Maße, als es sich dagegen austauschen läßt. Da jede Regierung nothwendig der größte Bankier im Lande ist: so läßt sich nichts da-

gegen einwenden, daß sie, gleich den übrigen Banquiers, Anweisungen auf ihre Kassen giebt; wollte sie dies aber im Mindesten übertreiben, d. h. wollte sie das, in dem Wesen der Gesellschaft gegründete Verhältniß der Anweisungen zu den baaren Beständen mißbrauchen: so würde sie ganz unfehlbar das Schicksal aller der Banquiers haben, die jemals in diesen Fehler verfallen sind.

Man kann gerechtes Bedenken tragen, das Metallgeld für eine Erfindung auszugeben; zum wenigsten ist es so allmählig und so langsam entstanden, daß sich kein Einzel-Name an dasselbe, als Erfindung, knüpfen läßt. Soll aber das Metallgeld einmal für eine Erfindung gelten, so ist diese für eine ganze Ewigkeit, d. h. für die ganze Dauer des menschlichen Geschlechts gemacht. Ich behaupte demnach, daß, welche Entwickelung dem menschlichen Geschlechte auch bevorstehen möge, kein noch so hoher Civilisations-Grad das Metall-Geld, als reelle Grundlage alles menschlichen Verkehrs, jemals überflüssig machen wird. Nur die höchste Verzweiflung in revolutionären Zeiten kann gegen den unermeßlichen Werth des Metallgeldes verblenden; ich nenne ihn unermeßlich, weil es der Träger aller gesellschaftlichen Verhältnisse in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit ist. Die Erfahrung aber hat hinlänglich gelehrt, wohin diese Verblendung führt, und wie sie endigt. Als Frankreich, vor etwa dreißig Jahren, das Metallgeld proscribirte und ein bloßes Papiergeld an dessen Stelle brachte: da konnte ein so unnatürliches Geld-System nur dadurch aufrecht gehalten werden, daß täglich Menschen-Hekatomben unter dem Beil der Guillotine fielen; und als der Schrecken seine Kraft verloren hatte, da

häufte sich das Papiergeld schnell zu 40 Milliarden Franken an, die, weil Niemand sie haben wollte, in ein gemeinschaftliches Grab sanken, worauf das Metall-Geld in die Gesellschaft zurücktrat. Ein schauderhafteres Experiment ist nie gemacht worden; es würde sich aber, der Natur der Dinge gemäß, in allen seinen einzelnen Erscheinungen da wiederholen, wo man den zweiten Versuch machte, Papier und Metall sich gleich zu setzen. Und hieraus mag denn Herr v. Koschützki abnehmen, wie gut es ist, daß er selbst daran verzweifelt, die Regierung werde auf seinen revolutionären Antrag eingehen.

Jetzt, zum Schluß, nur noch ein kurzes Wort über Pfandbriefe und Staatsschuldscheine, so wie über niedrigen Zinsfuß.

Pfandbriefe und Staatsschuldscheine sind, ihrem Wesen nach, Schuld-Documente, erworben dadurch, daß die Summe, auf welche sie lauten, wirklich gezahlt ist. Solche Documente können zur Erleichterung des Verkehrs in großen Gegenständen ungemein beitragen, und sind daher eine nicht geringe Wohlthat für eine Gesellschaft, die sich herrlicher entwickeln will. Erreichbar ist dieser Zweck aber nur, sofern Pfandbriefe und Staatsschuldscheine auf größere Summen lauten. Wo dies nicht der Fall ist, da verlieren sie allen Werth dadurch, daß sie in den Wirkungskreis der Münze fallen. Es würde also nichts verderblicher seyn, als eine solche Verminderung der Summen, wie Herr v. Koschützki in Vorschlag gebracht hat. Pfandbriefe und Staatsschuldscheine, ausgestellt auf 1, auf 5, auf 10, auf 20 Thaler, könnten nur als Münze operiren, und immer nur damit endigen, daß, nachdem sie das Me-

tall-Geld für einen kurzen Zeitraum verdrängt hätten, sie in denselben Schlund fielen, der Frankreichs Assignate verschlungen hat. Und ist es nicht sogar lächerlich, von 5 Thalern Landgut zu reden, die man in der Geldtasche führt?

Wesentlich aus demselbe Grunde würde es abgeschmackt seyn, Rustikal-Güter und städtischen Grundbesitz einem Credit-System zu unterwerfen; es würde aber noch hinzu kommen, daß man das Schuldenmachen nicht allzu sehr erleichtern darf, wenn die Betriebsamkeit darunter nicht leiden soll.

Was den niedrigen Zinsfuß, den man bei jeder Gelegenheit für eine Wohlthat ausgiebt, betrifft, so dürfte er zu denjenigen Dogmen gehören, deren Wahrheit sich nur durch ein Credo quia absurdum retten läßt. Es begreift sich, warum Schuldner immer auf einen niedrigen Zinsfuß dringen; wenn aber der von ihnen aufgestellte Satz Wahrheit enthalten sollte, so würde nichts nothwendiger seyn, als daß auch sie ihre Gewinne auf ein Minimum beschränkten, was keiner von ihnen jemals gethan hat, oder je thun wird. Die Erfahrung lehrt, daß da die meiste Wohlhabenheit anzutreffen ist, wo die Gewinns-Quota hoch ist.

Genug zur Widerlegung einer Schrift, die sich nur dadurch auszeichnet, daß sie allen guten Staatswirthschafts-lehren Hohn spricht.

# Schreiben über des Grafen v. Segür Geschichte des Feldzugs von 1812 und des Generals Gourgaud Kritik dieses Werks.

Sie verlangen mein Urtheil über zwei Werke, welche gegenwärtig theils in der Ursprache, theils in Uebersetzungen von Jedermann gelesen worden: über des Grafen v. Segür Geschichte des Feldzugs von 1812 und über des Generals Gourgaud Kritik dieses bewunderten Werks. Ich könnte mich vielleicht damit entschuldigen, daß es eine gefährliche Sache sei, sich zwischen zwei Männer zu stellen, welche zugleich die Feder und den Degen führen; allein, da ich vorhersehe, daß Sie diese Entschuldigung nicht annehmen werden: so sollen Sie mein Urtheil haben, so gut ich es zu fällen vermag.

Wie viel Verführerisches auch in der Darstellung des Grafen v. Segür liegen mag: so bleibt diese doch weit entfernt, die Bedingungen einer guten historischen Composition zu erfüllen. Zwei Fehler derselben scheinen mir so handgreiflich, daß sie weder verkannt, noch entschuldigt werden können. Der eine von diesen Fehlern ist die Sentimentalität, womit der Verfasser einen Gegenstand behandelt hat, der, weit entfernt eine bloße Angelegenheit Frankreichs zu seyn, der Entwickelungs-Geschichte Europa's angehört; der zweite — vielleicht mit dem ersten innig zusammenhangend — ist die Affectation, womit

Herr

Herr von Segür eine höchst merkwürdige Begebenheit des achtzehnten Jahrhunderts in Redensarten und Wendungen des Tacitus vorzutragen bemüht gewesen ist. Wenn aus jenem ersten Fehler nothwendig eine Verletzung der historischen Wahrheit hat hervorgehen müssen: so ist die Folge des letzteren eben so nothwendig eine Verletzung des guten Geschmacks geworden. Durch beide ist bewirkt worden, daß man in der Composition des Herrn von Segür bei weitem weniger die Sache, um welche es sich handelt, als den Künstler sieht, der es auf sich genommen hat, sie darzustellen.

Ich muß mich über die beiden Vorwürfe, die ich dem Grafen Segür gemacht habe, ausführlicher erklären.

Ob Herr von Segür, wie General Gourgaud will, als Marschall des Logis des Palastes unfähig gewesen sei, die Geschichte des Feldzugs von 1812 zu schreiben, das möcht' ich dahin gestellt seyn lassen; das Talent eines Mannes ist nicht immer abgeschlossen in der staatsbürgerlichen Verrichtung, welche er übernommen hat, und so wie man große Dichter nennen könnte, die durch ihr Amt von aller Poesie entfernt gehalten wurden, so würde auch der Marschall des Logis des Palastes den großen Geschichtschreiber nicht unterdrückt haben, wenn er einmal in dem Herrn von Segür gewesen wäre. Allein die Art und Weise, wie dieser Graf seinen Gegenstand auffaßte, verhinderte ihn an einer richtigen Darstellung desselben. In seinem Gemüthe lebten, vor allem, die Bilder der Schlachten bei Smolensk und Borodino, des Brandes von Moskau, des beschwerlichen Rückzuges, der nach der Schlacht bei Malojaroslawez nach Smolensk führte,

der täglichen Verheerungen, welche der Frost, verbunden mit dem Hunger und mit den Flanken-Angriffen der Russen, im französischen Heere anrichtete, des grausenvollen Ueberganges über die Beresina und aller der Unfälle, welche sich später einstellten; und um das, was diesen verhängnißvollen Feldzug von jedem früheren Feldzuge Napoleons unterschied, aufzufinden, weiß er keine andere Ursache zu entdecken, als den Gesundheitsverfall des französischen Kaisers. Dieser ist ihm also in der großen Begebenheit, welche den Feldzug von 1812 ausmacht, Alles, Alles. Mit theologischem Sinne sieht er in dem, was vorgeht, wie wünschenswerth die augenblicklichen Resultate auch seyn mögen, zwar dieselbe Kraft — aber diese nur gelähmt, gebrochen. Ob seine Hypothese richtig ist, oder nicht, dies ist etwas, worüber er sich nicht den schwächsten Zweifel anwandeln läßt; genug, daß er dasjenige aufgefunden zu haben glaubt, was das große Heer sowohl auf dem Zuge nach Moskau, als auf dem Rückzuge von dort zum Gegenstande eines tiefen Bedauerns macht. Ein Fatum ganz eigener Art waltet ihm über diesen Feldzug; und dieses Fatum ist, da von keiner eigentlichen Krankheit des Oberfeldherrn die Rede seyn kann, auf eine bewundernswürdige Weise abgeschlossen in Napoleons vermehrter Beleibtheit, Trägheit, übler Laune u. s. w. Nur diese Dinge haben die große Armee, ohne daß sie das Mindeste davon ahnete, um ihren Ruhm und ihre wohlverdiente Lorbeern gebracht; nur diese Dinge haben die große Umwälzung herbei geführt, wodurch Frankreichs Weltherrschaft zu Boden geschlagen worden. Alles ist entschuldigt, und les grands événemens par de petites causes sind vollkommen ge-

rechtfertigt. Es bleibt nichts weiter übrig, als das Schicksal eines Heeres zu bejammern, das, unter einem ehemals so thätigen und so gewandten Anführer, bloß weil dieser in einem Alter von 43 Jahren beleibt geworden war, ein Gegenstand des Mitleids oder auch der Verspottung werden konnte.

Dies ist, was ich des Herrn von Segür sentimentale Darstellung nenne; und ich meine, daß ich dies Schreiben nicht endigen werde, ohne mich wegen dieses Ausdrucks gerechtfertigt zu haben.

Was nun die Affectation betrifft, womit dieser Graf seine Darstellung im Stil des Tacitus zu vollziehen versucht hat: so muß ich mich, ohne weitere Umstände, dahin erklären, daß ich es, wo nicht für eine Art des Wahnsinns, doch für eine entschiedene Geschmacklosigkeit halte, wenn man im neunzehnten Jahrhundert schreiben will, wie Tacitus. Gelingen kann dies nie; und die Gründe, um derentwillen es nicht gelingen kann, sind handgreiflich. Denn, wie will man den allgemeinen Geist des Jahrhunderts, in welchem Tacitus schrieb, zurückrufen? und wie will man das, was Erziehung und Schicksale für die Ausbildung eines ausgezeichneten Schriftstellers geleistet haben, jemals ersetzen? Nicht mit Unrecht ist von Tacitus behauptet worden: „er habe keine Zeile geschrieben, die ihm nicht so ausschließend eigen sei, daß sie von jeder Zeile jedes anderen römischen Schriftstellers unterschieden werden könne;" und dringt man tiefer in das Wesen dieses großen Autors ein, so macht man leicht die Entdeckung, daß unter seinem Griffel alles zum Bilde wird, was zuletzt ein weit stärkeres poetisches Vermögen voraussetzt, als man selbst bei irgend ei-

nem Dichter seines Volks wahrnimmt. Und wenn dies Alles noch nicht von jeder Nachahmung dieses Schriftstellers (welche, mehr oder weniger, immer nur eine Nachäffung seyn kann) abzuschrecken vermag: so sollte Derjenige, der sich auf eine solche Nachahmung einläßt, wenigstens bedenken, daß Tacitus, seinem eigenen Geständnisse nach, funfzehn Jahre — grande mortalis aevi spatium! — geschwiegen hat, was nothwendig einen Stil geben muß, der von Keinem, welcher sich nicht in demselben Falle befunden, jemals erreicht werden kann. Wenn also Herr von Ségur meinte, es gehöre zum Interesse seiner Darstellung des Feldzugs von 1812, alles, so viel als immer möglich in tacitischen Redensarten und Wendungen vorzutragen, und der großen Armee Gesinnungen und Gedanken unterzulegen, welche ihr fremd waren: so befand er sich in einem so großen Irrthum, daß ich behaupte, sein Werk sei eben so sehr der Form als der Materie nach verunglückt, und als Geschichtschreiber, dem es vor allen Dingen um Wahrheit zu thun seyn soll, habe er sich am meisten durch die Aengstlichkeit geschadet, womit er seinen Vortrag den Formen des Alterthums anzupassen bemüht gewesen. In Wahrheit, es ist immer nur Verkennung des eigenen Jahrhunderts, wenn man sich einbildet, ein früheres Jahrhundert sei in Erkennung des Wahren weiter vorgeschritten gewesen.

Freilich konnte diese Verkennung einem Manne nicht schwer fallen, der, indem er den Feldzug von 1812 von dem übrigen Leben Napoleon Bonaparte's absonderte, mit hofmännischer Kleingeisterei auf den Gedanken gerathen konnte, der Ausgang dieses Feldzugs, mit allem, was

daraus hervorgegangen ist, müsse auf die Rechnung der Beleibtheit und des Gesundheitsverfalls des französischen Oberfeldherrn gesetzt werden.

General Gourgaud hat sich das unbestreitbare Verdienst erworben, die Unzulässigkeit dieser Hypothese nachgewiesen zu haben. Nach ihm hat Napoleon in dem Feldzuge von 1812 seine Pflicht als Oberfeldherr eben so gewissenhaft und vollständig erfüllt, als in jedem der früher von ihm geleiteten und durchgeführten Feldzüge; und wahrlich, wenn man erwägt, was derselbe Kaiser noch in den Jahren 1813, 1814 und 1815 geleistet hat: so ist kein Grund, anzunehmen, daß er schon im Jahre 1812 in einem solchen Verfall geschmachtet habe, worin es ihm unmöglich geworden, Herr der Begebenheiten zu bleiben. General Gourgaud berichtigt viel, und mit Vergnügen vernimmt man den Mann vom Handwerk. Der einzige Vorwurf, den man ihm machen möchte, besteht, meines Erachtens, darin, daß er sich allzu sehr gegen die Hypothese des Grafen von Ségur ereifert. Er verkennt das Entschuldigende, das in derselben liegt; und er vergißt zugleich, daß, indem er seinem angebeteten Kaiser eine vollkommne Gesundheit, sowohl des Körpers als des Geistes, vindizirt, die Begebenheiten des Feldzugs bis zu dessen Beendigung und Napoleons Abreise nach Paris, in nichts dadurch verändert werden, so daß man glauben möchte, Napoleons körperliche Gesundheit und geistige Wirksamkeit seyen in diesem Feldzuge, wenn man ihn im Großen auffaßt, ganz überflüssig und entbehrlich gewesen.

Ich sage: wenn man ihn im Großen auffaßt. Denn betrachtet man den ganzen Feldzug als eine That-

sache, worin sich, nachdem er einmal begonnen ist, die Begebenheiten dergestalt verketteten, daß die erste immer die Ursache der zweiten ist: so sieht man den französischen Kaiser nach Moskau hin-, und von da nach Paris zurückgehen, ohne daß man sagen kann, er sei dabei noch etwas mehr gewesen, als das Werkzeug der Begebenheiten. Als solches liefert er zwar die Schlachten bei Smolensk und an der Moskwa; als solches hat er freilich immer den Wunsch und den guten Willen, allem, was ihm vorkommt, eine ihm selbst und seinem Heere vortheilhafte Wendung zu geben: da ihm dies aber unmöglich ist, so bleibt er den Begebenheiten von Anfang bis zu Ende gleich untergeordnet und es hat fortdauernd den Anschein, als ob der Mann, den seine Verehrer bald das Genie schlechtweg, bald die französische Vorsehung nannten, nicht den mindesten Verstand, nicht die gemeinste Ueberlegung habe. Um nichts auf die körperliche und geistige Gesundheit seines Helden kommen zu lassen, sieht General Gourgaud sich genöthigt, den Ausgang des Feldzugs theils den Verheerungen des Frostes und des Hungers, theils dem Abfalle der Verbündeten zuzuschreiben; allein, indem er auf diese Weise zugiebt, daß der Kraft des Kaisers Napoleon die Absolutheit gefehlt habe, macht er Dinge zu absoluten Kräften, die es wahrlich eben so wenig waren.

Wir kommen also mit Gourgaud's Berichtigungen durchaus nicht weiter, als wir früher mit Ségürs Hypothese gekommen waren. Wenn diese den Feldzug von 1812 nicht erklärt, so erklären ihn auch jene nicht. Wir lernen aus beider Schriften im Grunde nichts weiter, als was wir schon längst gewußt haben; nämlich,

daß die Kraft des menschlichen Geistes sehr beschränkt ist, und daß man, ohne sich den größten Gefahren auszusetzen, nichts unternehmen kann, was den Gesetzen der Natur entgegen ist: ihnen, denen der Mensch sich unter allen Umständen unterordnen soll. Diese Art, die Geschichte zu schreiben, ist durchaus verwerflich, weil sie Aufklärungen vorenthält, welche gegeben werden könnten. Bei weitem vorzuziehen ist die Manier des Herrn von Chambray, der sich darauf beschränkt hat, die nackten Thatsachen in seiner Erzählung abzuwickeln, ohne ihnen das Mindeste zu geben oder zu nehmen. Zum Wenigsten behält der Geist des Lesers hierbei volle Freiheit.

Gleichwohl möcht' ich nicht behaupten, daß eine, alle Forderungen der Kritik erfüllende Geschichte des Feldzugs von 1812 unmöglich sei; und ich verstehe darunter eine solche Bearbeitung dieses Stoffs, aus welcher hervorgeht, weshalb die einzelnen Begebenheiten so und nicht anders ausgefallen sind und welchen Antheil Napoleon Bonaparte an denselben gehabt hat. Wenn eine solche Geschichte noch nicht vorhanden ist, so folgt daraus keineswegs, daß sie nicht über kurz oder lang erscheinen werde. Es kommt dabei, wie es scheint, auf nichts weiter an, als daß man gewissen Vorurtheilen entsage, welche bis jetzt noch immer festgehalten worden sind.

Ich erkläre mich näher.

Es giebt zwei Hauptgegenstände, über welche Jeder, der die Geschichte des russischen Feldzuges mit Erfolg schreiben will, vollkommen im Klaren seyn muß.

Der erste von diesen Gegenständen ist die unvermeidliche Nothwendigkeit dieses Kriegs.

Um diese gehörig zu deduciren muß man, vor allen Dingen, auf den Charakter des Mannes zurückgehen, der, selbst nachdem es ihm gelungen war, sich, als französischem Kaiser, die Anerkennung bedeutender Mächte zu verschaffen, den Feldherrn weit über den Suverän setzte, den Krieg als eine heilsame Bewegung betrachtete und es nicht ungern sah, wenn seine Schmeichler von ihm sagten, er besitze die Kunst, den Lorbeer fruchtbar zu machen. Nächstdem kommt die besondere Lage dieses Mannes in Betrachtung. Wir lassen hier den Usurpator ganz aus dem Spiele, und halten uns bloß an dem neuen Fürsten, diesen Ausdruck einem großen Schriftsteller entlehnend, der schon vor mehr als drei Jahrhunderten den Unterschied zwischen erblichen und neuen Fürsten auf eine unvergleichliche Weise nachgewiesen hat *). Nicht anerkannt von England, Schweden und Rußland, mußte Napoleon seine ganze Politik als erblicher Kaiser der Franzosen darauf richten, sich diese Anerkennung zu erwerben. Das Hauptmittel für diesen Endzweck aber war ihm Krieg. Dieser ging wesentlich wider England. Um nun diese Macht zur Nachgiebigkeit zu vermögen, mußte sie aller Stützen beraubt werden, die sie auf dem europäischen Festlande besaß. Der Kampf nahm im Jahre 1805 seinen Anfang und endigte, als großes Drama, nach den entscheidenden Schlachten bei Ulm und Austerlitz, seinen ersten Act mit dem Friedensvertrage von Preßburg, in welchem Rußland, als Ver-

*) Macchiavelli in seinem Fürsten: ein Werk, daß man nur dann recht versteht, wenn man das erste Kapitel mit Verstand gelesen hat.

bündeter Oesterreichs, unberührt blieb. Hierin gerade lag es, daß der Kampf im folgenden Jahre erneuert werden mußte. Er ging wesentlich gegen Rußland; da aber Preußen Rußlands Vormauer gegen Frankreich war und Friedrich Wilhelm mit dem neuen Fürsten Frankreichs nicht gemeinschaftliche Sache gegen einen alten machen konnte: so erfuhr Preußen in dem Frieden von Tilsit das ungeheure Schicksal, wodurch es Frankreich dienstbar wurde. In der Härte gegen Preußen bezweckte Napoleon Bonaparte schwerlich noch etwas Anders, als den Kaiser von Rußland festzuhalten bei dem System, für welches er ihn in persönlichen Unterredungen gewonnen hatte. Indem nun Rußland den Engländern den Krieg erklärte und sich Finnlands bemächtigte, gewann der französische Kaiser freieren Spielraum für seine Entwürfe gegen England. Als Beschützer des schon im Sommer 1806 gebildeten Rheinbundes, ließ er auf das Decret von Berlin das Decret von Mayland folgen; und indem er sich, auf diese Weise, als den allgemeinen europäischen Gesetzgeber gebehrdete, zwang er die Königin von Toscana zur Entsagung, und leitete, durch die Vertreibung des Königs von Portugal nach Brasilien, jenen Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel ein, welcher im Jahre 1808 seinen Anfang nahm. Oesterreich glaubte, nicht müssiger Zuschauer dieser Gewaltstreiche bleiben zu können. Es entstand also jener Krieg von 1809, worin Rußland der Verbündete Frankreichs gegen Oesterreich war. Der schwache Antheil, welchen Alexander an diesem Kriege nahm, ließ von Stund' an erwarten, daß das Bündniß, worein er zu Tilsit getreten war, nicht von langer Dauer seyn würde; und diese Erwartung war nur

allzu sehr gegründet. Die Vermählung Napoleon Bonaparte's mit der Erzherzogin Marie Luise kündigte den Unwillen an, den der französische Kaiser gegen seinen nordischen Bundesgenossen gefaßt hatte; und nun erfolgte, Schlag auf Schlag, alles, was diesen beleidigen konnte: das sogenannte Continental-System, die Einverleibung Hollands in das französische Gebiet, die Einverleibung der deutschen Nordküste in dasselbe und die Vertreibung des Herzogs von Oldenburg, Schwagers des russischen Kaisers, aus seinem Machtgebiet. Vom Jahre 1811 an, war es nicht länger irgend einem Zweifel unterworfen, daß es zwischen Frankreich und Rußland zu einem entscheidenden Kampfe kommen würde; jeder sah ihn mit der größten Sicherheit vorher, und die allgemeine Spannung wuchs, als Napoleon in den Festungen Stettin und Danzig sein Kriegs-Material vermehrte, um alles in Bereitschaft zu haben, was der wirklich ausbrechende Krieg erforderte. In der That, es war nichts mehr und nichts weniger, als bloße Spiegelfechterei, wenn er in den ersten Monaten des Jahres 1812 durch den Herzog von Bassano noch Vorschläge machen ließ, welche den Fortbestand des bisherigen Verhältnisses bezweckten. Diese Vorschläge waren sogar von einer solchen Beschaffenheit, daß sie nicht angenommen werden konnten, wenn Rußland nicht jeder Würde entsagen wollte. Und so war denn der Feldzug von 1812 herbeigeführt durch alles, was ihm vorangegangen war; und seine Nothwendigkeit beruhete wesentlich darauf, daß Napoleon, wenn ihm die Unterjochung Rußlands nicht gelang, darauf verzichten mußte, in der europäischen Welt für sich und seine neue Dynastie eine bleibende Haltung zu gewinnen.

Auf diese Weise würde sich die Nothwendigkeit des Krieges von 1812 deduciren lassen.

Der zweite Hauptgegenstand, den der Geschichtschreiber dieses Kriegs ins Auge zu fassen hat, ist das Mittel, welches Napoleon anwenden mußte, um zu seinem Zweck zu gelangen.

Der Territorial-Umfang Rußlands ist bekannt. Gegen ein Reich von mehr als 300,000 Geviertmeilen zu Felde ziehen, und in diesem Reiche auf große militärische Erfolge rechnen, welche nicht entweder durch den Unverstand oder durch die Feigheit des Gegners erworben werden, ist — man darf es ungescheut sagen — eine Keckheit, die durch nichts gerechtfertigt werden kann. Da eine mäßige Armee — wir denken uns eine von etwa 200,000 Mann — hier wenig auszurichten vermag: so muß man, als Eroberer, seine Zuflucht zu einer sehr großen nehmen. Allein mit einer sehr großen Armee, welche sich über einen bedeutenden Raum zu verbreiten hat, verliert die Kriegskunst alle Sicherheit der Anwendung; und so kann es nur allzu leicht geschehen, daß der, der mit einer Armee von 100- bis 200,000 Mann sich als einen ausgezeichneten Feldherrn gezeigt hat, alle Thatkraft einbüßt und seine höchste Tugend in der Resignation finden muß; aus keinem anderen Grunde, als weil alle seine Anordnungen auf nicht vorhergesehene Hindernisse stoßen, die ihre Zweckmäßigkeit vereiteln und unerwartete Resultate geben. Dies ist so gewiß, daß man behaupten kann, die Kriegskunst habe an den Kriegszügen eines Attila, Gingischan, Tamerlan und welchen Eroberer man fast noch nennen mag, gar keinen Antheil gehabt. Wo unermeßliche Heere in Bewegung gesetzt werden, da

gilt es keinen Krieg im europäischen Sinne des Worts, d. h. keinen Krieg, den ein höherer Civilisations-Grad geboren hat und der wesentlich auf die Beschützung desselben abzweckt; da gilt es nur Verheerung, Vernichtung, Aneignung eines fremden Machtgebiets, kurz alle die Gräuel, welche zu allen Zeiten Völkerwanderungen begleitet haben. Von politischen Zwecken zu reden, wenn man an der Spitze eines Heers von 500,000 Mann steht, ist kaum noch etwas mehr, als eine Abgeschmacktheit: je weniger sich der Oberfeldherr in seiner Gewalt hat und je mehr er dem unwiderstehlichen Zuge der Begebenheiten folgen muß, desto sicherer verfehlt er seinen Zweck, desto weniger ist er im Stande, seine Vorsätze durchzuführen.

Sehr richtig hatte Napoleon Bonaparte ermittelt, daß für den Zweck, den er in Beziehung auf Rußland verfolgte, 200,000 Mann eine allzu geringe Macht bildeten. Wenn er nun, mit schonungsloser Benutzung der Kräfte seiner Verbündeten, jenes Heer, das er gegen Rußland zu führen entschlossen war, auf mehr als 500,000 Mann verstärkte: so konnte er dazu freilich mehr als Einen Beweggrund haben; unter andern auch den, die Ruhe in seinem Rücken durch Schwächung der Kräfte zu sichern. Da ihm aber, als einem erfahrnen Feldherrn, nicht unbekannt seyn konnte, daß die Kunst, Menschenmassen zu bewegen, wie jede andere Kunst, an Bedingungen geknüpft ist, welche erfüllt werden müssen, wenn das vorgesteckte Ziel erreicht werden soll: so muß man annehmen, daß er bei der ungemessenen Anhäufung seiner Streitmassen von einem Gedanken ausgegangen sei, worin diese allein ihre Rechtfertigung fand. Dieser Gedanke nun konnte schwerlich ein anderer seyn, als

als daß die Russen ihr Gebiet an den Gränzen desselben vertheidigen würden. War diese Voraussetzung richtig: so ließ das ungeheure Heer, über welches er verfügte, sich, ohne daß sein Zusammenhang wesentlich aufgehoben wurde, leicht in ein Garn verwandeln, worin die Russen zusammen getrieben und vernichtet wurden. Der Feldzug von 1812 gewann alsdann denselben Charakter, der Napoleon's frühere Feldzüge ausgezeichnet hatte; und je vollständiger die Vernichtung des russischen Heeres gewesen wäre, desto unverhinderter und unumschränkter hätte der französische Oberfeldherr die Bedingungen des Friedens vorschreiben können.

Bekanntlich war jene Voraussetzung falsch; und weil sie dies war, so verlor das ungeheure Heer Napoleons mit seiner ursprünglichen Bestimmung zugleich seine Kraft.

Nachdem die Russen ihr großes verschanztes Lager bei Drissa an der Düna verlassen hatten, handelte es sich hauptsächlich darum, die Vereinigung der zweiten russischen West-Armee mit der ersten zu verhindern; allein es zeigte sich auf der Stelle, daß die Entfernungen, worin die verschiedenen französischen Armee-Corps von einander operirten, kein wahres Zusammenwirken zu einem und demselben Zwecke gestatteten: Napoleon sah sich genöthigt, seinen eigenen Bruder, den König von Westphalen vom Heere zu entfernen, „weil dieser“ — so wurde es ausgedrückt — „alles verkehrt auffasse.“ Genöthigt, dem russischen Heere nachzuziehen, erfuhr das französische alle diese Zerstörungen, welche von Zwangsmärschen in einer spärlich angebauten Gegend unzertrennlich sind; dazu aber kam noch jener verderbliche Regen in den ersten Tagen des Juli, der sechs

und dreißig Stunden anhielt, die Straßen in Moräste verwandelte und einen bedeutenden Theil der Artillerie in den Ruhestand versetzte. Erschöpft langte dies Heer bei Witepsk an, wo es zehn Tage verweilen mußte, um Kräfte zu neuen Anstrengungen zu sammeln. Die Vereinigung der zweiten russischen West-Armee mit der ersten kam in der Nähe von Smolensk zu Stande.

Für den französischen Kaiser war eine Schlacht zu einer Wohlthat geworden; doch die, welche er vor den Mauern von Smolensk lieferte, brachte nicht die Wirkungen hervor, die er sich davon versprach, weil Junot, Herzog von Abrantes, die Russen, die er umgehen sollte, entwischen ließ. Sich immer weiter von seinem rechten und linken Flügel trennend, von welchen jener dem, aus Volhynien herandringenden Fürsten Tormasow, dieser dem an der Düna zurückgebliebenen Fürsten Wittgenstein entgegengestellt werden mußte, ging Napoleon, nach der Schlacht bei Smolensk, immer den Russen folgend, nach Moskau vor. Die Schlacht bei Mojaisk war unstreitig das Höchste, was, nach so angestrengten Märschen, wie die der Monate Juli und August gewesen waren, geleistet werden konnte; aber die Früchte des errungenen Sieges gingen in dem Brande von Moskau verloren. Die Lage des französischen Heeres war jetzt so bedenklich geworden, daß ein Friedens-Traktat eine bei weitem größere Wohlthat für Napoleon, als für Alexander war. Ein solcher kam aber nicht zu Stande. Wollte nun der französische Feldherr sich nicht, gleich Karl dem Zwölften, in die Wälder und Moräste der Ukraine verlieren: so blieb ihm nichts anderes übrig, als auf demselben Wege, worauf er nach Moskau

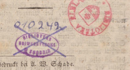
gekommen war, nach Königsberg oder Warschau zurück zu gehen.

Dieser Entschluß aber mußte zu einer Zeit gefaßt werden, wo aller Zusammenhang zwischen den einzelnen Theilen des französischen Heeres, vermöge der großen Entfernungen, worin sie von einander standen, aufgehört hatte und wo es eben deshalb vollkommen gleichgültig geworden war, ob feldherrliche Weisheit oder Thorheit über dem Ganzen waltete. Die, welche, sowohl auf dem Marsche nach Moskau als auf dem Rückzuge, eine auffallende Apathie an Napoleon wahrzunehmen glaubten, hatten gewiß nicht schlecht beobachtet; allein sie irrten sich in Ansehung der Ursache derselben. Diese ging nicht aus einem Verfalle körperlicher oder geistiger Gesundheit hervor, wohl aber aus einer verzweiflungsvollen Lage, woran nichts zu verbessern war. Die höchste Resignation wird da zu einer Tugend, wo man fürchten muß, durch kraftvolles Eingreifen alles noch mehr zu verschlimmern; Napoleon aber hatte sich durch seine eignen Maßregeln zu einer solchen Resignation verdammt. Die Gewalt des Frostes und des Hungers, welche nach der Schlacht bei Malojaroslawez eintrat, verbunden mit den Seiten-Angriffen der Russen unter Miloradowitsch, vollendete nur was im ersten Zuschnitt verdorben war; und wer den Ausgang des verhängnißvollen Feldzuges von 1812 mit dem Anfange desselben in Verbindung zu bringen versteht, gelangt leicht zu der Ueberzeugung, daß in diesem großen Unternehmen von Seiten Napoleons nur Ein Fehler begangen wurde; nämlich der, daß er, im Vertrauen auf seine feldherrliche Geschicklichkeit, den Russen folgte, als diese ihm durch ihren Rückzug tiefer ins Land zogen. Auf der andern Seite fagt man sich freilich, daß die Verfolgung nicht wohl zu vermeiden war, weil sich nicht berechnen ließ, wie weit sie führen würde. In Wahrheit, wäre die Schlacht, welche bei Mozaisk geliefert wurde, bei Witepsk geliefert worden: so würde keine von den Folgen eingetreten seyn, denen wir die gegenwärtige Gestalt Europa's verdanken.

Der ganze Streit, der sich zwischen den Grafen von Ségur und dem General Gourgaud über Napoleons Antheil an den Begebenheiten des Jahres 1812 erhoben hat, ist also im Grunde nur ein Beweis mehr, daß es eine Natur der Dinge giebt, welcher kein menschlicher Verstand

gewachsen ist, wenn es darauf ankommt, sie zu besiegen; und was man, auch bei dieser Veranlassung, geltend machen möchte, ist der Ausspruch Bacons, „daß der Mensch über die Dinge nur in sofern etwas vermag, als er damit anfängt, sich ihnen unterzuordnen." Es war aber kein absoluter Fehler, den Napoleon beging, als er, um seinen Kampf mit Rußland zu entscheiden, mehr als eine halbe Million Streiter an die Gränzen dieses unermeßlichen Reichs führte; es ward nur ein solcher, als die Russen, anstatt seine Erwartung zu erfüllen, sich vor seinen Angriffen zurückzogen und ihn zu einer Verfolgung verleiteten, die nur mit dem Untergange seiner Macht endigen konnte.

Um die Geschichte des russischen Feldzugs, so wie überhaupt die Geschichte des französischen Kaisers mit Wahrheit und auf eine, selbst die strengsten Forderungen der Kritik befriedigende Weise zu schreiben, ist unstreitig nichts weiter erforderlich, als diesen neuen Fürsten in dem Problem aufzufassen, das sowohl in Beziehung auf Frankreich, als in Beziehung auf das ganze Europa von ihm gelöset werden mußte, wenn seine Dynastie fortdauern sollte; aber wie viel fehlt daran, daß sein ganzes Thun und Treiben von dieser Seite — der einzigen, die sich mit Unpartheilichkeit und Gerechtigkeit verträgt — aufgefaßt wäre! In Frankreich wird man vielleicht noch eines halben Jahrhunderts bedürfen, ehe man zu dieser, wie es mir scheint, einzig richtigen Ansicht von Napoleon gelangt. Wie früh man in England und in Deutschland dahin gelangen wird, steht freilich auch dahin; indeß bietet die neuere Zeit keinen größeren und zugleich keinen lehrreichern Stoff zu einer historischen Entfaltung dar, und wer sich ihm gewachsen zeigt, darf darauf rechnen, daß er sich die ganze Menschheit verbindet.



Gedruckt bei A. W. Schade.

